DER LANGE ISAACK: HISTOR. ROMAN AUS D. ZEIT D. DT. BEFREIUNGSKRIEGES

Julius von Wickede



Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Der lange Isaack.



Der lange Isaack.

Historischer Roman

aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges

von

Julius von Wickede.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1863.



Inhalts-Verzeichniss.



1.

Der Hausirer Isaack und der Bauer Bruhn.

Ein trüber, unfreundlicher Märzabend des verhängnißvollen Jahres 1813 dämmerte bereits über der weiten, öden Haidefläche, welche sich nordöstlich von der alten Stadt Lüneburg, gegen Harburg zu, hinzieht. Der schneidende Ostwind brauste mit ungehemmter Gewalt auf der baumlosen Ebene und jagte die bleigrauen Schneewolken, die den ganzen Himmel tief bedeckten, so hastig vor sich her, daß sie nur mitunter in einzelnen scharfen Schauern sich entleeren konnten. Auf ganze Strecken hin war der Erdboden bereits vom Schnee entblößt und zeigte eine schmutzig braun-graue, vom Wasser tiefgetränkte Färbung, während hier und da vom Winde zusammengetriebene hohe Schneewälle in breiten weißgrauen Streifen sich dahinzogen, einem etwaigen Wanderer den ohnehin schon mühsamen Weg dadurch noch mehr erschwe-

rend. Freilich war ein Fußgänger jetzt kaum hier zu finden, denn wen nicht die äußerste Noth dazu trieb, der verließ an so einem unfreundlichen Abend nur ungern die schützende Wohnung. War doch ohnehin schon in dieser menschenleeren Gegend, wo die Dörfer, und oft sogar die einzelnen Bauernhöfe damals noch weite Strecken auseinander lagen, selbst bei Tage und besserem Wetter der Verkehr sehr gering. Nur auf der breiten, sandigen Land- und Heeresstraße, die von Harburg aus durch die Haide über Lüneburg in das Innere von Deutschland führte, herrschte oft reges Treiben, seitabwärts rechts und links davon war es gewöhnlich dafür desto stiller.

Trotz Sturm und Schneegestöber und schlüpfrigem Wege ging aber ein einsamer Wanderer mit schnellen, sicheren Schritten auf einem kaum noch erkennbaren Fußpfad, der von der Landstraße fort rechts seitwärts in die Haide führte. Dringende Eile mußte ihn zu diesem Gange treiben; denn selbst die hoch zusammengewehten Schneewälle, in denen er fast bis an die Kniee einsank, konnten nicht die Schnelligkeit seiner Schritte mäßigen. Nur wenn der Stoßwind ihm mitunter gar zu heftig den Schnee und Hagel in das von der Anstrengung erhitzte Gesicht peitschte, hielt er wohl

einige Augenblicke an und drehte sich um, sich den Schweiß mit einem vielgebrauchten blauleinenen Schnupftuche etwas wieder zu trocknen. Mit neugestärkter Kraft setzte er aber nach solch einer kleinen Rast dann bald wieder seine beschwerliche Wanderung fort. Doppelt schwer mußte jedoch gerade jetzt dem Fußgänger sein Weg werden, denn auf seinem tief vorwärts gebogenen Rücken trug er überdies noch einen hohen, ihm bis weit über den Kopf reichenden Tragepacken, der sorgsam mit schwarzer Wachsleinwand überzogen und kunstreich geschnürt war.

Ein alter Hausirjude aus Lüneburg, Isaack Meyer oder, wie ihn das Landvolk viele Meilen weit in der Runde nur nannte, „der lange Isaack" war dieser einsame Fußgänger auf der nächtlichen Haide, und der Tragepacken enthielt die ihm zu seinem Geschäfte nothwendigen Waaren aller Art. Trotzdem, daß er gewiß schon weit über sechszig Jahre zählen mochte, trieb der alte Jude Jahr aus Jahr ein seinen beschwerlichen Hausirhandel, und weder der Staub und die glühende Sonnenhitze des Sommers auf der schattenlosen Haide, noch des Winters eisige Kälte, oder des Herbstes brausende Stürme verhinderten ihn nur an einem einzigen Arbeitstage, seine Gänge zu machen.

Bunte Tücher, Schürzen, Bänder und Ellenwaaren jeglicher Art, Faden und Nadeln, Scheeren und Kämme, kurz, was ein Bauermädchen in einem Haidedorfe sich von derartigen Sachen nur wünschen konnte; alles Dies und noch vieles Andere trug der lange Isaack in reicher, sehr geschickt nach dem oft überaus eigensinnigen Geschmack seiner Kunden berechneter Auswahl in seinem Packen bei sich. Selbst für die putzsüchtige „Wirthschaftsmamsell“ auf dem Edelhofe, oder die behäbig runde Pachtersfrau, oder das rothwangige Töchterlein im einsamen Försterhause, die alle schon höhere, obgleich in damaliger Zeit immer noch sehr bescheidene Ansprüche machten, führte er in seinen kleinen Extrapäckchen stets noch manche Kleinigkeiten, nach denen sie gerade ein besonders lebhaftes Verlangen trugen, bei sich. So war der Hausirer, der auch seine Gänge stets mit kluger Berechnung einzurichten wußte, und weder zu selten noch zu oft erschien, überall eine sehr erwünschte Erscheinung. Er schlug zwar anfänglich im Preise viel vor, und ließ oft um einen halben Groschen lange mit sich handeln, denn er wußte, daß solch ein Gefeilsche nun einmal zu den besonderen Privatliebhabereien seiner ländlichen Abnehmerinnen gehörte, aber er betrog niemals und

lieferte keine unreellen Waaren. Wenn er sagte: „das Zeug ist echtfarbig," so konnte gewiß keine Wäsche dessen Farbe ausbleichen, und jede Rolle Band, deren Ellenmaß er vorher angab, wurde ihm sicherlich ohne weitere Nachmessung abgekauft, denn alle seine Kunden wußten aus langjähriger Erfahrung, daß sie sich auf seine derartigen Versicherungen unbedingt verlassen durften. „Muß ein armer Jüd doch halten eben so sehr auf Ehr' und Reputation, wie ein reicher und graußer Mann, und muß sich danach betragen, daß er nicht kann kommen einmal oder zweimal, sondern zehnmal und noch öfter in ein und dasselbe Haus, und schmeißen die Leute ihn nicht heraus, sondern freuen sich, daß er kommt — warum? — darum, weil sie wissen, daß er ist reell und beschmusert nicht," war seine häufige Redensart, nach der er auch stets handelte.

Auch seiner vielen sonstigen trefflichen Eigenschaften wegen war der lange Isaack in allen Bauerdörfern, Pachthöfen und Forstwohnungen an zehn Meilen breit in der Runde um Lüneburg herum eine sehr beliebte Erscheinung. Er kannte alle Verhältnisse der Bewohner bis auf die geringsten Einzelheiten, und war doch niemals neugierig, konnte über Alles ein vernünftiges Wort mit-

sprechen, ohne geschwätzig zu sein, gab überall Rede und Antwort, und zeigte doch stets, wenn es nöthig war, die größte Verschwiegenheit; machte dabei auch gern sein lustiges Späßchen, ohne sich jedoch zum steten Witzbold herabzuwürdigen. Zu jener Zeit waren die Verkehrsverhältnisse nur noch dürftig, die Leute blieben mehr zu Haus und Hof, und besuchten die Städte nicht so häufig, wie jetzt der Fall ist; gedruckte Zeitungen erschienen kaum wöchentlich einige Mal, und brauchten dann oft viele Tage, bis sie sich in die abgelegenen Haidedörfer verirrten, und so war die Ankunft des Hausirers, der Alles wußte, was irgend wie nur von Interesse sein konnte, oft ein sehr erwünschtes Ereigniß. Nicht blos die Weiber handelten und plauderten, sondern auch die Männer politisirten gern mit ihm, und wie es denn eigentlich in der Welt stände und was wohl zu erwarten war, erfuhr mancher Bauer oder Förster zuerst aus seinem klugen Munde. Auch bei Geldanleihen, größeren Käufen, und besonders bei den zarten Geschäften der Heirathsstiftungen, wurde der lange Isaack sehr häufig als zuverlässiger, verschwiegener und sehr kluger Unterhändler benutzt. Alle derartigen Besorgungen unternahm er vielfach unentgeltlich, „denn es nützt zur Kundschaft,“ wie

er zu sagen pflegte, und nahm nur dankbar die ihm freiwillig dafür angebotenen Geschenke an, ohne selbst jemals irgendwie Etwas zu fordern. Durch alles Derartige wurde aber sein Ruf immer mehr gesteigert.

Von äußerer Gestalt war der lange Isaack, wie schon sein Beiname ausdrückte, sehr groß, und mußte ursprünglich gut gewachsen sein, durch die vieljährige Gewohnheit aber, stets einen schweren Packen zu tragen, waren der Rücken tief vornüber gebeugt und die Schultern sehr gekrümmt; der ganze Körper war dürr und hatte gewiß auch kein Loth überflüssiges Fleisch an sich, doch zeigten Knochen und Muskeln eine nicht geringe Kraft und Ausdauer. Das hagere, von zahllosen Falten der Kreuz und der Quere nach durchfurchte Gesicht war mit einer durch Wind und Wetter fast pergamentartig gegerbten Haut überzogen und besaß dabei einen echt jüdischen Ausdruck; die große gebogene Nase ragte weit über die fleischlosen Backen hervor, der Mund war schmal und fein geschnitten, das Kinn, so weit man es aus dem schon weißgrauen, bis fast auf die Brust danieder hängenden, spitz zulaufenden Bart erkennen konnte, lang und hager; die Stirn, die nur noch spärlich von einigen grauen Haaren bedeckt wurde,

hoch und schön gewölbt. Unter den weißgrauen, borstig in die Höhe stehenden Augenbrauen lagen in tiefen Höhlen ein Paar kleine, aber sehr lebendige, braune Augen, deren Blick trotz des hohen Alters an Schärfe und Lebendigkeit Nichts verloren zu haben schien. In dem ganzen Ausdruck dieses Gesichtes war viel Schlauheit, ja selbst Verschmitztheit, dabei aber auch wieder unverkennbar Thatkräftiges und Ausdauerndes, und doch lag dabei wieder ein solcher Zug von Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit in demselben, daß es schon großes Zutrauen einflößen konnte. Jedenfalls mußte der lange Isaack, trotzdem daß er nur ein armer Hausirjude war, doch ein geistig nicht unbedeutender Mensch sein.

Ungeachtet sein sehr einträglicher Hausirhandel ihm alljährlich eine nicht unbedeutende Summe abwerfen mußte, lebte der Alte doch äußerst spärlich, ja selbst dürftig. Besonders auf seine Kleidung verwandte er die geringsten Summen, und manches Stück derselben schien fast eben so alt und durchwettert, wie er selbst war, zu sein. So bestand auch an dem heutigen Abend sein Anzug aus einem langen, sehr verblichenen, abgeschabten, und zwar vielfach geflickten, dabei aber doch sehr reinlich gehaltenen Rock, der aus dem groben,

aber starken, hellgrauen Tuche, wie es damals die Soldaten des Kaisers Napoleon zu ihren Mänteln erhielten, gemacht war. Wenn sich auch der Schneider bei dem Zuschnitt dieses Kleidungsstückes, was weit um den magern Leib herumschlotterte, keine sonderliche Mühe gegeben hatte, so mußte er doch eine desto größere Sorgfalt auf die Anfertigung der zahllosen Taschen, die es enthielt, verwandt haben. Ueberall, oben und unten, vorwärts und seitwärts sah man solche Taschen, die stets mit kleinen Waarenpäckchen vollgepfropft waren. Die dürren Schenkel bedeckten enge, kurze Hosen von ursprünglich schwarzem, durch langjährigen Gebrauch aber schon fuchsigroth schimmernden Sammetmanchester, die unterhalb des Knies von einem Paar großen Messingschnallen zusammengehalten wurden. Derbe, plumpe Wasserstiefel von geschmiertem Rindsleder reichten bis über die Stelle, wo eigentlich die Waden sitzen sollten, und ließen noch die braunen, von der groben Wolle der Haidschnucken gestrickten Strümpfe, die von den Knieschnallen mit festgehalten wurden, hervorsehen. Eine lange, ebenfalls sehr vieltaschige Weste war von bunten, inwendig gegerbten Katzenfellen, auf denen sich aber schon viele, durch langjährigen Gebrauch kahl abgeriebene Stellen zeigten,

verfertigt. Ein langes, grobes, ursprünglich rothes, jetzt aber schon grauschwärzlich gewordenes Wollentuch war um den dünnen Hals geschlungen, während eine runde Pelzkappe von Marderfell, die aber schon so zerzaust aussah, als hätten junge Hunde wochenlang damit umhergespielt, tief auf dem grauen Hauptthaar saß. Mit Ausnahme, daß er im Sommer diese Pelzkappe mit einem formlosen, vor Alter schon röthlich gewordenen Hute, und die Wasserstiefel mit derben Schnallenschuhen vertauschte, trug der lange Isaack diese Kleidung unabänderlich zu jeder Jahreszeit, in der Sonnenhitze des Augustmonates, wie in dem Froste des Januars, und Niemand erinnerte sich, ihn auf seinen Wanderungen jemals anders angezogen gesehen zu haben. Hatte er von seinen vielen Taschen doch auch häufig den Beinamen „der Taschenjude" erhalten. Ein langer, derber Knittelstock von Eichenholz, unten mit großer Eisenspitze, oben mit einer Krücke, um den Tragepacken beim Ausruhen besser darauf stützen zu können, war in seiner knochigen Hand, während ein kleiner, gelbgrauer Spitzhund von seltener Häßlichkeit, aber auch eben so bewundernswürdiger Klugheit ihm als steter Begleiter folgte. Ein heftigerer Windstoß als zuvor peitschte dem Hausirer jetzt plötzlich

den Schnee mit solcher Gewalt in das Gesicht, daß er fast unwillkürlich sich umdrehte, um so für einen Augenblick wenigstens etwas besser geschützt zu sein.

„Soll mer Gott helfen, ein mechantes Wetter heute Abend; laufe ich doch schon über vierzig Jahre hier durch die Haide, aber ein viel schlimmeres habe ich noch niemals erlebt," murmelte er halblaut in den Bart, und fuhr dann gleichsam in seinem Selbstgespräch weiter fort: „Und doch muß ich machen noch einen weiten Weg, wenn ich will erreichen meinen Zweck. Zwar hier links, zum reichen Bauer Facklam, da wäre ich in einer halben Stunde unter Dach und Fach, und fände ein gutes Nachtlager, aber der Facklam ist ein Pferdenarr, der ließ' seine Pferde bei solchem Wetter nicht aus dem Stall, um mich sogleich die drei Meilen bis Lüneburg noch zu fahren, und so hälfe mir das Ganze wieder Nichts. Und wenn ich ging' hier auf den Edelhof, wo der vornehme Herr Baron von Dressen wohnt, da hätt' ich auch nicht mehr so weit, und der Herr Inspector im Wirthschaftshause ließ' mir machen ein gutes Bett und ein warmes Essen, aber ein Pferd, um nach Lüneburg zu kommen, darf er mir ohne des gnädigen Herrn seine Erlaubniß nicht geben, — und

dem mag ich mich nicht anvertrauen. Der Herr Baron ist zwar ein großer und ein gar stolzer Mann, der kaum mit dem Finger an den Hut tippt, wenn der alte Jude noch so tief seine Kappe vor ihm zieht, und wenn eine Sache gut ausfällt, wird er schon erzählen, daß er hätt' das größte Verdienst dabei gehabt, und wird es zu machen wissen, daß er bekommt einen blanken Orden oder einen vornehmen Titel, aber ein Herz für unser Land hat er doch nicht, und anvertrauen mag ich ihm Nichts. Ist er doch im letzten Winter gewesen wieder lange in Cassel, wo der Spitzbube, der Jerôme, den gemacht hat der Bonaparte zum König, hält seinen Hofstaat, und seine Tochter, die schöne Baronesse Louise, ist viel da gegangen auf die Bälle, und hat sich lassen sagen von den Windbeuteln, den französischen Officieren, Nichts wie lauter Flatousen und Complimente. Pfui über solch Treiben, und deshalb mag ich ihm nicht vertrauen. So will ich denn noch gehen zum alten Bruhn nach Ehmsbüttel, wenn es auch noch ist eine ganze Meile gerade gegen den Wind an. Aber ich weiß, daß der ist ein Ehrenmann, der läßt sogleich anspannen seine beiden braunen Hengste, daß ich komme noch in der Nacht nach Lüneburg, und kann dort machen die Meldung,

daß der General Morand kommt gezogen von Harburg her mit einem starken Corps gegen die Stadt. Also vorwärts, Spitz, es hilft Nichts, wir müssen uns machen auf die Beine," sprach er zuletzt schmeichelnd zu seinem kleinen Hunde, der unterdessen zwischen seine Füße sich gekauert hatte, dort bessern Schutz gegen den pfeifenden Wind zu finden. Und das kluge Thier, gleichsam als verstände es die Worte seines Herrn und billige vollkommen ihren Sinn, schaute ihn treuherzig mit seinen großen Augen an, wedelte einige Male mit dem Schwanze und sprang dann wieder munter in das Sturmgebrause und Schneegestöber hinein, von dem Alten mit hastigen Schritten gefolgt.

Die einzelnen Bauerngehöfte der Lüneburger Haide zeichnen sich in der Regel durch große Wohlhabenheit ihrer Bewohner aus. Zwar ist der Boden vielfach nur äußerst dürftig, und kann auf weite Strecken hin nur zur Weide für die kleinen, grobwolligen, braunen Schafe, „Haidschnucken" genannt, oder höchstens zum Anbau von spärlichem Buchweizen oder Haidekorn benutzt werden, dafür

aber hatte damals wenigstens mancher Bauer auch eine so weite Fläche als Eigenthum, daß man in fruchtbareren Gegenden mehr als ein Rittergut daraus zusammenstellen könnte. Wo aber Quellen entspringen und kleine Bäche in trägem Lauf sich durch die Ebene schlängeln, da zeigt die Haide häufig auch eine ihr sonst ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Grüne Wiesen, die für alles Vieh eine treffliche Weide abgeben, erstrecken sich längs des Wassers, und hohe Eichen, oft von vielhundertjährigem, stattlichem Wuchs, stehen zerstreut auf denselben umher. Auch kleine Feldstücke, häufig nur durch die angestrengte Thätigkeit mehrerer Generationen fruchtbar gemacht, die verschiedene Feld- und Gartenfrüchte tragen, liegen in der Nähe des belebenden Wassers. Auf solchen Plätzen, die wirklich oft grünenden und blühenden Oasen in weiter Wüste gleichen, sind dann auch gewöhnlich die einzelnen Gehöfte der Bauern angelegt. Diese sehen zwar einfach, aber behäbig und reinlich aus, und zeigen schon äußerlich den Wohlstand, zugleich aber auch die Ordnung und Thätigkeit ihrer Bewohner. Das Wohnhaus ist lang, aber schmal und niedrig in den Wänden, das hohe, tief niederreichende Dach nur von Stroh, die Wände sind von Balkenwerk mit Ziegelstein-

feldern dazwischen; aber Alles ist reinlich und gut gehalten, und nirgends sieht man Schmutz, Unordnung oder Spuren des Verfalls. Wer durch die hohe und breite Hofthür, in die ein vollgeladener Erntewagen ungehindert hineinfahren kann, in das Wohnhaus tritt, kommt zuerst auf eine sehr geräumige Diele mit hartgeschlagenem Lehmboden, die im Winter auch zum Dreschen des Getreides benutzt wird. Nur durch niedrige Pfosten, mit Krippen darauf, vom Dielenraum getrennt, liegen auf beiden Seiten die langen Ställe, in denen des Bauern größter Reichthum, seine Pferde und Kühe stehen, während für die „Haidschnucken" gewöhnlich ein eigener kleiner Stall am Wohnhause angebaut ist. Oft an zehn bis zwölf Pferde besitzt ein wohlhabender Bauer hier, und zieht aus ihrer Zucht einen Hauptheil seiner Einnahme. Hinter dieser großen Diele liegt die Küche, deren freundlich flammendes Herdfeuer man häufig durch die stets offene Thür erblicken kann. Die Küchengeräthe sind zwar nur höchst einfach, aber die langen Reihen der Würste und Schinken und geräucherten Gänsebrüste, die an der Decke hängen, um im Herdrauch zu räuchern, können einem Hungrigen schon einen vielversprechenden Anblick gewähren. Seitwärts dieser Küche liegt die große,

zwar niedrige, aber geräumige Wohnstube, in welcher der Bauer den größten Theil seiner freien Zeit, mit seinen Dienstboten vereint, verbringt. Tische, Bänke und lange Wandschränke, alle reinlich gehalten, bilden das Hauptmobiliar dieser großen Stube, während in dem daneben anstoßenden kleinern Zimmer, das der Bauer ausschließlich zum Gebrauch für sich und seine Familie hat, schon ein Spiegel und einige bessere Hausgeräthe von gebeiztem Holz zu sehen sind.

So waren im Allgemeinen in den damaligen Jahren die Wohnhäuser der wohlhabenderen Bauerngehöftsbesitzer in der Lüneburger Haide, und obgleich die fortschreitende Zeit auch in ihnen allmälig einen größern Luxus eingeführt hat, so haben sie doch auch in unserer jetzigen Gegenwart ihren Hauptcharakter noch immer nicht gänzlich verloren. Mit das behäbigste und besteingerichtete Gehöft mehrere Meilen weit in der Runde war unbedingt aber das des Vollbauern Wilhelm Bruhn. Schon gar viele Generationen hindurch war es im Besitz derselben Familie, und mit gerechtem Stolz ward noch eine alte, halbverrostete Hellebarde gezeigt, mit der ein Urahn zur Zeit des dreißigjährigen Krieges sein Besitzthum muthig gegen plündernde Kroaten vertheidigt hatte. Die

hohen Eichen, welche gleich einem prächtig dunkelgrünen Kranz das ganze Gehöft umzogen, die Obstbäume in dem Garten, die so üppig blühten und oft so reiche Früchte trugen, alle waren von den Händen der verschiedenen Generationen dieser Familie selbst gepflanzt worden. Auch ein Feldstück nach dem andern hatte ihr Fleiß mit vieljähriger Mühe der unfruchtbaren Haide langsam abgerungen, und so konnte der jetzige Bauer Bruhn mit Recht ein sehr wohlhabender Mann genannt werden, der selbst mit manchem Rittergutsbesitzer nicht zu tauschen brauchte. Er war eine kernhafte, stattliche Erscheinung, und auch schon äußerlich der würdige Repräsentant jenes durch und durch deutschen, wahrhaft tüchtigen Volksstammes, der die ganze große hannover'sche Ebene zwischen Elbe und Weser bewohnt. Schon den Sechszigen nahe, zeigte Bruhn doch noch nicht die mindeste Abnahme seiner Körperkraft, und es gewährte ihm oft Vergnügen, mit dem kräftigsten seiner Knechte in Verrichtung der schwersten Arbeiten zu wetteifern. Sein Wuchs war nicht hoch, aber breitschulterig, und seine Haltung noch immer so gerade, daß man ihr schon auf den ersten Blick ansehen konnte, der Alte müsse ein früherer langgedienter Soldat sein. Gleich den meisten Söhnen der wohl-

habenden Bauern der Haide, hatte Bruhn in seiner Jugend auch mehrere Jahre als Freiwilliger in der damaligen churfürstlich hannover'schen Reiterei gedient, und in den französischen Revolutionskämpfen der 1790er Jahre, die er als Wachtmeister der Dragoner mitmachte, eine derbe Schmarre, welche sich quer über seine breite Stirn hinzog, erhalten. Erst nach dem Tode seines ältern, kinderlos gestorbenen Bruders hatte er das Gehöft geerbt und nun gern den Reiterpallasch, der noch am Ehrenplatz über seinem Bette hing, mit der Pflugschar vertauscht. In Allem, was er einmal angriff, tüchtig und nachhaltig, war Bruhn denn bald ein echter Bauer geworden, fleißig und umsichtig, der es trotz seiner Wohlhabenheit nicht scheute, selbst mit Hand anzulegen, wenn es gerade dringende Arbeit zu verrichten gab, obgleich er sonst an drei bis vier Knechte und einige Mägde in seiner Wirthschaft hielt. Nur sein blauer Sonntags- und Kirchengehrock, der einen militärischen, zugeknöpften Schnitt hatte, seine aufrechte Haltung, die breite Schmarre auf seinem Gesicht und eine unverkennbare Vorliebe für alles Militärische verriethen noch deutlich den ehemaligen Soldaten in ihm, sonst hatte er selbst seinen Schnurrbart abgeschnitten, und ließ sich

auch nicht mehr „Herr Wachtmeister“ nennen, da er meinte, Beides passe sich nicht gut für einen echten und rechten Bauern, der er nun einmal geworden sei. Seine in jedem Lebensverhältniß vielfach bewährte Tüchtigkeit und sein gerader rechtlicher Sinn, verbunden auch wohl mit seiner Wohlhabenheit, machten den Bauer Bruhn zu einer sehr geachteten Persönlichkeit unter den Bewohnern der Lüneburger Haide. Jede Ansicht, die er aussprach, galt viel unter seinen Standesgenossen, und seinem Beispiele folgte eine zahlreiche Schaar der angesehensten Bauern aller Dörfer. Besonders auch sein patriotischer Sinn und seine warme, treue Anhänglichkeit an die alte Landesherrschaft, dienten während der ganzen schweren Zeit, daß die französische Despotie auf dem Lande gleich einem drückenden Alp lag, allen wackeren Vaterlandsfreunden zum kräftigen Beispiel. Der Bauer Bruhn hatte niemals den Franzosen, die nun schon seit Jahren in dem Lüneburgischen Gebiete nach freier Willkür schalteten und walteten, nur im Mindesten geschmeichelt, wie es leider damals ein so großer Theil des vornehmen wie niedern Pöbels gethan; im Gegentheil machte er sogar aus seiner Abneigung gegen diese Fremden nicht den mindesten Hehl, und erfüllte nur gezwungen seine Obliegenheiten

als Unterthan. Vieles und Unangenehmes hatte er wegen dieser starren Beharrlichkeit schon von den französischen Beamten, Officieren und besonders auch von den übermüthigen, doppelt verhaßten Gensdarmen ertragen müssen, ohne daß dadurch seine Beständigkeit nur im Mindesten eingeschüchtert wurde. Man hatte ihn so hoch als möglich zu besteuern gesucht, und er hatte ruhig, da er einsah, daß er doch Nichts dagegen ausrichten könne, die geforderten Gelder bezahlt. Sein Gehöft wurde von Einquartierungen und Stellung von Vorspannswagen unbedingt am Meisten mitgenommen, ja wiederholt war er schon unter verschiedenen nichtigen Vorwänden nach Lüneburg in Untersuchungshaft geschleppt worden und hatte dort kürzere oder längere Zeit sitzen müssen, bis man wieder, bei der Unmöglichkeit, ihn eines offenbaren Vergehens überführen zu können, seine Freilassung verfügen mußte. „Den Bruhn machen sie nicht biegsam, eher bricht er,“ sagten die Bauern rings umher, und gleich der Eiche, die nach jedem Sturm mit neuer Kraft sich wieder aufrichtet, zeigte auch er nach solchem Unwetter, was ihn getroffen hatte, immer von Neuem wieder seine frühere stolze Haltung. So stand er denn doppelt

mißliebig in dem geheimen schwarzen Buche der damaligen französischen Polizei angeschrieben.

Daß einem Mann von solcher Gesinnung die Ereignisse des Frühlings 1813 mit der lebhaftesten Freude erfüllen mußten, war ganz natürlich. Schon als die ersten Nachrichten von den furchtbaren Unfällen, welche das mächtige Heer Napoleon's in Rußland getroffen hatten, zwar anfänglich nur als dumpfes Gerücht, das aber allmälig immer mehr an Ausdehnung und Glaubwürdigkeit gewann, in sein abgelegenes Gehöft drangen, erheiterte sich ersichtlich das ganze Wesen des alten Bruhn, was in den letzten Jahren etwas gar Ernstes und Abgeschlossenes an sich getragen hatte. Zwar wußte die wachsame französische Polizei anfänglich alle derartigen ungünstigen Nachrichten möglichst zu unterdrücken, und in den Zeitungen durfte kein Wort darüber enthalten sein, allein auf hundert und abermals hundert heimlichen Wegen verbreiteten sie sich doch mit Blitzesschnelle durch das ganze Land, und wurden von dem Kerne der Bevölkerung überall mit unverkennbarer Freude aufgenommen. Nur die Achselträger und Franzosenfreunde, und besonders unter den reicheren Bewohnern der Städte und einem Theile des Adels war diese Parthei leider damals stärker vertreten,

als man hätte meinen sollen, machten jetzt verlegene Gesichter, wußten nicht recht, wie sie sich nunmehr benehmen sollten, ja suchten selbst die Wahrheit dieser Nachrichten zu läugnen, oder doch ihre Bedeutung zu verringern und nach wie vor auf den Siegesstern des allmächtigen Napoleon's zu pochen. Als aber einzelne halb verhungerte und erfrorene Soldaten der früher so stolzen Kriegsschaaren, die des Kaisers frevelhafter Ehrgeiz zu ihrem Verderben nach Rußland geschleppt hatte, auch in die Lüneburgische Gegend zurückkamen, da ließ sich die ganze freudige und doch in ihren Einzelheiten so erschütternde Wahrheit dieses grausigen Rückzuges nicht länger verhehlen. Von nun an zweifelte Bruhn keinen Augenblick mehr, daß die Stunde der Rettung des Vaterlandes endlich gekommen sei, und sein derartiger Ausspruch trug viel dazu bei, manche bange Zweifel, die noch immer bei den eingeschüchterten Bauern nicht ganz verschwinden wollten, immer mehr zu beseitigen. Ruhig und besonnen wie immer, und mehr durch Thaten handelnd als mit leeren Worten sprechend, rüstete der feste Mann jetzt schon vorsorglich Alles im Voraus, um auch das Seinige mit beitragen zu können, wenn erst im Lüneburgischen Gebiete der wirkliche Kampf gegen die Fremdherrschaft be-

ginnen würde. Er sammelte einige Hundert Thaler baares Geld, um solches, wenn es erforderlich würde, als freiwilligen Beitrag für die Kriegskasse abzuliefern, und suchte Stall und Kornboden so einzurichten, daß er auch aus ihnen Manches zu liefern vermöge, sobald die Verhältnisse dies wünschenswerth machten. Einen Sohn, um ihn in eine freiwillige deutsche Truppe einzustellen, besaß der alte Bruhn nicht mehr, denn schon seit fünf Jahren focht Wilhelm, sein Erstgeborener, der Stolz seines Herzens, im fernen Spanien gegen die Franzosen. Den kräftigen, frischen Jüngling, der in Lüneburg eine ganz gute Schulbildung erhalten, obgleich er sonst nach des Vaters Willen ebenfalls später ein Bauer werden sollte, hatte es in der unterdrückten Heimath nicht länger geduldet.

Obgleich derartige heimliche Auswanderungen mit sehr schweren Strafen belegt wurden, war Wilhelm doch schon im Jahre 1808, kaum zwanzig Jahre alt, im Stillen nach England geflüchtet und dort als Freiwilliger in ein Husarenregiment der englisch-deutschen Legion eingetreten. Zwar wußte er bestimmt, daß der Vater diesen Schritt entschieden billigen würde, hatte ihm aber dennoch solchen verhehlt, damit dieser vor dem Gerichte mit gutem Gewissen seine Unschuld daran behaupten könne.

Der alte Bruhn wurde aber trotzdem verurtheilt, für den entflohenen Sohn einen Stellvertreter bei der Conscription zu kaufen, was damals ungefähr eine Summe von 1000 Thalern kostete. Aus Spanien Briefe in das Lüneburgische zu befördern, war in damaliger Zeit, wo das französische Gouvernement jeden Verkehr mit dem Auslande sorgsam überwachte und verhinderte, eine sehr schwierige Sache. So kamen denn nur äußerst selten Nachrichten von Wilhelm in das Elternhaus, doch lauteten sie größtentheils erfreulich, und es war vor einem Jahre die letzte Kunde gekommen, daß er zwar verwundet, aber wieder genesen und zum Lohn seiner Tapferkeit mit einer Medaille decorirt und zum Wachtmeister befördert worden sei. Ein wahrer Festtag war es im ganzen Bruhn'schen Hause gewesen, als der lange Isaack diesen Brief, der auf weiten Umwegen über England und Schweden und unter Vermittelung eines Hamburger Handelshauses befördert worden war, überbracht hatte. Der zweite Sohn des Bauern, Jochen, ein derber vierzehnjähriger Bengel mit hühnenmäßig starken Gliedern, war für den Kriegsdienst jetzt noch zu jung.

Hatten nun schon die jetzt nicht mehr zu verbergenden Nachrichten von der Zertrümmerung

der französischen Macht überall an den Ufern der Elbe und Weser die lebhafteste Freude verbreitet, so stieg solche noch ungleich höher, als nun die ersten Kosaken, damals seltsamer Weise die gefeierten Frühlingsboten der Freiheit und Unabhängigkeit, in diese Gegenden einrückten. Der Bauer Bruhn verließ ohne Noth sonst nicht gern Haus und Hof, und arbeitete gerade in jetziger Zeit mit vermehrtem Eifer, um möglichst auf alle kommenden Ereignisse vorbereitet zu sein; als ihm aber die Nachricht wurde, daß am 13. März der kühne Oberst Tettenborn, der mit seinem leichten, fast nur aus Kosaken bestehenden Streifcorps hier so außerordentliche Erfolge errang, in Lauenburg eingerückt sei, so mußte er dahin, um ihn persönlich zu sehen. Den grün angemalten Korbwagen mit einigen Fäßchen Branntwein und anderen Lebensmitteln beladen, — als selbst gedienter Soldat wußte Bruhn aus eigener Erfahrung, was den Kriegern im Felde das Liebste ist — fuhr er mit seinem Sohne Jochen nach dem zwei Meilen entfernten Städtchen Lauenburg. Zwar gefielen ihm diese Kosaken gerade nicht sonderlich, und wiederholt schüttelte er bedenklich den Kopf, daß ihre rohen, undisciplinirten, zu Diebereien und Trunksucht nur zu sehr geneigten Schaaren

die ersten Befreier seines Vaterlandes sein sollten, allein der Anblick der abgerissenen und zertrümmerten französischen Wappenschilder, mit denen die Kosaken ihre Bivouakfeuer anzündeten, und einiger gefangener Gensdarmen und Douaniers, erregte doch wieder seine höchste Freude. Freigebig vertheilte er seine mitgebrachten Vorräthe, hörte schmunzelnd das dankbare „dobre goschalka“ der Kosaken, denen der starke, gute Branntwein vortrefflich mundete, und fuhr am Abend in der heitersten Stimmung wieder nach Hause.

Von nun an folgten gar viele Freudentage in fast ununterbrochener Reihenfolge, denn der Frühling der erwachenden Freiheit, nach so vieljährigem schweren Druck ließ immer mehr schöne Früchte erblühen. Die französischen Befehlshaber in diesen Gegenden geboten über zu geringe Streitkräfte, um den fast überall aufstehenden Volksmassen den nöthigen Widerstand entgegensetzen zu können, und mußten nothgedrungen eine Stadt nach der andern räumen. Jetzt konnte Bauer Bruhn seinen wahrhaft deutschen Sinn so recht zeigen, und ihm, dem sonst so fleißigen, wirthschaftlichen Manne, war keine Mühe zu groß, kein Opfer zu schwer, wenn es galt, die französische Gewaltherrschaft aus jenen Gegenden zu ver-

treiben. Seine einfachen aber wahren Worte, und mehr noch sein eigenes thatkräftiges Beispiel, wirkten zündend auf die sonst leicht zu etwas zu langsamem Phlegma geneigten Bauern der Haide. Zwar waren im Lande keine Waffen und besonders keine hinreichende Zahl von Schießgewehren vorhanden, denn die französische strenge Polizei hatte sorgsam dafür gesorgt, daß die Bauern keine Flinten besaßen, allein trotzdem suchte man doch eine möglichste Volksbewaffnung zu betreiben. Alle fremden Gensdarmen, die bis dahin mit so gehässiger Tyrannei die Bevölkerung bedrückt hatten, mußten flüchten, oder wurden gefangen genommen, wobei sie denn häufig nur mühsam vor der Erbitterung der von ihnen früher bedrückten Menschen geschützt werden konnten. Die Behörden wurden abgesetzt, die besonders stark verhaßten Douaniers und anderweitigen Steuerbeamten vertrieben, überall die Wappenschilder Napoleon's abgerissen; kurz die französische Herrschaft thatsächlich in dem ganzen Landstriche zwischen Unter-Elbe und Weser vernichtet. Bereits am 21. März wurden die französischen Behörden aus Lüneburg vertrieben und die alten wieder eingesetzt. Ein wahrer Freudentag war dies für den Bauer Bruhn, und als unter dem Geläute aller Glocken die alte

Fahne mit den hannover'schen Farben wieder zuerst auf den Thürmen der Stadt emporflatterte, da wollten sogar Einige behaupten, die Augen des sonst so festen, kalt aussehenden Mannes hätten gar eigenthümlich naß, als glänzten Freudenthränen in ihnen, geschimmert. Die aufgelöste Bremer und Verden'sche Ritterschaft trat nun sogleich zusammen, die früheren Stände wurden einberufen und eine provisorische Regierung vorläufig wieder eingesetzt. Es war dies auch dringend nothwendig, denn eine völlige Gesetzlosigkeit wäre sonst leicht eingerissen, und obgleich der Kern der Bevölkerung dieser Gegenden in sich selbst so überaus tüchtig ist, daß er auch nöthigenfalls einige Zeit ohne eigene Behörden und Gesetze bestehen kann, so gab es doch auch hier, wie überall, schlechtes Gesindel, welches diesen Zustand zum eigenen Vortheil ausbeuten wollte. Hiergegen trat nun der alte Bruhn auch sogleich mit der größten Entschiedenheit auf, und als ein Haufe von Lüneburgern in einer frühern Churfürstlichen Waldung, die dem Staate gehörte, arge Holzverwüstungen anrichten wollte, brachte er selbst mit Hülfe seiner Knechte die widerspenstigen Kerle in das nächste Gefängniß. Solch kräftiges Beispiel wirkte schon ermunternd auf die übrigen Gutgesinnten.

Eine so gewaltige Militärmacht wie die Napoleon's konnte zwar für den Augenblick erschüttert, nicht aber so leicht gänzlich gebrochen werden; darüber durfte sich kein nur halbwege Einsichtsvoller auch nur einen Augenblick täuschen. Seine kriegserfahrenen Officiere aller Grade sammelten bereits voller Eifer die zersprengten Schaaren, aus Frankreich marschirten in größter Eile neue Schwadronen und Bataillone herbei, die mit einer so zauberhaften Schnelligkeit, wie solche nur eben dem großen Soldatenkaiser, diesem Meister der Kriegskunst, möglich war, organisirt wurden, und was das Schlimmste war, auch ein bedeutender Theil der deutschen Fürsten, von selbstsüchtigen dynastischen Interessen geleitet, befahl noch immer ihren Truppen, für Deutschlands Unterdrückung im Dienste Napoleon's zu kämpfen. So stand ersichtlich noch eine schwere Zeit der äußersten Anstrengung, die von jedem wahren Deutschen die größten Opfer erheischte, bevor, bis es gelingen konnte, jene übermüthigen Franzosen für immer aus allen unseren vaterländischen Gauen zu vertreiben. Wie schwach waren auch die Hülfsmittel, über welche die deutsche Sache damals noch gebieten konnte! Rußland war weit entfernt und vermochte selbst beim besten Willen in Wirklichkeit

nicht so zahlreiche Heere zu senden, wie sie auf dem stets geduldigen Papier in schön geordneten Zahlencolonnen so übersichtlich paradirten; Oesterreich beharrte vorläufig in zwar kluger aber charakterloser Neutralität, um zuletzt diejenige Parthei, der sich der Sieg zuzuneigen schien, zu verstärken, und so mußte vorerst von allen größeren europäischen Continentalstaaten Preußen allein die Hauptkraft des Krieges liefern. Aber dies Preußen war schwach, seiner besten Provinzen beraubt, planmäßig von den Franzosen seit den letzten sieben Jahren ausgesogen und der äußersten Verarmung zugeführt worden, und wenn auch das preußische Volk in allen seinen Klassen jetzt mit einer so allgemeinen Begeisterung zu den Waffen griff, daß ihm dies allein schon für alle Zeiten den höchsten Ehrenplatz in der Geschichte sichern wird, so war es doch noch sehr zweifelhaft, ob all dieser Eifer auch wirklich dazu genügen würde, einen Napoleon zu besiegen. Dazu herrschte im Hannover'schen von den unglücklichen Jahren 1804—1806 her noch ein gewisses Mißtrauen, das sogar häufig in offene Abneigung überging, gegen Preußen. Von der riesigen Wiedergeburt, die seit jener Zeit mit diesem Staate vorgegangen war, von der schönen Saat der Volksfreiheit und Volks-

kraft, die seitdem so prächtig dort aufblühte, daß sie niemals wieder ausgerottet werden konnte, hatte man hier keine Kenntniß, man kannte nur noch das alte Preußen vor Jena, und dieses liebte man nicht. Die vielen offenen und mehr noch heimlichen Franzosenfreunde, die auch in diesen sonst so wacker gesinnten Gegenden vorhanden waren, versäumten kein Mittel, solche Abneigung gegen dieses Land noch möglichst zu vermehren und für ihre Zwecke zu benutzen. Man ging sogar so weit, dem hannover'schen Volke einzureden, daß es wahrscheinlich von Preußen für immer an Rußland abgetreten würde, wenn es wirklich gelingen sollte, die französische Herrschaft in Deutschland zu vernichten. Gleich giftigem Mehlthau fielen diese schändlichen Verleumdungen auf die schöne Blüthe der damaligen Volkserhebung in Norddeutschland, und erstickten schon im Keime manche edle Frucht.

So standen im Allgemeinen die Verhältnisse in der Gegend um Lüneburg in der zweiten Hälfte des Monats März 1813. Es war zwar im Volke selbst viel guter Wille und feste Thatkraft vorhanden, allein es herrschte noch mannigfache Unklarheit und zugleich bange Sorge über den Ausgang des Kampfes. Gar manche ängstliche Ge-

müther gab es immer noch, die da meinten, man habe doch wohl zu voreilig mit der Vertreibung der Franzosen gehandelt und werde die jüngsten Thaten gar bald schwer büßen müssen. Aengstliche Philisterseelen und kleinliche Egoisten, die an Alles den kleinen Maßstab ihres eigenen erbärmlichen Ichs legen, und weil sie selbst nicht im Stande sind, auch nur jemals einen einzigen großartigen Gedanken zu fassen, solchen auch einem ganzen Volke nicht zuzutrauen vermögen, hat es stets gegeben, und ihr Unkenruf erscholl auch damals mißtönend in das deutsche große Freudengebrause des Frühlings 1813.

Der Bauer Bruhn hatte mit seiner ganzen Familie an dem Tage, an dessen Abend der lange Isaack sich so mühsam auf der Haide gegen den Sturm anarbeitete, sehr fleißig geschafft. Die Ereignisse der letzten drei Wochen hatten ohnehin ihn oft von Haus und Hof geführt und auch anderweitige Störungen in seinem geregelten Wirthschaftsbetrieb verursacht, und so benutzte er denn jeden Tag der ungestörten politischen Ruhe, um das Versäumte mit vermehrtem Eifer möglichst wieder nachzuholen. Müde von der angestrengten Arbeit, saßen die vier stämmigen Knechte in verschiedenem Alter, nebst eben so vielen Mädchen,

in der ersten Wohnstube und hatten ihr Abendessen, aus Milch, Buchweizengrütze und einem derben Butterbrod bestehend, mit jener langsamen Gemächlichkeit, wie solche das norddeutsche Landvolk beim Genuß der Speisen liebt, verzehrt. Das Tischtuch von grober, aber sehr reinlicher Leinwand war eben abgetragen, und Liesch die Küchenmagd, eine stämmige Dirne, mit Armen, die einem Grenadier Ehre gemacht hätten, goß die verschiedenen Ueberbleibsel der Speisen in eine Schüssel zusammen, um solche dem „Phylax", dem großen, rauhhaarigen Kettenhund, der draußen auf dem Hofe in seiner Hundehütte lag, herauszubringen. Eine wohlthuende Wärme war in der Wohnstube, und wenn auch die düster brennende Thranlampe auf dem großen Tische eben keine sonderliche Helle verbreitete, so hatte das Ganze doch etwas Behagliches, zumal im Gegensatz zu dem wüthenden Sturmwind, der draußen an die kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben stieß und mitunter das Haus umbrauste, als wolle er es in seinen Grundfesten erschüttern. Gerade der Schutz von Dach und Fach machte sich an solch wildem Abend recht fühlbar. In der kleinern Stube, deren in das größere Zimmer führende Thür weit offen war, saß der Bauer mit seiner Familie, ebenfalls beim

Abendessen, was sich nicht sehr von dem der Dienstboten unterschied. Der Alte im bequemern Hauskamisol, lederne Pantoffeln an den Füßen, deren hohe, braune Wollenstrümpfe bis an die weiten kurzen Kniehosen reichten, war eben im Begriff, sich seine kurze Pfeife mit dem Ulmer Maserkopf anzubrennen, um dann beim Schein des einzigen Talglichtes, welches hier das Zimmer erhellte, eine mindestens schon vier Tage alte Zeitung mit bedächtigem Eifer zu lesen. Seine Hausfrau, ein altes, wackeres Mütterchen, die nun schon bereits über dreißig Jahre alle Freuden und Leiden der Ehe getreulich mit ihm getheilt hatte, suchte sorgsam die Ueberreste der Speisen zusammen, um den Hauskatzen daraus eine leckere Mahlzeit zu bereiten, ein Geschäft, was sie täglich Morgens und Abends besorgte. Hatte sich doch ihr Lieblingskater, ein großes, glänzend schwarzes Thier, schon dicht zu ihren Füßen gesetzt und rieb im Vorgefühl der Freuden, die seiner bald erwarteten, schnurrend den krummgebogenen Rücken am Saum des Kleides, während sein Schweif hoch aufgerichtet stand und seine grüngelben Augen gar hell funkelten. Diesem Liebling verzieh Frau Bruhn diese besondere Freiheit, während die anderen Katzen ihre bescheidene Stätte unter dem

Ofen nicht verlassen durften. Neben dem Vater saß Margarethe, oder kurzweg „Grethchen“ genannt, die einzige Tochter des Hauses, eifrig bemüht, alte Leinwand zu Verbandstücken zusammenzunähen, was der Vater ihr in sorgender Erwartung der Dinge, die da kommen würden, angerathen hatte. „Mancher brave Kerl wird noch bluten müssen, bis wir die Racker von Franzosen ein- für allemal aus dem Lande los sind, und gute Verbandstücke erleichtern dem Chirurgen seine Sache sehr, darum macht solche im Vorrath, so lange noch Zeit dazu ist,“ hatte der Vater gesagt, und was der sagte, das that Grethchen auch gewiß mit dem größten Eifer. War sie doch auch sein Lieblingskind und ihm an Leib und Seele sehr ähnlich. Das Mädchen, welches jetzt in voller Jugendfrische stand, war schön, aber von solcher Schönheit, die nicht sogleich auf den ersten Blick auffällt, je länger man sie aber sieht, desto mehr fesselt. Sie war von festem und dabei doch sehr gefälligem Wuchs, und wenn ihre Taille auch gerade nicht als allzuzierlich sich zeigte und ihre Hände deutlich bewiesen, daß sie täglich gar fleißig in Haus und Garten arbeiten mußte, so konnten ihre schöne Brust und besonders die edle Form des Halses, Nackens und Kopfes doch sogleich sehr

angenehm auffallen. Das Gesicht hatte sehr regelmäßige Formen, nur war die Stirn vielleicht etwas zu breit, die Nase zu groß und der Mund, in dem eine Reihe der prächtigsten Zähne blitzte, zu weit, um überall zu gefallen. Die großen blauen Augen zeigten einen sehr verständigen, ja selbst klugen Ausdruck, wie sich denn überhaupt in dem Gesicht des Mädchens viel Verstand und besonders auch eine entschiedene Willenskraft bemerklich machte. Man sah ihrem ganzen Wesen unverkennbar an, daß sie genau wußte, was sie wollte, und dabei auch wieder ihren Willen, wenn dies nur irgendwie erreichbar war, durchzusetzen vermochte, mochten sich auch mannigfache Hindernisse dabei entgegenstellen.

Grethchen hatte zwar von Jugend auf alle Arbeiten in Haus und Hof und Garten sehr fleißig gethan und konnte vollkommen eine Bauernwirthschaft leiten, besaß aber sonst umfassendere Kenntnisse, als solche gewöhnlich bei einem schlichten Landmädchen zu finden sind. Der alte Pastor Harms im nahen Kirchdorfe, in welches der einzeln liegende Hof des Bauern Bruhn eingepfarrt war, hatte Gefallen an der aufgeweckten Wißbegierde und dem klaren Verstande des jungen Mädchens gefunden und ihr aus freien Stücken mannig-

fachen Privatunterricht gegeben. So konnte sie nicht allein gut schreiben, lesen und rechnen, sondern wußte auch von der Geographie, Geschichte und Naturwissenschaft ungleich mehr, als dies bei den meisten vornehmen Fräuleins auf den Edelhöfen trotz ihrer Hofmeister und Gouvernanten damals der Fall war. Der Bauer Bruhn sah diesen Lerntrieb seines einzigen Töchterchen gern und unterstützte solchen auf jede Weise, zumal ihre wirthschaftliche Thätigkeit nicht im Mindesten darunter litt. So hatte das Mädchen denn auch eine kleine Bibliothek von vierzig bis fünfzig guten Büchern, und an den Sonntagsnachmittagen oder wenn sie sich sonst eine freie Stunde abmüssigen konnte, war es ihre größte Freude, ungestört darin zu lesen.

Die alte Schwarzwälder Uhr in der Wohnstube hatte bereits an diesem Abend die neunte Stunde geschlagen und die Dienstboten wollten sich anschicken, ihre verschiedenen Schlafkammern aufzusuchen, als Phylax, der große Kettenhund, draußen plötzlich in ein lautes Gebell ausbrach. Es mußte Jemand am verschlossenen Hofthor sein, der Einlaß begehrte, denn man hörte bald auch mit einem Knittel stark daran pochen, obgleich der Sturmwind zu heftig heulte, als daß man ein etwaiges

Rufen im Zimmer hätte verstehen können. Zwar konnte der alte Bruhn nicht recht begreifen, wer in so später Stunde und bei so abscheulichem Wetter Einlaß bei ihm begehre, doch mußten sogleich zwei Knechte mit der Stalllaterne hinausgehen, um nachzusehen. Es streiften um diese Zeit schon viele französische Marodeurs umher, und Vorsicht war stets nöthig, daher auch Alle im Zimmer die Rückkehr der Knechte mit nicht geringer Spannung erwarteten. Bald konnte man aber schon erkennen, daß der Ankömmling nicht fremd hier sein müsse, denn das Gebell des Kettenhundes ging in ein freudiges Gewinsel über, und nicht lange dauerte es, so trat der lange Isaack, mit seinem hohen Packen auf dem Rücken, in die Thür. Durch und durch genäßt sah der Jude aus, seine Stiefel waren hoch mit Koth bespritzt, und seine ganze Erscheinung zeigte, wie beschwerlich in der tiefen Finsterniß ihm der grundlose Weg bis hieher geworden sein mußte.

„Guten Abend an Alle, Gott sei gedankt, daß ich bin endlich angekommen hier. War der Weg zuletzt doch so aufgeweicht, daß ich fast die Stiefel hätte darin gelassen," sprach der Hausirer, indem er anfänglich mit den aus der Dunkelheit in das Licht gekommenen etwas geblendeten Augen den Hausherrn selbst nicht recht erkennen konnte.

„Alle Wetter, Isaack, was treibt Dich an solchem Abend hieher? Bist doch bekannt genug in der Gegend, als daß Du nicht schon früher hättest ein warmes Unterkommen finden können. Du siehst gut schmutzig aus," rief der alte Bruhn, dem Hausirer freundlich die Hand reichend, während die Bauerfrau, Grethchen und die übrigen Knechte und Mädchen sich neugierig umherdrängten.

„Heute Abend ist es freilich zum Handeln zu spät, doch brauche ich Manches, Isaack," redete nun auch Grethchen den Hausirer an, zu dem sie von jeher ein besonderes Zutrauen hegte. — „Aber wartet, ich will Euch vorerst etwas zu essen und einen guten Schnapps besorgen, denn Ihr seht schon aus, als könntet Ihr Beides gebrauchen," sprach sie weiter, und ging dann eilig in die Speisekammer, während der Jude dem blühenden Mädchen mit wohlgefälligen Blicken nachsah, dabei aber inzwischen seinen abgenommenen Packen sorgsam in die Ecke setzte und dann seinen kleinen Spitzhund, der über und über mit Schmutz bespritzt war, einige Male zärtlich streichelte.

„Ja, bei Gott, ist ein schlechtes Wetter diese Nacht draußen, und wer warm im Hause sitzt, geht nicht gerne hinaus, und doch, Bauer, müßt Ihr bald anspannen und mich fahren lassen so=

gleich nach Lüneburg, daß ich komme noch vor dem Morgen dahin. Gerade deswegen bin ich noch zu Euch gekommen und nicht wegen dem Schacherhandel, wozu am Tage wäre Zeit genug," sprach nun der Hausirer zu dem Bauer, dem er in das kleinere Wohnzimmer nachgefolgt war, diesem vertrauensvoll die Hand reichend.

„Was, in solcher Nacht, noch die drei Meilen nach Lüneburg fahren? — Das muß wichtig sein!" entgegnete dieser in etwas hastigerer Weise, als es sonst eigentlich seine bedächtige Natur erlaubte. „Ist auch von großer Wichtigkeit, Bruhn, das könnt Ihr mir glauben," sprach Isaack, indem er sich nahe dem großen warmen Kachelofen auf einen von Weidenzweigen ganz bequem geflochtenen Lehnstuhl niedergelassen hatte, um somit wieder schneller trocken und warm zu werden. „Hört mir zu, denn Ihr seid ein braver Mann und ich kann Euch sicher vertrauen."

„Ich bin gestern in Harburg gewesen, denn ich wollte anfänglich mich nach Hamburg übersetzen lassen, um dort zu erfahren, wie die Dinge eigentlich stehen, und so auch nebenbei einige Waaren, die ich bedarf, einzukaufen. In Harburg erfuhr ich, daß der Morand, der französische General, mit dem langen Barte, mit über 3000 Mann aus Meck-

lenburg über die Elbe gekommen sei und in Tostädt sich einquartiert habe. Mit den Kosaken, die der russische Oberst Tettenborn hierher geführt, hat er schon Gefechte gehabt, und von dem Landsturm aus der Harburger Gegend auch schon einige Hundert Mann auseinandergejagt. Zwei Bauern, die mit den Flinten in der Hand gefangen genommen wurden, hat der Morand ohne Weiteres todtschießen lassen, und habe ich selbst bei Tostädt die Leichen der beiden braven Männer liegen sehen. Mitten durch Kopf und Brust waren ihnen die französischen Kugeln gegangen, und sah es grauslich aus, wie sie da in ihrem Blute lagen. Und Morand, der glaubt zwar, daß er dadurch Furcht einflößen und die anderen Bauern abhalten wird, zum Landsturm zu gehen, aber der französische Menschenschinder irrt sich gewaltig; nur Rache und Lust zur Wiedervergeltung wird er unter die Leute bringen und die Strafe Gottes ihn auch noch dafür treffen. Nun, als ich mich denn in Tostädt umhergetrieben hatte, da erfuhr ich von einem sächsischen Serganten, daß Morand mit seinem Corps nicht gegen Haarburg marschiren würde, wie alle Leute dort glaubten, sondern seinen Marsch nach Lüneburg nehmen wollte, um dieses wieder zu erobern. So

wie ich diese Nachricht sicher hatte, da machte ich mich auf die Beine, denn es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Herren in Lüneburg so schnell als möglich solche erfahren, um Anstalten zur Vertheidigung zu treffen und, wenn es sich irgend machen läßt, noch die Hülfe der Preußen, die nicht allzuweit davon stehen sollen, herbeizuholen. Die ganze vorige Nacht und auch heute den lieben langen Tag bin ich gelaufen, denn ich mußte einen weiten Umweg machen, da mir drei französische Gensdarmen mit ihren Pferden dicht auf der Spur waren und mich hart verfolgten. Nun, ich habe die Kerle gut angeführt und in den großen Moorbruch an der Lüne hineingebracht, und wundern soll es mich nicht, wenn sie ihre Pferde nicht wieder aus der aufgeweichten Schlammpamp dort herausbringen können, so daß sie elendiglich darin crepiren müssen. Schade um das arme Vieh, aber diesen Rackern von Gensdarmen kann man gar nicht genug schaden. Jetzt aber bin ich hundsmüde, und kann zu Fuß nicht mehr in dieser Nacht nach Lüneburg, und so müßt Ihr, Bruhn, denn die beiden Hengste aus dem Stall ziehen und mich dahin fahren lassen," schloß der lange Isaack seine Erzählung, gemüthlich nun sein kleines

Spitzel, was sich ebenfalls dicht an den warmen Ofen niedergekauert hatte, streichelnd.

Mit der äußersten Spannung hatte der Bauer Bruhn diese Rede des Hausirers mit angehört und bei der Schilderung des Anblickes der beiden erschossenen Bauern vor innerem Zorn mit der geballten Faust auf den Tisch geschlagen, wobei sein Auge gar grimmig funkelte. Als Isaack geendet, stand er auf, faßte noch einmal dessen Hand und sie treuherzig schüttelnd, rief er: „Gewiß und wahrhaftig, Isaack, Du bist zwar nur ein Jude, und die Juden kann ich eigentlich nicht leiden, aber ein Kerl, der ein braveres Herz als Du in seiner Brust hat, lebt weit und breit nicht im ganzen hannover'schen Lande. Jetzt iß Dich erst recht satt und wärme und trockne Dich, und inzwischen soll Jochen die Hengste nochmals füttern, und dann will ich Dich selbst nach Lüneburg fahren."

Ein schnelles Lächeln des freudigen Stolzes lief bei dieser derben Lobeserhebung des Bauern Bruhn, der sonst mit seinem Lobe gerade nicht sehr freigebig war, über das alte verwitterte Gesicht des Hausirers, dann öffnete er geschäftig seinen Packen, damit er die Zeit, während ein neues kräftiges Abendessen für ihn bereitet ward, benutzen könne, um einen möglichen Schacherhandel

mit der Bauerfrau und den Dienstmägden zu treiben. Wer ihn jetzt mit gewandtester Geschäftigkeit feilschen und schachern und um ein paar Pfennige lange mit sich herumhandeln sah, hätte schwerlich geglaubt, dies sei derselbe Mann, der noch so eben der äußersten Todesgefahr muthig getrotzt und die größten Beschwerden geduldig ertragen hatte, damit er der Sache des Vaterlandes einen wichtigen Dienst zu leisten vermöge. Das Abendessen, aus aufgewärmter Milch und Grütze und einem derben Pfannkuchen bestehend, aus dem Grethchen vorsorglich allen Speck, den der strenggläubige Jude niemals aß, weggelassen hatte, ward nun bald verzehrt, und gegen seine sonst äußerst mäßige Gewohnheit hatte Isaack am heutigen Abend selbst zwei Gläschen von dem starken, trefflichen Schnapps, der aus den Haidebeeren gebrannt wird, getrunken. Auch das Spitzel hatte seine reichliche Abendmahlzeit bekommen, und Grethchen, die das so äußerst kluge Thier besonders gerne mochte, hatte es einigermaßen vom Schmutze abgetrocknet, so daß es jetzt ganz manierlich vor ihren Füßen umherspringen und unaufgefordert die vielen verschiedenen kleinen Kunststücke, die es verstand, machen konnte. Als vorsorglicher Hausvater hatte Bruhn inzwischen mit seinem ältesten

Großknechte, dem er in jeder Hinsicht unbedingt vertrauen konnte, das Nöthige besprochen, was in der Wirthschaft geschehen müßte, wenn er vielleicht wider Erwarten mehrere Tage ausbleiben sollte. Zwar verließ er selbst in jetziger Zeit höchst ungern Haus und Hof auf Tage, doch die Pflicht für des Vaterlandes Befreiung ging ihm über Alles.

Die beiden muthigen, jungen Hengste, zwei Prachtpferde, die er selbst aufgezogen hatte, waren inzwischen vor das leichte, grün angestrichene Korbwägelein, mit den in Riemen geschnallten Lederbänken darauf, welches der Bauer für seinen und seiner Familie eigenen Gebrauch benutzte, gespannt worden. Ungewohnt der späten nächtlichen Stunde wieherten die Thiere gar oft und knirschten in die Zügel, daß der zum Mitfahren bestimmte Kleinknecht sie kaum zu halten vermochte. Der alte Bruhn hatte von Frau und Kindern herzlichen, aber sonst kurzen Abschied genommen, noch einige besondere Verhaltungsregeln ertheilt, und sich dann in den weiten, groben Reitermantel, den er noch von seiner Dienstzeit her für dergleichen Gelegenheiten aufbewahrte, gehüllt. Auch Isaack hatte zum Schutz gegen das immer stärkere Unwetter eine alte Pferdedecke,

unter der auch das Spitzel noch einen warmen Platz fand, umgehangen. Vorsorglich umging Bruhn beim Scheine der Stalllaterne noch Wagen und Gespann, um nachzusehen, ob auch Alles daran in der besten Ordnung sei, klopfte den beiden Hengsten, die schmeichelnd ihre Köpfe nach dem ihnen wohlbekannten Herrn umdrehten, auf die schlanken Hälse, erstieg dann seinen Sitz und nahm das Leitseil aus der Hand des Knechtes, der sich hinten im Wagen zwischen den mitgenommenen Heu- und Hafersäcken zusammenkauerte. Ein kurzer Zungenschnalz und sich stolz vorerst hoch aufrichtend, brausten die beiden muthigen Rosse in die dunkle Sturmesnacht hinein, auf dem Wege gegen Lüneburg zu. „Sonne Pier find' man nich wedder twischen Lüneborg und Hamborg", sagte selbstgefällig der Großknecht, dem sogleich in der Dunkelheit verschwindenden Gespann nachsehend, indem er sich dabei zufrieden mit der umgekehrten Hand einen derben Schmutzfleck, den ihm die Pferdehufen gerade mitten in das Gesicht gespritzt hatten, wieder abwischte.

2.

Der General Vandamme in Bremen.

In seinem Quartier in einem der ansehnlichsten Häuser der alten, einst so stolzen, jetzt wieder so tief gedemüthigten Hafen- und Hansestadt Bremen weilte am Abend des 28. März der französische General Vandamme. Die beiden Schildwachen, die vor dem Hause auf- und abgingen, und mehrere Gensdarmen und Ordonnanz-Unterofficiere, die sich in der nach altväterischer Weise erbauten, hohen und geräumigen Hausflur aufhielten, verriethen schon äußerlich den hohen Rang des Generals, der hier sein zeitweiliges Quartier aufgeschlagen hatte. Ein häufiges Gehen und Kommen von Adjutanten, Ordonnanz-Officieren, die öfters vom eiligen Ritt in grundlosen Wegen bis zum Gesicht herauf dick mit Schmutz bespritzt waren, bewies, daß keine Zeit der trägen Friedensruhe, sondern der äußersten militärischen Geschäf-

tigkeit hier herrsche. Auch in den Straßen der Stadt, sonst fast nur von dem Treiben der Jünger des Gott Mercur belebt, war jetzt trotz der Abendstunde und des abscheulichen Wetters vielfaches Leben, und man merkte nur zu deutlich, daß Bremen für den Augenblick ein Sammelplatz der mit Macht vom Rhein heranrückenden französischen Colonnen geworden sei. Der scharfe Klang der Trommeln, welche die Infanterie des Kaisers Napoleon führte, drang wiederholt ganz hell und klar durch all dies verworrene, sich in einander verschmelzende Gelärme. Wer dann aufmerksamer hinhorchte, konnte bald auch den dumpfen Tactschritt einmarschirender Infanteriemassen vernehmen. Das Rasseln der fahrenden Geschütze, das Klappern der Pferdehufe auf dem Straßenpflaster und einzelne Trompetensignale unterbrachen mitunter dies Geräusch. Die französische Division Dumonceau hielt jetzt ihren Einmarsch in Bremen, und auf Befehl des Generals mußten die Einwohner ihre auf die Straßen führenden Fenster mit Lichtern erhellen, damit an dem dunklen Abend die Soldaten sich in der großen unbekannten Stadt besser zurechtfinden konnten, als bei der damals noch äußerst dürftigen Straßenbeleuchtung sonst möglich gewesen wäre. Die Division war trotz schlechter

Wege und Witterung in Eilmärschen von Wesel her marschirt, und der General hatte auf das Strengste befohlen, daß den ermüdeten Truppen jede nur mögliche Bequemlichkeit verschafft würde. Bald konnte man auch die Stimmen der einzelnen Soldaten in den Straßen hören, wie sie entweder fluchend und wetternd, oft aber auch, trotz Ermüdung und schlechtem Wetter, in echt französischer Heiterkeit singend und Witze machend, die ihnen zu Quartieren angewiesenen Häuser aufsuchten. Freilich erscholl mitunter das Klagen und Weinen, auch wohl Fluchen mancher Bewohner der Stadt, die von mißmuthigen Soldaten vielleicht nicht allzusanft behandelt sein mochten, dazwischen, hier und da kreischte auch wohl ein Frauenzimmer hell auf, das von den leichtblütigen Franzosen schon auf der Straße mit hitzigeren Liebkosungen, als ihr angenehm sein konnten, begrüßt wurde. Ein verworrener Lärm entstand durch alle diese so sehr verschiedenartigen Töne, und es war gar manchen Bewohnern Bremens kaum zu verargen, daß sie sich furchtsam in die innersten Gemächer ihrer Häuser zurückzogen und aus vollem Herzen den Schreckenstag, der jetzt über ihre geliebte Vaterstadt heraufgezogen war, beklagten. Es war aber erst der Anfang des Schreckens, und dieser

sollte noch ungleich ärger toben und noch lange kein Ende nehmen.

Auch auf der großen Hausflur in dem Quartier des Generals zeigten sich sehr verschiedene Gruppen. Vorne am Eingange saßen auf einigen Bänken, die um einen langen Holztisch standen, fünf bis sechs Armeegensdarmen. Es waren dies durchweg hohe, stattliche Männer, deren bärtige Gesichter stets zwar einen sehr kriegerischen, häufig dabei aber auch einen höchst unangenehmen brutalen oder hochmüthigen Ausdruck zeigten. Die Chevrons auf den Aermeln ihrer langen blauen Reitermäntel bewiesen, daß diese Armeegensdarmen durchgängig schon mehr als eine Capitulation gedient hatten, und die hohen, weißbordirten dreieckigen Filzhüte auf den martialischen Gesichtern, die langen, steifen Reiterstiefel und die breiten, klirrenden Stoßpallasche an der Seite trugen noch zur Erhöhung ihres Aussehens mit bei. Sie zeigten auch in ihrem ganzen Auftreten ein nicht geringes Selbstgefühl, und es mußte schon ein höherer Stabsofficier oder ein näher bekannter persönlicher Adjutant des Generals Vandamme sein, wenn sie jetzt an ihrem Tische aufstanden, um ihm die militärischen Ehrenbezeugungen zu machen. Eine Menge voller und leerer Wein-

flaschen, angeschnittene Würste und Schinken, und ähnliche gute Lebensmittel auf dem Tische gaben einen deutlichen Beweis, daß diese Armeegensdarmen hier in Bremen gerade keinen Mangel litten und sich die Zeit ihres Ordonnanzdienstes auf der Hausflur vortrefflich zu verkürzen wußten. An lustigen Erzählungen und komischen Witzeleien schien es auch hier nicht zu fehlen, und gar häufig erscholl in ihrem Kreise ein kräftiges Gelächter. Von allen Soldaten der großen Armee Napoleon's waren diese Gensdarmen in Deutschland am Meisten gefürchtet — aber auch gehaßt.

Einen schroffen Gegensatz zu dieser Gruppe der zechenden und übermüthigen Krieger im Vordergrunde der großen Hausflur bildeten einige hannover'sche Bauern, die auf einigen Bänken im Hintergrunde derselben saßen. Es waren Gefangene, die beschuldigt wurden, ihr Gehöft gegen einen Trupp französischer Soldaten, die sich gewaltsam dort einquartieren wollten, vertheidigt und bei dieser Gelegenheit einen Sergenten tödtlich verwundet zu haben. Ein alter schon weißhaariger, sehr anständig aussehender Bauer, sein Sohn, ein noch hübscher frischer Bursche, und ein Knecht waren diese Männer, denen man die Hände durch leichte Eisenketten an einander geschlossen hatte. Die

armen Menschen schienen ihr hartes Schicksal, was ihnen bevorstand, zu ahnen, denn es war kein Zweifel, daß das französische Kriegsgericht, welches an diesem Abend noch zusammentreten sollte, sie zum Tode verurtheilte und General Vandamme dann ihre Erschießung sogleich ausführen ließ. Hatte er doch gleich bei seinem Einzuge in Bremen öffentlich verkündet, er würde jede thätliche Widersetzlichkeit gegen französische Truppen, wie überhaupt schon nur jeden Versuch zum Ungehorsam gegen die Befehle des Kaisers Napoleon, ohne Weiteres mit dem Tode bestrafen lassen. Vom Grafen Vandamme, der allgemein unter die muthigsten und thatkräftigsten, aber auch härtesten, ja selbst grausamsten Generäle des Kaiserreiches gezählt wurde, und den sein Gebieter eigens dazu auserwählt hatte, den Geist des Aufruhrs unter der kräftigen Bevölkerung der norddeutschen Küstengegenden mit Feuer und Schwert niederzuhalten, konnte man schon überzeugt sein, daß er keine Gnade erweisen würde. Der alte Bauer in dieser Gruppe blickte ruhig um sich und schien sein hartes Geschick mit wahrhaft christlicher Geduld zu ertragen. Er hatte die Hände, so weit ihm dies seine Ketten erlaubten, in einander gehalten, und suchte seinen Haupttrost in dem halblauten Murmel

des Vaterunsers, was er wiederholt betete, zu finden. Dicht neben ihm hatte sich seine Tochter, ein hübsches, frisches Mädchen, deren klare, blaue Augen jetzt vom Weinen geröthet und deren sonst so pralle rothe Backen ganz abgehärmt aussahen, niedergekauert, und ihr heftiges Schluchzen verrieth, welche schmerzlichen Gefühle ihre Brust bewegten. Sie war zwar frei und nicht verurtheilt, sondern hatte nur die Erlaubniß erhalten, die Gefangenen hieher begleiten zu dürfen, jedenfalls aber mußte sie mit Recht die Unglücklichste von Allen genannt werden. Stand ihr doch schon in der nächsten Stunde bevor, Vater, Bruder und Bräutigam, denn der junge Knecht war ihr ein solcher, nach der Richtstätte geführt zu sehen. Auch Letzterem schien der Abschied von seinem Leben und der hübschen, frischen Braut besonders schwer zu fallen; seine Kraft war gebrochen und den Kopf in die geschlossenen Hände gestützt, weinte er gar bitterlich. Die Trostesworte seiner Braut, daß der General Vandamme ihn auf ihre inständigen Bitten wohl noch begnadigen würde, schienen gerade keine große Hoffnung bei ihm zu erwecken. Der Bauersohn, der sich bei seiner Gefangennehmung muthig vertheidigt haben mußte, denn sein Kopf war verwundet und dicht mit einem Tuche verbunden,

schien vor Ermüdung und Blutverlust augenblicklich etwas eingeschlummert zu sein, wenigstens saß er regungslos und den Körper an die Mauer gelehnt, auf der Bank. Eine alte Stalllaterne, aus deren schmutzigen Hornscheiben das Licht nur trübe hervorschimmerte, beleuchtete diese ganze traurige Gruppe.

Von den zechenden Gensdarmen schien Einer, ein noch junger, hübscher Mensch, dessen tiefgebräuntes, scharfes Gesicht mit den dunklen Augen den Südfranzosen verrieth, es vorziehen zu wollen, lieber mit der hübschen Bauerndirne zu schäkern, als stets nur mit den Kameraden zu trinken. Mit lüsternem Gesichte näherte er sich ihr, wollte seinen kräftigen Arm um ihren Leib legen und seinen schwarzen Schnurrbart auf ihre rosigen Lippen drücken, erhielt aber in demselben Augenblick von dem armen, bis zur äußersten Verzweiflung gereizten Mädchen einen so derben Schlag in das Gesicht, daß er förmlich zurücktaumelte. Ein lautes, spöttisches Gelächter seiner Kameraden steigerte noch mehr den Zorn des so Gestraften. Mit einem wilden provençalischen Fluche wollte er schon seinen Pallasch ziehen, um das inzwischen aufgesprungene und sich gleichsam wie zur Vertheidigung hinstellende Mädchen mit der flachen

Klinge für ihre That zu züchtigen, als plötzlich die tiefe Baßstimme des Aeltesten der Gensdarmen dazwischen erscholl.

„Sacre-dieu, François — was soll das? Schämst Du Dich nicht, eine Gefangene und gar ein wehrloses Mädchen mißhandeln zu wollen? Im Augenblick steck' Deinen Pallasch ein, laß das arme Kind in Ruhe und setz' Dich zu uns, oder ich arretire Dich selbst auf der Stelle. Bei Euch Dragonern in Spanien mag solch Benehmen Sitte gewesen sein, aber unserer Uniform, die Du erst seit wenigen Wochen zu tragen die Ehre hast, bringt das keinen Ruhm, und in meiner Gegenwart dulde ich es nicht. Der Franzose, der einen wehrlosen Gefangenen und nun gar ein Wesen des schönen Geschlechts mißhandelt, verdient keine Waffe und ist kaum gut genug, um ein Trainknecht bei einem deutschen Bataillon zu werden."

Einen Augenblick stand der Gensdarm, den diese harten Tadelsworte trafen, unschlüssig da; wilde Zornesblitze schossen aus seinen Augen, und er schien zu schwanken, ob er der Ordre Folge leisten solle. Doch der Respect vor dem alten Veteranen war zu groß; klirrend stieß er die Klinge wieder in die Scheide, und ein halblautes „Warte, Canaille, ich treffe Dich noch wieder und

dann ist es Dir nicht geschenkt" ausstoßend, kehrte er wieder zu seinen Kameraden zurück, sich dort mißmuthig und ohne sich weiter an ihre Spötteleien zu kehren, in eine Ecke setzend. Gutmüthig nahm der Alte eine noch volle Weinflasche vom Tische und sie zu den Gefangenen tragend, sprach er in seinem elsassischen Dialekt: „Da, trinkt Ihr Leute, daß ihr Courage bekommt, Ihr werdet sie bald gebrauchen können. Warum waret ihr auch so dumm, Euch gegen Soldaten des Kaisers mit den Waffen widersetzen zu wollen."

Das beste Staatsgemach im ersten Stockwerk des Hauses war durch ein Dutzend Wachskerzen, die auf hohen Leuchtern rings umher standen, ungewöhnlich hell erleuchtet. Die sonst so sorgfältig geschonten Prunkmöbel hier waren schonungslos jetzt dem Gebrauche frei gegeben, die Ueberzüge von den mit großblumigem, schwerem Seidendamast überzogenen hochbeinigen und krummlehnigen Sophas und Stühlen abgezogen. Hätte das Auge der ihr Prunkgemach sonst so sorgsam hütenden Hausfrau gesehen, mit welcher Rücksichtslosigkeit jetzt von den militärischen Bewohnern hier gehaust wurde und welche arge Schrammen die feinpolirten Möbel und tiefe Sporenrisse die kostbaren Sophaüberzüge jetzt schon zeigten, ihre

ohnehin nicht geringe Sorge wäre noch bedeutend vermehrt worden. Doch Frau „Aeltermann Quentel", die Eigenthümerin dieses Hauses, hörte und sah jetzt von Alledem Nichts, denn seit die Franzosen wieder in Bremen hausten, hatte die ängstliche Frau all ihr Hab und Gut der Sorge der treubewährten Wirthschaftsmamsell überlassen und war zu Verwandten nach Ostfriesland geflüchtet. Ganz seltsam in diesem strahlenden Kerzenschimmer blickte die lange Reihe der Portraits aus der Quentel'schen Familie, die in alten verschnörkelten und vergoldeten Rahmen hier aufgehängt waren, von den Wänden herab. Alle diese ehrsamen Handelsherren in schwarzer Kleidung und weißen Perrücken zeigten fast stets einen gleichmäßig langweiligen aber höchst ehrsamen Ausdruck in ihren Gesichtern, und die Köpfe ihrer im höchsten Putz gemalten Ehefrauen, die neben ihnen hingen, schienen ihnen hierin vollständig zu gleichen. Hatten die jungen Ordonnanzofficiere des Generals Vandamme doch schon häufig über diese langweilige Quentel'sche Familiengallerie nicht wenig gelacht und gespottet, und Einer von ihnen, der übermüthige Lieutenant Pellissier, der Mutter der Frau Aeltermann einen derben Schnurrbart vermittelst eines kühn geführten ge-

schwärzten Korkstöpsels in ihr etwas breites Gesicht gemalt, was überaus komisch aussah. In dieser Stunde aber waren die vier bis fünf Adjutanten, die sich hier aufhielten, viel zu eifrig mit militärischen Arbeiten beschäftigt, um solche Späße, wie sie sonst wohl liebten, zu treiben. Einige, die an einem Nebentische saßen, schienen mehrere Auszüge aus einem hohen Stoß von Rapporten, die neben ihnen lagen, zu machen, während ein Anderer eifrig über eine große Spezialkarte des ehemaligen Churfürstenthums Hannover, die, von vier Kerzen sehr hell beleuchtet, auf dem Haupttische lag, gebeugt saß, um verschiedene Punkte auf derselben mit bunten Nadeln zu bestecken. Auch in dem nebenan liegenden, ebenfalls sehr hell beleuchteten Vorzimmer waren Adjutanten und Generalstabsofficiere mit der Entgegennahme von Rapporten, Anhören von Ordonnanzen und Austheilung der verschiedensten Befehle beschäftigt. Ueberall herrschte die regste militärische Geschäftigkeit, und Alles wurde dabei mit einer sehr großen Schnelligkeit und Sicherheit betrieben, die hinlänglich bewies, wie vielerfahren damals die französischen Officiere in ihrem Berufe sein mußten.

Der Leiter dieser ganzen Thätigkeit, der berühmte Corpsgeneral Graf Vandamme, stand mit

dem Rücken an den Ofen gelehnt und hörte mit finsterem Gesichte den Bericht eines Adjutanten an. Einen sehr eiligen und beschwerlichen Ritt in den fast grundlosen Wegen mußte dieser aber gemacht haben, denn seine ganze Kleidung war über und über so mit Koth bespritzt, daß man kaum ihre Farbe noch erkennen konnte. Auch der General selbst trug eine sehr beschmutzte Uniform, denn er war so eben erst von dem Einzug der Division Dumonceau zurückgekehrt und hatte noch nicht Zeit gehabt, den Anzug zu wechseln. So waren denn seine hohen Reiterstiefel über und über bespritzt, und seine blaue, reich mit Gold gestickte Generalsuniform ganz durchnäßt, so daß ihm schon deshalb die Wärme des weißen Porzellanofens, an den er sich lehnte, nur angenehm sein mußte. Auch das lockige schwarze Haar, welches einen Theil seiner hochgewölbten Stirn beschattete, schimmerte noch naß. Graf Vandamme gehörte nicht allein zu den thatkräftigsten, sondern auch körperlich schönsten Generälen des mächtigen französischen Kaiserreichs. Er war groß und verhältnißmäßig stark gebaut, und seine Haltung eine stolze und echt militärische. Schon von frühster Jugend an hatte er nur im Dienst der Waffen gelebt und sich bereits im Alter von zwei und

zwanzig Jahren durch seinen feurigen Muth und vielfach erprobte militärische Geschicklichkeit das Patent eines Brigadegenerals der französischen Republik erworben. Jetzt ein angehender Vierziger, war er von allen Heerführern Napoleon's unbedingt derjenige, dem die nächste Anwartschaft auf den Marschallsstab zustand. Sein von Sonnengluth und Winterfrost gehärtetes Gesicht hatte sehr regelmäßige Züge; die Nase war groß und etwas gebogen, und die dunklen Augen blitzten mit feurigem Glanze. Muth, Thatkraft und Energie, zugleich aber auch eine gewisse Wildheit und unbekümmerte Rücksichtslosigkeit um Alles, was nicht zu den Pflichten seines Dienstes gehörte, lag unverkennbar in jedem Zuge seines Gesichts ausgedrückt. Für die friedlichen Bewohner der Gegenden, in denen er hauste, war er stets ein Gegenstand des Schreckens gewesen, denn er zeigte sich ziemlich erbarmungslos, kannte nur militärische Rücksichten und opferte diesen ohne das mindeste Bedenken alles Uebrige auf. Seine Soldaten mochten ihn gerne, obschon er mit ihrem Blute sehr verschwenderisch umging und unerbittlich jeden groben Fehler gegen die Subordination strafte, da er sonst auf jede Weise für sie sorgte und ihnen manchen Exceß gegen die Ein=

wohner des Landes, in welchem sie garnisonirten, durch die Finger sah. Mit seinen Officieren war er außer Dienst sehr kameradschaftlich, trank und spielte viel mit ihnen, wie er denn überhaupt sich stets als ein heiterer Lebemann, der volle Flaschen und hübsche Mädchen gerne hatte, zeigte. Nur wenn der Waffendienst dies erforderte, war er rücksichtslos gegen sich selbst wie gegen alle Anderen, sonst lebte es sich leicht und angenehm mit ihm.

Die Nachrichten, welche der Ordonnanzoffizier, ein noch junger, hübscher Mann in der kleidsamen Husarenuniform, überbrachte, mußten sehr unangenehm gewesen sein, denn immer finsterer wurde das Gesicht des Generals, und wiederholt schon hatte er im heftigen Zorn so kräftig mit dem Fuße gestampft, daß die Tische klirrten und die an ihnen arbeitenden Adjutanten einen Augenblick ganz verwundert aufsahen.

„Und Sie wissen sicher, Capitain, daß auch in Lüneburg diese Schufte von Bürgern es gewagt haben, sich zu empören, die französischen Wappen abzureißen und die Gensdarmen und Beamten des Kaisers zu verjagen?“ frug er im zornigen Ton den Husarenofficier.

„Ganz zuversichtlich, Ew. Excellenz, ich sprach

selbst den Commandanten der Gensdarmerie, Oberstlieutenant Hothier, der, bei dieser Gelegenheit verwundet, sich jetzt zu den Truppen des Generals Morand geflüchtet hat. Die ganze Gegend zwischen Lüneburg und Harburg ist bereits in vollem Aufstand, die Bauern rotten sich überall zusammen, eine Art von Landsturm wird gebildet, und unsere einzelnen Patrouillen und Ordonnanzen können nicht mehr durchkommen," war dessen Antwort.

„Sacristie, die Canaillen! Wer hätte diesen dickköpfigen Deutschen, die sich sonst so geduldig wie die Schafe mißhandeln ließen, wohl so Etwas zugetraut! Aber wartet, Ihr Hunde, ich will Euch züchtigen, daß noch Eure Kinder und Kindeskinder an den General Vandamme mit Schrecken zurückdenken sollen," brauste der General wieder auf, und frug dann hastig weiter. „Und die Russen, wo stehen die, und von diesen verwünschten Preußen, die frech genug waren, uns den Krieg zu erklären, sollen sich bereits auch schon einzelne Haufen bis an die Unterelbe vorgewagt haben?"

„So viel wir beim Stabe des Generals Morand in Erfahrung bringen konnten, steht der Oberst Tettenborn mit seinen Kosaken und wenigen russischen Jägern in Hamburg, Harburg und am

rechten Elbufer; von Magdeburg her soll aber jetzt ein russisches Corps unter dem General Dörnberg von einigen Tausend Mann Cavallerie und zwei Bataillonen Infanterie, worunter sich ein preußisches Bataillon befindet, in Anmarsch gegen Lüneburg sein. Auch der Herzog von Mecklenburg rüstet stark und hat den Hamburgern bereits ein Gardebataillon zur Hülfe gesandt," rapportirte der Officier weiter.

„Der Narr, was will der mit seinen paar hundert Mann. — Der Kaiser war immer zu gnädig gegen all dies kleine Kroppzeug von deutschen Fürsten und hätte sie längst schon eben so fortjagen müssen, wie er es mit dem Braunschweiger gemacht hat," brauste der General hastig auf. „Und in Hamburg, wie soll es da aussehen? Der Besitz dieser Stadt ist von dem wichtigsten Einfluß für uns."

„Der Jubel beim Einzug des Obersten Tettenborn soll sehr groß gewesen sein. Jetzt wird eine hanseatische Legion, die einige Tausend Mann betragen soll, ausgerüstet. Wie uns gemeldet worden, soll es aber mit dieser Rüstung nicht recht vorwärts gehen, es fehlt an Officieren und waffengeübter Mannschaft, und von den reichen Hamburger Kaufherren sollen manche auch ver-

flucht zähe mit ihren freiwilligen Beiträgen für diese Legion sein, so daß kein Geld in den Kassen ist," rapportirte der Officier weiter.

Ein höhnendes Lächeln überflog bei dieser Meldung das Gesicht des Generals und spöttisch rief er aus: „Diese Hamburger Krämer, was wollen die auch eine Legion ausrüsten! Ein einziges französisches Bataillon sprengt den ganzen Haufen leicht auseinander. Aber zahlen sollen sie noch tüchtig, wenn wir nur erst wieder in ihre Stadt eingerückt sind, und diese albernen Fanfaronaden bei dem Einmarsch von Tettenborn's Kosaken sollen ihnen sehr theuer zu stehen kommen. Unverzeihlich war es übrigens vom General Cara St. Cyr, daß er Hamburg so bald räumte, da er doch mit seiner Garnison die Stadt immerhin hätte behaupten können. Was will denn Volk und Volksaufstand heißen! Eine gute Kartätschensalve und ein gehöriger Bajonettangriff, und all solch Gesindel stäubt ohne Weiteres auseinander; der Kaiser sollte den General für diese schmähliche Räumung von Hamburg nur vor ein Kriegsgericht stellen lassen. Gerade in der jetzigen Zeit ist doppelte Energie nothwendig, und jeder französische Officier, der nur einen Augenblick seine Pflicht vernachlässigt und nicht auf das Aeußerste kämpft, verdient die Kugel vor den

Kopf. — Und wie steht es bei den Truppen im Corps des Generals Morand? Ist der Geist gut? Ich hörte, es befänden sich viele Deutsche darunter, sind sie noch ganz zuverlässig?" frug er den Capitain weiter.

„Wir haben ein altes französisches Bataillon, das zwar schwach, aber vom besten Geiste ist, und zwei formirte Compagnien vertriebener Douaniers bei uns. Diese Leute sind fast durchgängig ehemalige Soldaten und wüthend über die Beleidigungen, die sie jetzt in Deutschland erfahren haben, mitunter aber schon etwas zu sehr des Dienstes in der Front entwöhnt. Sonst haben wir noch zwei französische Geschütze und einige Hundert Gensdarmen und Dragoner bei uns, die sehr gut sind. Von deutschen Truppen stehen unter dem Befehl des Generals zwei sächsische Infanteriebataillone und eine sächsische Batterie. Die Mannschaft ist größtentheils noch jung und unerfahren, und soll theilweise selbst von schlechtem Geiste ergriffen sein und von deutscher Gesinnung und ähnlichem Unsinn sprechen. Einige Kerle sind schon aus diesem Grunde desertirt, und einem Unterofficier, der sich sogar vermaß zu sagen, es sei eine Schande, wenn in jetziger Zeit ein deutscher Soldat gegen seine deutschen Brüder fechten und dem franzö-

sischen Interesse dienen werde, hat der General Morand zur Warnung erschießen lassen. Die sächsischen Officiere sind größtentheils gut für uns gesinnt, hoffen auf Avancement in diesem Kriege, und wenn der Kaiser einige Ehrenlegionskreuze unter sie vertheilen und noch mehrere versprechen lassen würde, so möchte ihre Anhänglichkeit an Frankreich dadurch sehr vermehrt werden. Uebrigens hat der General besonders unter den Sachsen die Nachricht verbreiten lassen, dieser ganze Krieg sei nur eine preußische Schwindelei, und Preußen habe die Absicht, das Königreich Sachsen für sich zu erobern und zu behalten. Auch unter den Bauern lassen wir dies verbreiten, und der General hat eigens einen aus Hamburg geflüchteten deutschen Zeitungsschreiber in seine Dienste genommen, der solche Proclamationen schreiben muß. Wir hoffen auf guten Erfolg hiervon," lachte der Husarenofficier.

„Recht so," meinte der General, und auch seine finsteren Züge schienen sich auf einen Augenblick zu erheitern. „Wir müssen diese dummen Deutschen aufeinander zu hetzen und ihre Uneinigkeit zu benutzen suchen, daß sie sich selbst unter sich aufreiben und wir lachend das Zusehen haben. Wie können diese Dickköpfe es auch wagen, nur den

Gedanken zu hegen, eine große, mächtige Nation bilden zu wollen, wozu in Europa wir Franzosen doch allein nur berufen sind. Sagen Sie dem General, er möge seine Sachsen besonders exponiren und vorzugsweise zu dem gefährlichsten Dienst verwenden, die Franzosen aber stets sorgfältig schonen und in Reserve behalten. Wären nur diese verdammten Preußen nicht da; sie werden uns wahrscheinlich noch Manches zu schaffen machen. Der Kaiser Napoleon war im Jahre 1807 nur zu nachsichtig gegen sie und hätte schon damals der Spielerei eines Königreichs Preußen ein Ende machen sollen. Nun, das Jahr 1813 wird hoffentlich nicht vorübergehen, ohne daß dies Reich für immer vernichtet ist. Es giebt dann wieder hübsche Fetzen Land an unsere getreuen Verbündeten zu verschenken. Sagen Sie dem General Morand auch, er möge unter den sächsischen Officieren die Nachricht verbreiten, der Kaiser habe versprochen, daß der König von Sachsen nach beendetem Kriege die ganze preußische Lausitz und mehrere Kreise von Brandenburg noch erhalten solle, das freuet diese Herren und vermehrt noch ihren Eifer. — Und nun, Capitain, Sie sind zwar vom Ritte hieher stark angegriffen, allein es hilft Nichts, im Dienst darf man in jetziger Zeit keine Schonung kennen.

Essen und trinken Sie hier gut, wofür meine Adjutanten schon sorgen werden, und in einer Stunde besteigen Sie ein frisches Pferd und reiten zum General Morand nach Toftädt zurück. In acht Stunden können Sie den Ritt machen, so daß Sie morgen früh bei Tagesanbruch beim General ankommen und ihm den schriftlichen Befehl zum sofortigen Marsch nach Lüneburg einhändigen können. Theilen Sie dem General noch mündlich mit, es sei mein ausdrücklicher Wille, daß er Lüneburg unter allen Umständen erobern und die Stadt für ihre bewiesene Frechheit dann tüchtig strafen solle. Wenn auch die Soldaten dabei etwas plündern sollten, so schadet es weiter Nichts und vermehrt nur ihre Kriegslust. Alle mit den Waffen in der Hand gefangenen Bauern und Bürger sollen ohne Weiteres erschossen werden, auch soll man sich möglichst vieler angesehener Personen zu bemächtigen suchen, um sie als Geißeln mit fortzuschleppen. An Geld für Spione und zur Vertheilung an unsere Anhänger soll es der General nicht fehlen lassen, die Vermögensconfiscationen der uns feindlichen Leute werden schon unsere Kassen wieder füllen. — Adieu, Capitain, viel Vergnügen bei der Einnahme von Lüneburg. Ich hoffe, in diesem Feldzuge wird noch das Ehren-

legionskreuz Ihren Dollmann zieren." — Mit freundlichem Kopfnicken entließ nach diesen Worten der General Vandamme den Husarencapitain, der militärisch grüßend Kehrt machte und dann in das Vorzimmer ging, um dort von einem Adjutanten vorerst mit einem guten Abendessen und einer Flasche feurigem Rheinwein, wonach ihm sehr lüstete, bewirthet zu werden, dann die nöthigen Papiere entgegen zu nehmen und seinen beschwerlichen Rückritt wieder anzutreten.

Ein anderer Adjutant erschien beim General, der inzwischen zu dem über der Landkarte niedergebeugten Officier getreten war, um von diesem einige Erkundigungen einzuziehen, und meldete, daß das Kriegsgericht, welches über die drei Bauern, die sich in ihrem Hause gegen französische Soldaten widersetzt hätten, urtheilen sollte, beendet sei und diese zum Tode verurtheilt hätte.

„Nun, so laßt die Kerle ohne Weiteres erschießen, und stört mich nicht mit jeder solchen Kleinigkeit. Soll ich etwa selbst als Corporal die Dutzend Soldaten commandiren, die hinreichen werden, um den Canaillen die Kugeln durch die Köpfe zu jagen?" fuhr der General, verdrießlich über die Störung, in heftiger Weise den Adjutanten an.

„Verzeihen Ew. Excellenz, aber der eine Bauer hat eine Tochter, ein hübsches, frisches Mädchen, die unten im Hause heult und inständig bittet, vor Ew. Excellenz gelassen zu werden, um das Leben der Ihrigen zu erflehen," antwortete der etwas betroffene Adjutant.

„Pah, ich habe jetzt andere Geschäfte als das Geflenne einfältiger Bauerndirnen anzuhören! — Doch Sie sagen, das Mädchen wäre jung und hübsch — nun, sie wird wohl etwas nach dem Kuhstall riechen, doch das schadete Nichts — deshalb könnte ich sie immerhin vorlassen" — sprach leise der General, und ein lüsterner Zug spielte dabei um seinen Mund, und seine großen dunklen Augen erhielten einen besondern Glanz. Aber sogleich schien er sich eines Andern zu besinnen, strich mit der Hand über die Stirn, als wolle er alle frivolen Gedanken daraus entfernen, und fuhr wieder in dem vorigen strengen Dienstone fort: „Ob hübsch oder häßlich, es bleibt sich ganz gleich, wir Alle haben jetzt andere Geschäfte, als unsere Zeit mit schönen Dirnen zu vertrödeln. Und dann, die Insurgenten muß ich doch erschießen lassen, schon des Beispiels wegen, und vorher mit der Tochter zu kosen und später ihren Vater zur Leiche zu machen — das ist doch nicht

mein Geschmack. Halten Sie mir also die weinende Kleine vom Halse, Lieutenant, und sorgen Sie dafür, daß die Verurtheilten sogleich erschossen werden. Die Soldaten können ihnen ja Laternen vor die Brust binden, danach zielt es sich sehr gut. Und noch Eins" — wandte er sich an den Adjutanten, der schon fortzugehen im Begriff war: — „Es ist mein Befehl, daß die Tochter weiter nicht insultirt werde, und lassen Sie diese unbelästigt fortgehen. Wir Franzosen führen gegen keine Weiber Krieg, wenn sie uns sich nicht gutwillig ergeben wollen. — Ein- für allemal, meine Herren, merken Sie es sich," sprach er jetzt mit so lauter Stimme, daß alle Adjutanten mit ihren Arbeiten aufhörten und aufmerksam lauschten, „ich begnadige in jetziger Zeit niemals, wenn das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt hat, werde überall mit der äußersten Strenge auftreten, denn ich halte solche für nothwendig, um die so vielfach schon aufflackernde Flamme der Empörung noch sogleich im Keime zu ersticken, und ertheile Ihnen den bestimmten Befehl, alle Gnadengesuche stets abzuweisen und keine Personen, wes Standes solche auch immerhin sein mögen, die mir derartige Bitten vorzutragen wünschen, unter irgendwelchen Umständen vorzulassen. Es wäre dies nur eine unnütze Zeit-

verschwendung. Also merken Sie sich dies, meine Herren," schloß er seine Rede und beugte sich dann wieder eifrig über die große Landkarte.

„Lieutenant Graf Rochefort," rief er einige Augenblicke später, und ein sehr hübscher, junger Adjutant, dessen rosiges Gesicht noch nicht von vielen, bereits bestandenen Strapazen Zeugniß ablegen konnte, erschien sogleich aus dem Nebenzimmer.

„Besteigen Sie auf der Stelle ein Pferd und bringen diese Ordre an den General Dufour, der mit seiner Division schon auf dem Marsche von Wesel hieher sein wird. Sagen Sie ihm noch außerdem mündlich, ich wünsche dringend, daß er seinen Marsch beeilen möge, da ich bald an 24,000 Mann hier beisammen haben wolle, um gegen Hamburg aufzubrechen und dieser Stadt die verdiente Strafe zu geben. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie keinen Kosaken in die Hände fallen, die schon weit umherschweifen sollen. Adieu." Mit einem kurzen „zu Befehl, Excellenz" verließ der junge Officier das Zimmer, um sogleich seinen gefährlichen Ritt anzutreten.

Noch mehrere Stunden bis tief in die Nacht hinein herrschte in den oberen Zimmern des Generals Vandamme diese vielfache, lebendige

und doch höchst geregelte Thätigkeit. Adjutanten gingen und kamen, die vielfachsten Geschäfte wurden mit der größten Schnelligkeit erledigt und der General selbst, bei seiner eisernen, durch stete Uebung äußerst abgehärteten Natur, gönnte sich nicht die nöthige Zeit, um nur die durchnäßten Kleider mit trockenen zu vertauschen, sondern arbeitete ununterbrochen weiter.

Auf der untern Hausflur fand inzwischen eine äußerst traurige Scene statt. Der Adjutant des Generals, der den Auftrag erhalten hatte, die drei gefangenen Bauern erschießen zu lassen, traf sogleich die nöthigen Anstalten, um dies Geschäft möglichst bald abzumachen. Ein Gensdarm mußte von der nächsten Hauptwache einen Zug Infanteristen unter dem Befehl eines alten Sergenten holen, die vor dem Hause aufmarschirten. Die Ladung der Gewehre wurde nochmals mit dem Ladestock fest aufgesetzt, frisches Pulver auf die Pfanne, geschüttet und die Soldaten waren bereit, ihr blutiges Werk zu verrichten. Um bei dem stürmischen Wetter nicht zu weit marschiren zu müssen, hatte man einen Platz auf einem Kirchhofe innerhalb der Stadt zur Richtstätte bestimmt.

Die drei gefangenen Bauern waren inzwischen von den Gensdarmen aus ihrer Ecke geholt

worden, und der Adjutant las ihnen in aller Eile das Urtheil des Kriegsgerichts vor. Zwar verstanden die Unglücklichen von diesem französischen Urtheil kein Wort, doch konnten sie sich nicht darüber täuschen, daß ihr Tod darin ausgesprochen sei und sie solchen in der nächsten Zeit erleiden müßten.

Verschieden war der Eindruck, mit dem diese drei Männer solche Nachricht empfingen. Der alte Bauer, eine ehrwürdige Erscheinung, dessen von einem Kamme hinten festgehaltenes langes weißes Haupthaar sich jetzt gelöst hatte, hörte das Todesurtheil mit großer Ergebung an. Kaum ein Zug seines vielgefurchten Gesichts veränderte sich, seine großen Augen blieben thränenlos, und mit bewegter, halblauter Stimme sprach er die Worte: „Gottes Wille geschehe, wie immer, so auch hier. Ich hatte zwar gehofft, dereinst ruhig in meinem Bette zu sterben, doch wenn es nicht anders sein soll, so muß ich mich auch darein ergeben.“ Sein Sohn, in dessen Adern noch jugendfeueriges Blut wallte, nahm die Nachricht nicht so gefaßt auf. Eine lebhafte Aufregung röthete sein Gesicht, sein Auge blitzte lebendig, drohend ballte er die gefesselten Hände gegen die Gensdarmen und rief mit zorniger Stimme: „Dafür, daß wir

unser Eigenthum gegen diese französischen Spitzbuben vertheidigten, sollen wir nun auch noch erschossen werden. Das ist schändlich! — Wir sind zwar jetzt wehrlos, doch unser Blut komme über Euch, Ihr Henkersknechte, und unsere Brüder werden unsern Tod schon rächen."

Der junge Knecht, der Bräutigam des Mädchens, war am Meisten von diesem Urtheil erschüttert, denn das Leben schien ihm noch so schöne Hoffnungen erfüllen zu wollen. Er sank vor Entsetzen fast in die Kniee, weinte noch lauter als früher, und stieß schluchzend die Worte aus: „Und jetzt soll ich sterben, wo ich so sicher hoffte, in diesem Sommer noch meine Braut heirathen zu können? Ich habe ja gar keinen Franzosen todtgeschossen, sondern nur den Einen, der meine Marieken küssen wollte, mit der Wagenrunge einen Klapps über den Kopf gegeben, daß er hintorkelte. — Oh, meine Herren, lassen Sie mich doch leben, ich bin ja noch so jung und habe gar keine Lust zum Sterben," jammerte er weiter, bis ihn endlich der Sohn des Bauern unwillig anstieß und ausrief. „So halte doch Dein Maul, Chrischan, und schäme Dich, diesen französischen Schuften nur ein gutes Wort zu geben, was überdies ja doch Nichts hilft. Da faß' Courage und stirb

muthig, wie es sich für einen Hannoveraner paßt. Einmal muß ja doch gestorben sein." Dieser einfache Trost verfehlte nicht seine Wirkung, und auch der Knecht trat ungleich gefaßter seinen letzten, schweren Gang an, obgleich er freilich sein Schluchzen nicht unterdrücken konnte.

Die Verzweifeltste von Allen war aber das junge Mädchen, die in den nächsten Augenblicken Vater, Bruder und Bräutigam verlieren sollte. Sie schrie vor Schmerz so gellend auf, daß es weit durch das ganze, große Haus erscholl, warf sich vor dem Adjutanten auf die Erde, umfaßte seine hohen Reiterstiefel, und flehte ihn bei Allem an, was ihm auf Erden heilig und theuer sei, er möge das Leben der Ihrigen retten. Zwar konnte der Adjutant nicht Deutsch genug, um alle diese rührenden Bitten des verzweifelten Mädchens zu verstehen, allein ihren furchtbaren Schmerz verstand er wohl, und selbst sein durch vieljähriges rauhes Kriegsleben ziemlich abgehärtetes Herz fühlte sich dadurch bewegt.

„Sacrebleu — ein höchst unangenehmer Befehl, den mir der General da ertheilt hat — ich will lieber dreimal allein gegen eine Batterie anreiten, als ein einziges Mal wieder eine solche Execution commandiren," murmelte er sehr mißver-

gnügt zu dem nächsten Gensdarmen. — „Was darf ich aber dabei thun. Die Execution soll noch an diesem Abend vollzogen werden, lautet die Ordre, und ein Befehl des Grafen Vandamme muß auf die Minute vollführt werden. — So steh' auf, mein Kind, es hilft Dir ja doch Nichts, ich kann bei der Sache Nichts ändern," sprach er gutmüthig zu dem noch immer seine Kniee umfassenden Mädchen. — „Gensdarm Berry — fassen Sie das arme Ding um den Leib, heben Sie sie dann auf und führen sie sorgsam zur Thür hinaus und in ein anderes Haus," befahl er dann dem alten Gensdarmen, der sich vorhin schon des Mädchens angenommen hatte.

Nicht ohne Mühe gelang es diesem, die Arme des Mädchens von den Füßen des Officiers zu lösen und sie dann emporzuheben. Ganz bleich und starr vor Schmerz war ihr Gesicht geworden, und sie, die noch vor wenigen Tagen so blühend und frisch und von der schönsten Hoffnung beseelt in die Zukunft gesehen hatte, war nun eine Andere. Noch einmal riß sie sich von dem Gensdarmen, der seinen Auftrag mit großer Schonung vollzog, los, und flog an die Brust des Vaters, ihr Haupt auf dessen Schultern stützend.

„Gott segne Dich, mein Kind, — bleib' auch



fernerhin in Deinem ganzen Leben gut und fromm," sprach der alte Bauer jetzt gerührt, und aus seinem Auge quoll dabei eine Thräne. — „Haus und Hof gehören jetzt Dein, verwalte sie vernünftig und gieb den Armen ihr reichlich Theil davon ab. — Und nun, Marieken, nimm vom Bruder und Bräutigam den letzten Abschied und dann gehe fort und mache uns den Gang zum Richtplatz nicht allzuschwer," endete er seine Rede, die bleiche Stirn der Tochter noch herzlich küssend. Auch vom Bruder nahm die Schwester jetzt den Abschied. „Weine nicht, Marieken, die französischen Schufte hier freuen sich sonst darüber," sagte der auch jetzt noch kräftige und muthige Jüngling. — „Schwester, versprich mir, daß Du alle die Rüstungen gegen die Franzosen recht unterstützest und kein Geld sparst, um freiwillige Beiträge für unsere Soldaten zu geben. Den jungen Braunen, den ich hatte, den soll auch nur ein deutscher Reiter, der gegen diese Tyrannen den Säbel zieht, bekommen. — Und Marieken, wenn Du jemals noch später heirathen solltest, — dann nimm nur einen frühern Soldaten, der gegen die Franzosen recht wacker gekämpft hat, und keinen Andern zum Mann."

„Alles will ich Dir versprechen, aber Letzteres

nicht, denn niemals werde ich heirathen, aber so viel ich kann, will ich Euch rächen helfen," antwortete das Mädchen, deren bis dahin schüchternes und weiblich blödes Wesen durch den ungeheuren Schmerz, den sie hatte erdulden müssen, jetzt plötzlich sehr fest, ja selbst hart geworden war.

Nun war noch der Abschied von ihrem Bräutigam zu nehmen, den sie bis dahin so zärtlich geliebt hatte, wenn ihr auch sein jetziges, zaghaftes Wesen fast unbewußt einen unangenehmen Eindruck gemacht. Fast schien es, als könnten Beide nicht von einander lassen, so innig hielten sie sich umschlungen, obgleich kein Wort sonst von ihren Lippen kam.

Es mußte endlich hier ein Ende gemacht werden, und leise gab der Officier dem Gensdarmen einen Wink, das Mädchen abermals zu umfassen und dann sogleich zum Hause hinauszuführen, denn es drängte ihn, den für Alle höchst peinlichen Auftritt nicht zu sehr zu verlängern. Ohne Widerstreben folgte jetzt das Mädchen, und ungleich fester und kräftiger, als noch vor einigen Minuten, als sie aufgelöst vor Schmerz zu den Füßen des Officiers kniete, war jetzt ihr Wesen. Sie hatte nunmehr einen fernern Zweck ihres fast vernichteten Lebens, die Rache, und dadurch war auch

die Kraft fest in Seele und Körper bei ihr zurückgekehrt. Sie wies stolz den Arm des alten Gensdarmen, der sie geleiten wollte, zurück, wandte sich an der Thür noch einmal zu den Ihrigen um, und die Worte ausrufend: „So lebt denn wohl für dieses Leben, so viel ich kann, werde ich Euch zu rächen suchen!“ verschwand sie in der dunklen Nacht.

Der Adjutant des Generals Vandamme beeilte sich jetzt, die etwas verzögerte Hinrichtung möglichst zu beschleunigen. Einige Gensdarmen nahmen die drei Verurtheilten, die mit festen Schritten und männlicher Haltung einhergingen, zwischen sich, der Zug Infanterie folgte und so eilte man nach dem zur Execution bestimmten Platz. Hier wurden den drei Männern die Fesseln abgenommen, und kräftig schüttelten sie sich noch zuletzt die Hände und sagten sich ein herzliches Lebewohl — auf baldiges Wiedersehen in einem bessern Jenseits. Eine kleine hellbrennende Laterne ward nun Jedem der Verurtheilten vor die Brust gebunden, damit die zum Schießen bestimmten Soldaten solche zum Zielpunkt nehmen könnten. Jetzt stellte man sie dicht neben einander und aus der Nähe von wenigen Schritten richteten sich die Läufe von acht Gewehren auf jeden

Einzelnen. Hinter den Soldaten stellte sich der befehligende Sergent und der Adjutant, der das Ganze leitete, nebst einem Tambour auf. Ein kurzer Wirbel und die Soldaten legten die Gewehre an, bei einem zweiten krachten vierundzwanzig Schüsse, und drei schlichte, wackere deutsche Ehrenmänner stürzten leblos in ihrem Blute zusammen. Gar mancher Bewohner Bremens, der noch am späten Abend diese Salve hörte, kannte ihre Bedeutung und richtete ein frommes Gebet für die Seelen der so eben Getödteten, mit dem sich bei Vielen auch wohl der Wunsch nach Wiedervergeltung für ihre Mörder vereinte, an den allmächtigen Schöpfer.

„Es sind nicht die Ersten, die wir da erschießen und werden auch gewiß nicht die Letzten sein, denn General Vandamme wird noch ein strenges Strafgericht hier halten," sprach gleichmüthig beim Zurückmarsch der Sergent zu dem Adjutanten, und achselzuckend und unangenehm von der so eben erlebten Scene bewegt, antwortete dieser ein kurzes „Leider".

Nur zu sehr hatte er Recht hierin gehabt, denn mit blutiger Strenge hauste der General noch fernerhin in dieser Gegend. Wer nur irgendwie bei der Erhebung gegen das französische Joch

sich betheiligt und sich nun nicht geflüchtet hatte, den traf schwere Strafe. Allein einige vierzig Personen verschiedener Stände ließ der unerbittliche General in Bremen erschießen, und auch an anderen Orten übten die Standgerichte ihr hartes Werk, und das Blut vieler edler Männer röthete auf der Richtstätte die deutsche Erde. Sollte doch aus ihm die köstliche Frucht der allgemeinen Volkserhebung erst hervorgehen, denn gerade diese vielen grausamen Strafen steigerten nur die Erbitterung des Volkes, und statt dadurch abgeschreckt zu werden, eilten immer mehr Männer und Jünglinge unter die verschiedenen Freicorps. Aus dem Namen General Vandamme machte der Volksmund der norddeutschen Küstengegend zwischen Elbe und Weser aber General „Gottverdam“, und unter dieser Benennung lebt er noch jetzt als ein Gegenstand des Schreckens und Abscheues dort fort.

3.

Der Kampf in Lüneburg.

In der alten, weitläufig gebauten Stadt Lüneburg, die schon in den Zeiten des Mittelalters als ansehnlicher Handelsort nicht ohne Bedeutung war, herrschte am Frühmorgen des ersten Aprils dieses ereignißvollen Jahres eine große Aufregung. Trotz des höchst unfreundlichen Wetters sammelten sich „auf dem Sande", so heißt die Hauptstraße dort, und dem geräumigen Marktplatze größere Volksgruppen, alle Läden waren geschlossen, in den Werkstätten ward gefeiert, überall sah man ängstlich umherlaufende Menschen jeden Alters, Standes und Geschlechtes, und ein hastiges Fragen, Antworten, mitunter auch wohl schon Klagen und Seufzen, hier und da von einem kräftigen Fluche unterbrochen, war auf Märkten, Straßen und überall, wo sich mehrere Menschen zusammenfanden, vernehmbar. Noch in der Nacht

war mit schweißtriefenden, schmutzbedeckten Pferden der Bauer Bruhn in die Stadt gekommen und in seiner Begleitung der hier seßhafte, allen ihren Einwohnern wohlbekannte Hausirjude Isaack. Beide Männer hatten sogleich die Wohnungen angesehener Magistratsbeamten und sonstiger Personen von Bedeutung aufgesucht, diese aus den Betten herausgeholt und Isaack dann ihnen die wichtige Nachricht mitgetheilt, wie er sicher wisse, daß der General Morand mit ungefähr 3000 Mann in Eilmärschen gegen Lüneburg marschire und vielleicht schon am heutigen Tage hier eintreffen werde. Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel erschreckte diese Nachricht, die gleich einem Lauffeuer die ganze Stadt durchflog, die gesammte Einwohnerschaft. Zu sehr hatte man schon in voreiliger Siegesfreude geschwelgt, zu fest gehofft, niemals wieder Franzosen, die man überall geschlagen und zurückgedrängt glaubte, wieder einziehen zu sehen, als daß diese plötzliche Schreckensbotschaft nicht sogleich die größte Bestürzung erregte.

Ein nicht geringer Theil der Bewohner gab sich anfänglich den Anschein, die Wahrheit dieser Botschaft bezweifeln zu wollen. „Es sei ja nur ein Packenjude, der sie gebracht habe, so ein Kerl sei von Natur äußerst feige, das verstehe sich von

selbst, wer weiß, was der gesehen habe, und es sei überhaupt fraglich, ob nicht irgend ein französischer Gensdarm oder Zollbeamter sich den Spaß gemacht, die ganze Geschichte von dem Anmarsch Morand's dem Juden vorzulügen und ihm dadurch einen Schrecken einzujagen." Solche und ähnliche Reden wurden hier und da hörbar. Es fehlte wirklich nicht viel, so wären dem alten Isaack sogar grobe, thätliche Mißhandlungen für seinen patriotischen Eifer geworden, denn ein Haufe des niedersten Pöbels hatte ihn bereits umringt, und das wüste Geschrei: „Was hat der Schmuser hier für Lügen zu verbreiten und ehrlichen Christen unnütze Angst einzujagen," oder „Hängt den Juden auf, er ist ein französischer Spion, so ein Kerl verräth um einen Thaler die ganze Stadt," und wie dergleichen rohe und unvernünftige Schimpfereien noch weiter lauteten, erschollen aus dessen Mitte. Mit dem Rücken gegen ein Haus gelehnt, hielt der Hausirer seinen dicken, eisenbeschlagenen Knittelstock fest in der Rechten, entschlossen, Jeden, der es wage ihn anzurühren, sogleich damit über den Kopf zu schlagen. So hoch und stolz aufgerichtet, daß er dadurch um einige Zoll größer erschien, war in diesem Augenblick seine sonst so vornübergebeugte Gestalt, sein Auge blitzte kühn, und

ein ungemein verächtlicher Ausdruck lag in seinem ganzen Gesichte. Trotz der muthigen Gegenwehr, die er sicherlich geleistet haben würde, hätte der Hausirer doch sehr leicht Mißhandlungen von dem rohen Pöbelhaufen erdulden müssen, wenn nicht zum Glück der alte Bruhn mit noch mehreren anderen Bauern der Umgegend zu seiner Hülfe erschienen wären. Mit nicht sehr höflichen, aber desto wahreren Worten schalt dieser das Gesindel, und bald einsehend, daß sie auch bei einer etwaigen Prügelei mit dessen derben Begleitern entschieden den Kürzern ziehen und nur blutige Köpfe und blaue Rücken nach Hause tragen würden, liefen die Kerle schnell auseinander.

Unter den Magistratspersonen und den höheren Officieren der erst in der Errichtung begriffenen Bürgerwehr herrschte anfänglich große Rathlosigkeit. Der Einmarsch des Generals Morand war sehr zu fürchten, denn man konnte sicher sein, daß er ein strenges Strafgericht über die Stadt wegen ihrer Vertreibung der Franzosen verhängen würde. Wenn irgend möglich, mußte man daher versuchen seinen Schaaren so lange Widerstand zu leisten, bis die Russen und Preußen, die, wie man sicher wußte, schon in der Gegend von Hitzacker standen, herbeigerückt waren. Mehrere

berittene Eilboten, denen man die besten Pferde der Stadt gegeben hatte, wurden sogleich mit der dringendsten Bitte um schleunige Hülfe an diese Generäle abgesandt. Ob es aber möglich sein werde, den Franzosen mit Erfolg wirklich so langen Widerstand zu leisten, bis die Verbündeten eingerückt sein konnten, war eine sehr zweifelhafte Frage, die jetzt lebhaft berathen wurde. Die Möglichkeit eines derartigen Widerstandes war freilich gegeben, denn von früheren Zeiten her besaß Lüneburg noch Gräben und Mauern und mit Thürmen versehene Thore. Zwar waren diese Anlagen sehr verfallen, hatten Lücken und Löcher und konnten einem ernsthaften Angriff nicht einige Tage widerstehen, allein gegen den ersten bloßen Anlauf gewährten sie doch einigermaßen Schutz. Der General Morand führte, wie der lange Isaack sicher wußte, nur leichtes Feldgeschütz bei sich, seine Soldaten, meistens nur aus jungen Conscribirten bestehend, mußten von dem Marsch bei dem schlechten Wetter und den grundlosen Wegen sicherlich sehr angegriffen sein, und so durfte man hoffen, daß er stutzen und vielleicht einige Zeit verzögern würde, bis er sich entschlösse, die verschlossenen Thore von Lüneburg mit Gewalt zu erstürmen. Die Stadt besaß kräftige und entschlossene Männer

in genügender Zahl, um die Wälle gut zu besetzen; einige alte Officiere und Unterofficiere, die wenigstens einen Begriff von Krieg und Kriegswesen hatten, um Führerstellen abgeben zu können, waren auch vorhanden, und so konnte man doch immerhin den Feinden den Einmarsch etwas verzögern. „Zeit gewonnen, Alles gewonnen," mußte es hier aber heißen. Nur der große Mangel an Schußwaffen und Munition war für eine etwaige kräftige Vertheidigung sehr hinderlich. Die französische Gewaltherrschaft hatte überall den Besitz der Waffen auf das Strengste untersagt, und so waren kaum einige Hundert Jagdgewehre oder alte verrostete Flinten, die mitunter nicht mehr losgedrückt werden konnten, in der Stadt. Auch Pulver war nur in geringen Quantitäten bei einigen Kaufleuten zu finden, und außer einigen fast gänzlich unbrauchbaren Böllern waren keine Geschütze vorhanden. Mit Piken und Knitteln aber sich gegen reguläre Truppen, die von einem französischen Divisionsgeneral befehligt wurden, vertheidigen zu wollen, war immerhin eine sehr mißliche Sache, die gar leicht höchst unglücklich ablaufen konnte. Die Parthei der Zaghaften und Aengstlichen — und wo findet man nicht solche erbärmliche Philisterseelen, benutzte diesen Mangel an Waffen und Munition, um die

völlige Nutzlosigkeit eines Versuches zum Widerstande auszusprechen und auf das Dringendste davon abzurathen. Es sei höchst frevelhaft, solchen nur versuchen zu wollen, denn die Franzosen würden trotzdem mit leichter Mühe in die Stadt einmarschiren und dann, über diese Feindseligkeiten erbittert, ein ungleich härteres Strafgericht dort anstellen, als sonst, wenn man ihnen die Thore von selbst öffnete und demüthig für die begangene That um Entschuldigung bitte, der Fall sein möchte. Es ward von diesen Furchtsamen, zu denen leider selbst mehrere vornehme und vermögende Bewohner gehörten, auch das Gerücht ausgesprengt, der General Morand habe erklärt, er wolle Gnade vor Recht ergehen lassen, wenn man ihn nur demüthig um Verzeihung bitten und seine Truppen sogleich auf das Beste empfangen werde; sollte man aber gar so verblendet sein, auch jetzt noch einen Widerstand zu versuchen, so kenne er gar keine Schonung mehr, sondern werde die Stadt ohne Weiteres mit Brandraketen beschießen und nach erfolgter Einnahme durch seine Soldaten ausplündern lassen. Daß solche Nachrichten nicht geringen Schrecken verbreiteten, und besonders auch sehr viele Frauen immer mehr klagten und dringend zur sofortigen Uebergabe

riethen, war natürlich. Auch die Parthei der heimlichen Franzosenfreunde in der Stadt fing sogleich an, etwas sicherer aufzutreten und suchte diese allgemeine Verwirrung möglichst für ihre Zwecke auszubeuten. Diese Menschen riethen zur unbedingten Ergebung und suchten es sogar als das Beste für das Wohl der Stadt Lüneburg darzustellen, wenn man schon eine Deputation dem General Morand möglichst weit entgegensende, demüthig um seine Verzeihung bitte und ihn auffordere, seinen Marsch zu beschleunigen und seinen Einzug zu halten, bevor die Russen ankommen könnten. Es wurden dabei von dieser Parthei die übertriebensten Gerüchte von der ungeheuren Macht, welche Napoleon bereits wieder entfaltet habe, verbreitet und die großen Heereshaufen, die schon den Rhein überschritten hätten, um in Deutschland die französische Herrschaft zu sichern, aufgezählt. Ungleich stärkern Glauben, als noch am gestrigen Tage der Fall gewesen wäre, fanden aber jetzt diese Schilderungen, denn der unerwartete Marsch des Generals Morand hatte gar viele Einwohner gewaltig eingeschüchtert und auf's Neue die schon sehr wankend gewesene Ueberzeugung von der Uebermacht der Franzosen wesentlich verstärkt. So gingen überall die Ansichten

der Bewohner in der guten Stadt Lüneburg auseinander, die Zaghaften standen den Muthigen, die Franzosenfreunde den wahrhaft deutsch Gesinnten gegenüber, und es herrschte all und überall ein Hin- und Hergerede, und ein Gezanke und Gestreite, wie es in dem sonst so friedlichen Orte seit langer Zeit nicht mehr vorgefallen war. Bei alledem verstrich aber die so kostbare Zeit ziemlich nutzlos, es ward mehr gesprochen als gehandelt, und die bisher zur Vertheidigung getroffenen Anstalten waren nur äußerst geringfügig. Fast schien es sogar, als ob die Parthei der Zaghaften die Oberherrschaft gewinnen würde, und ein wohlhabender Particulier, der bisher am Lebhaftesten gegen den Versuch des Widerstandes geeifert hatte, wollte schon seinen eleganten Wagen anspannen lassen, um mit noch einigen anderen Gesinnungsgenossen dem General Morand entgegen zu fahren, diesem die demüthige Unterwerfung von Lüneburg zu verkünden und um seine Gnade zu bitten, da gewannen noch in der letzten Stunde die muthigen Freunde des Kampfes im eigentlichen Kerne der Bürgerschaft die entschiedene Oberhand. Besonders ein junger, sehr befähigter Weinhändler Klepper wußte mit lebendigen Worten zur Vertheidigung zu ermahnen, und seine feurige Rede

fand überall den lautesten Wiederhall. Auch der alte Bruhn, obgleich er als Bauer nicht mit so gewichtigem Nachdruck zu den Städtern reden konnte, als er dies bei seinen bäuerlichen Standesgenossen entschieden vermochte, forderte laut zum Widerstand auf, und erklärte für seine Person, in den vordersten Reihen der Vertheidiger kämpfen zu wollen. Mehrere andere in der Stadt anwesende Bauern und Knechte aus den Haidedörfern traten, wie sie dies gewohnt waren, sogleich auf seine Seite. Solch Beispiel beschämte aber manche Bürger, die bisher noch unentschlossen waren, sie wollten sich von den Bauern im Patriotismus nicht übertreffen lassen, und das Verlangen, man solle es versuchen, die Stadt so lange zu vertheidigen, bis die Russen herangekommen sein würden, ward jetzt so allgemein, daß alle anderen Stimmen dagegen verstummen mußten.

In größter Eile wurden nun die Thore geschlossen und möglichst befestigt, und die Wälle mit bewaffneten Bürgern besetzt. Es fehlte aber an gehöriger Einheit der Leitung, an Kriegsgeübtheit der hier befehligenden Männer und an den nöthigen Waffen, und so konnte sich kein Einsichtsvoller verhehlen, daß selbst beim besten Willen die Vertheidigung gegen einen nur etwas ernsthaften An-

griff sehr schwach ausfallen würde. Höchstens konnte man hoffen, die Franzosen nur einige Stunden aufzuhalten; kamen inzwischen die Verbündeten, denen man auf's Neue Eilboten geschickt hatte mit der dringenden Aufforderung, ihren Marsch zu beschleunigen, an, so war Lüneburg gerettet, wo nicht, dann freilich einem desto härtern Schicksal preisgegeben. Der jetzt emporgestachelte Eifer des Volkes dachte allerdings nicht an eine solche Besorgniß, alle ängstlichen oder im Innern den Franzosen freundlich Gesinnten hatten sich in die verborgensten Zimmer ihrer Häuser zurückgezogen; wer jetzt noch auf den Straßen sich zeigte, war guten Muths und von geschäftiger Thätigkeit. Im Innern der Häuser konnte man freilich gar viele traurige Scenen erblicken. Händeringen, Jammern und Klagen gab es dort überall, und mehr als eine um ihr Hab und Gut bangende Hausfrau verwünschte laut den unbesonnenen Eifer Derer, die jetzt zur Vertheidigung aufgefordert hatten. In aller Eile wurden die werthvollsten Besitzthümer in den Kellern oder Gärten vergraben oder sonst in den verborgensten Winkeln versteckt, denn man fürchtete eine allgemeine Plünderung der Stadt, wenn es den Feinden wirklich gelingen sollte, sich den Eingang zu erzwingen.

Dringend wünschenswerth war es jetzt, genau zu wissen, wie weit die Franzosen noch von Lüneburg entfernt sein möchten, und so erbot sich der alte Bauer Bruhn mit noch einem jüngern Begleiter, auf Recognoscirung auszureiten. Jetzt, wo es kriegerische Ereignisse gab, schien bei dem wackern Mann der frühere Soldatengeist wieder mächtiger als je hervorzutreten und der altgediente Dragonerwachtmeister den Bauern zu verdrängen. Er hatte sich von einem Bekannten in der Stadt einen zwar sehr alterthümlichen, aber noch ganz brauchbaren Pallasch, der vielleicht aus dem dreißigjährigen Kriege herstammte, geliehen und eben so auch große Sporen an seine hohen Wasserstiefel geschnallt. Es war wirklich, als ob das Rasseln des Pallasches auf dem Pflaster den sonst so ruhigen und bedächtigen Mann elektrisire, so lebendig ward plötzlich sein Gang, so stolz blitzte sein Auge, so sicher trat er zwischen allen den vornehmen Stadtherren auf. Einer der schönen, selbstgezogenen Hengste, die er vor seinen Wagen gespannt hatte, war schon häufig zu Hause von ihm geritten worden, und ward jetzt mit einem geliehenen Zaum und Sattel zu diesem Recognoscirritt ausgerüstet. Zwar bäumte das muthige, inzwischen schon wieder vollständig ausgeruhte

Thier sich hoch auf, als zuerst der ungewohnte Pallasch an seine Flanken schlug, allein mit sicherer Faust wußte der Bauer es zu bändigen, und zeigte, daß er die frühere Reitergeschicklichkeit des altgedienten Dragoners auch bei seiner jetzigen friedlichen Beschäftigung noch nicht verloren hatte. Mit nicht geringer Spannung sahen viele Bewohner die beiden Reiter zum Thore hinaustraben, denn außer der Botschaft des langen Isaack war noch immer keine nähere Nachricht über den Marsch des Generals Morand eingetroffen, und es gab auch jetzt noch gar Manche, die im Geheimen hofften, der Hausirer habe sich getäuscht, und die gefürchteten Feinde würden gar nicht, oder doch erst so spät, daß inzwischen die Verbündeten angekommen sein müßten, vor Lüneburg anlangen. Wie bald aber sollten diese schwachen Hoffnungen vernichtet werden.

Kaum eine halbe Stunde mochte Bruhn mit seinem Begleiter aus dem Thore von Lüneburg auf der Straße nach Harburg zu fortgetrabt sein, da erblickten sie aus der Ferne schon die Spitzen der anmarschirenden feindlichen Colonnen. Der Begleiter des Bauern, ein junger, wohlhabender Kaufmann, hatte das Herz auf dem rechten Flecke sitzen, ritt dabei ein gutes, rasches

Pferd, und ging daher bereitwillig auf den Vorschlag des Erstern ein, die Feinde möglichst nahe herankommen zu lassen, um ihre Stärke genau übersehen zu können. „Unsere Pferde holen diese schlechten französischen Reiter mit ihren plumpen Gäulen doch nicht ein, und so wollen wir die Kerle so dicht herankommen lassen, daß wir bequem ihre Zahl sehen können, um auch in Lüneburg genaue Nachrichten abzustatten," meinte Bruhn, und gern pflichtete sein Begleiter bei. So trabten denn die Reiter unbesorgt auf die feindliche Colonne zu und bogen erst in der Entfernung von einigen Hundert Schritten auf das freie Feld ab, um von dort aus die Truppen vorbeimarschiren zu lassen. Der französischen Vorhut, aus einigen Husaren und einem Zuge sächsischer Infanterie bestehend, war die Anwesenheit der beiden Reiter nicht entgangen, und die Pallasche, welche an deren Seite herunterhingen, erregten natürlich ihren Verdacht. Ein halb Dutzend Husaren, einen jungen Officier an der Spitze, sprengte sogleich ab, um die beiden so verdächtigen Männer gefangen zu nehmen.

„Die Lümmel auf ihren Frachtgäulen bilden sich sogar ein, uns bekommen zu wollen, es ist wirklich zum Lachen," spottete Bruhn und ließ, wie

zum Hohn der Franzosen, seinen Hengst einige Volten machen. Wohl auf fünfzig Schritte mochte der Husarenofficier, der wenigstens etwas besser als seine Leute beritten war, den beiden Fremden nahe gekommen sein, als er in voreiliger Hast seine Pistole auf sie abfeuerte. Unschädlich pfiff die Kugel weit vorbei.

„Jagen Sie einige Hundert Schritte wieder fort und lassen Sie den Narren hinter sich herreiten. Ich will unterdeß versuchen, ob ich an die anderen französischen Schufte so weit herankommen kann, um wenigstens Einem von ihnen einen Hieb über das Maul zu geben," rief Bruhn, der jetzt ganz wieder der bewährte, muthige Wachtmeister aus dem Rheinfeldzug geworden war, seinem Begleiter zu. Getreulich befolgte dieser solche Anweisung, ließ seinem schnellen Schimmel die Zügel schießen und war bald wieder mehrere Hundert Schritte von dem feindlichen Husarenofficier, der in ohnmächtigem Zorne sein schon schweißtriefendes Roß zu rascherem Laufe anspornte, entfernt. In weiten Bogen umkreiste Bruhn auf seinem Hengste, der jetzt so recht die Trefflichkeit der hannoverischen Pferdezucht zeigte, inzwischen die anderen französischen Husaren. Von innerer Lust getrieben, hatte er seinen Pallasch jetzt gezogen, und hell

blinkte die breite Klinge den Feinden entgegen, so daß diese sich über die kriegerischen Absichten der beiden Reiter nicht im Geringsten mehr täuschen konnten. In mehr hitziger als besonnener Hast waren die Husaren, je nach der Schnelligkeit ihrer Pferde, bei dieser Verfolgung allmälig immer weiter auseinander gekommen. Mit der Geschicklichkeit eines alten Soldaten benutzte Bruhn diesen für ihn günstigen Umstand und sprengte nun plötzlich auf denjenigen Franzosen, der das schwerfälligste Pferd ritt und daher auch am Weitesten zurückgeblieben war, zu. Bevor dieser, von dem schnellen Angriff überrascht, noch sein plumpes Thier gehörig herumwerfen konnte, hatte der Bauer ihm die linke Seite abgewonnen und führte nun mit kräftiger Faust einen Hieb mit dem Pallasch nach ihm. Die breite, gewichtige Klinge hatte den Franzosen, der, wie es schien, ein noch junger Conscribirter war, in die Schulter getroffen, und heftig blutend stürzte er mit lautem Klagegeschrei zu Boden.

Zwar feuerten sogleich die anderen Husaren ihre Carabiner auf den verwegenen Bauer ab, doch traf nur eine Kugel seine Mütze und riß ihm diese vom Kopf. Mit lautem Hohngelächter sprengte Bruhn jetzt zu seinem Gefährten, von dessen Verfolgung der Officier inzwischen abge-

lassen hatte, da er ihre völlige Nutzlosigkeit einsah, zurück. „Der Eine der französischen Halunken hat sein gehöriges Theil bekommen und wird in den nächsten Wochen seine Mähre nicht wieder besteigen können,“ rief er diesem mit lauter Siegesfreude zu, dabei seinen Pallasch, von dessen Klinge mehrere rothe Blutstropfen heruntertröpfelten, wieder einsteckend. „Und nun wollen wir unsere Pferde gehörig auslaufen lassen, um leider nach Lüneburg die sichere Nachricht zu bringen, daß die Franzosen in nur zu kurzer Zeit vor den Thoren erscheinen werden. Ich fürchte sehr, mit unserer Vertheidigung wird es etwas klaterig ausfallen,“ meinte er weiter. In gestrecktem Lauf ihrer Pferde sprengten nun die beiden Reiter querfeldein der Stadt zu, deren schöne, alterthümliche Thürme weit über die flache Ebene blickten, dort die Trauerkunde zu verbreiten, daß schon die nächsten Stunden die Franzosen und somit den Kampf bringen würden.

Wie nun die Gewißheit kam, daß bereits gegen Mittag der gefürchtete General Morand erscheinen würde, da steigerte sich wo möglich noch mehr die Unruhe in der Stadt. Jetzt war nur blutiger Kampf, und zwar mit sehr geringer Aussicht auf glücklichen Erfolg, oder auch demüthige Ergebung

auf Gnade und Ungnade zu wählen, einen andern Ausweg gab es nicht mehr. Von den Eilboten, welche man an die Verbündeten abgeschickt, war noch kein einziger zurückgekehrt, und so hatte man wenigstens die traurige Gewißheit, daß deren Vortruppen sich noch nicht so weit genähert, um vor dem Erscheinen der Franzosen Hülfe bringen zu können. Man war nun allein auf die eigene, ziemlich unzulängliche Kraft angewiesen, und wie nicht zu läugnen, dämpfte dies bei Manchen den Muth nicht wenig. Daß Bürger gegen reguläre Truppen der großen Armee Napoleon's, von einem der erfahrensten Divisionsgeneräle befehligt, kämpfen sollten, war etwas bis dahin so Unerhörtes und noch niemals in Deutschland Vorgekommenes, daß manchem, sonst gerade nicht muthlosen Mann das Herz bei diesem Gedanken gewaltig zu pochen begann. Die so eben erst verstummten Stimmen, welche auf eine sofortige Ergebung drangen, fingen sogleich an mit verstärkter Kraft sich hören zu lassen, und fast schien es, als sollten sie die Oberhand gewinnen. Nur die jüngeren, muthigen Bürger, und unter ihnen besonders der schon erwähnte Weinhändler Klepper, drangen auch jetzt noch auf eine Vertheidigung der Stadt. „Wir wollen unsere Ehre

wenigstens vor den Augen Deutschlands retten und zeigen, daß die Bürger einer deutschen Stadt den Muth haben, auch gegen französische Soldaten zu fechten," riefen diese wackeren Männer. Mißmuthig ob solcher kühnen, ihm fast frevelhaft dünkenden Worte, schüttelte zwar mancher Philister und Geldsack, dem Deutschland und deutsche Ehre etwas völlig Gleichgültiges war, wenn nur seine eigene Behaglichkeit nicht gestört wurde, den Kopf, allein auch diesmal noch gelang es der thatkräftigen Jugend, ihren Willen durchzusetzen, und die Vertheidigung ward nochmals beschlossen. Die Zahl der Vertheidiger, die nicht nur mit leeren Worten prahlten, sondern auch wirklich, mit Wehr und Waffen möglichst ausgerüstet, auf die Wälle eilten, war aber nur gering; eine zweckmäßige Ausrüstung und umsichtige Leitung fehlte dem kleinen Häuflein gänzlich, und so durfte freilich kein sonderlicher Erfolg erwartet werden. Es galt nur zu zeigen, daß man auch regulären französischen Truppen gegenüber Muth besitze — weiter war wahrscheinlich Nichts mehr zu erreichen.

Während in diesen letzten Stunden vor dem Einmarsch des Generals Morand in Lüneburg fast in der ganzen Stadt eine gewaltige Unruhe herrschte und überall viel gesprochen und gelärmt wurde, ging es in dem untersten Stockwerk eines unansehnlichen Häusleins, welches ziemlich freundlich unweit des Lüner=Thores gelegen war, still und ruhig zu. Der Hausirer Isaack wohnte hier mit seiner Tochter Rebekka, welche ihm die Wirthschaft führte, und einer alten, fast gänzlich tauben israelitischen Magd. Wenn die Häuser der Juden zwar häufig gerade nicht durch sonderliche Reinlichkeit in ihrem Innern sich auszuzeichnen pflegen, so war hier gerade das Gegentheil der Fall. Die zwei kleinen Stuben und die Kammer, welche Tochter und Vater bewohnten, während in einer dritten Kammer sich das Waarenlager des Hausirers befand, wie auch die Küche und selbst die Hausflur zeigten überall eine so sorgfältige Reinlichkeit und musterhafte Ordnung, daß sie in dem vom strengsten Hofmarschall beaufsichtigten Fürstenschloß nicht besser hätten gefunden werden können. Kein Schmutzfleck oder auch nur das Fäserchen eines Spinngewebes war selbst in dem verstecktesten Winkel zu finden, und jedes Geräth stand gewiß stets an dem bestimmten Platz, wohin es am Besten

paßte. Besonders die kleine, niedrige Wohnstube, in der Rebekka gewöhnlich sich aufhielt, zeigte trotz ihrer einfachen Möbeln und schmalen, in Blei gefaßten Fensterscheiben ein wohlthuendes Bild der Häuslichkeit. Es waltete in der ganzen bescheidenen Ausschmückung derselben ein so gebildeter Geschmack und man sah so deutlich, daß die Hand einer gut erzogenen Frau hier regieren müsse, daß jeder Eintretende sofort sich auf das Angenehmste davon berührt fühlen mußte. Gar die eine Ecke von dem Fenster, welches die Morgensonne hatte, war ein ungemein freundliches Plätzchen. Auf der Fensterbank standen mehrere schöne Rosenstöcke, deren frischer Wuchs und für die frühe Jahreszeit außergewöhnlicher Blüthenreichthum von ihrer überaus sorgfältigen Pflege das beste Zeugniß abgaben. Ein recht zierlich gearbeiteter Nähtisch mit einem sauber aus Weidenruthen geflochtenen Stuhl nahmen diese Ecke ein, während ein kleiner verschließbarer Bücherschrank von polirtem Birkenholz in ihr an der Wand hing. Drei Gypsbüsten, in der Mitte die von Schiller, zu beiden Seiten von den Köpfen Lessing's und Mendelsohn's umgeben, schmückten diesen Bücherschrank, der in seinem Innern auch die besten Werke dieser Autoren nebst einigen guten

historischen und geographischen Büchern enthielt. So war nicht allein die Arbeit und Prosa des Lebens in dieser Ecke vertreten, denn verschiedene auf dem Nähtisch liegende Nähereien zeigten diese, sondern auch die Poesie und Wissenschaft hatten ihre würdigen Vertreter gefunden. Die übrigen Geräthe und Mobilien dieser Stube, deren Fußboden mit blendendweißem Sand bestreut war, unterschieden sich durch Nichts von solchen, die damals in den Häusern des mittlern Bürgerstandes in Norddeutschland üblich waren. Alles war einfach, aber solide, und von gepolsterten Sophas und polirten Tischen aus fremdem Holz sah man in jener Zeit nicht das Mindeste. Die dreiflammige Schabbeslampe von hellglänzendem Messing, die an einer Kette an der Decke hing, wie noch einige andere kleine Nebeneinrichtungen, zeigten übrigens, daß man sich in der Wohnung eines strenggläubigen Juden befinde. Noch einfacher als das erste Zimmer war das zweite eingerichtet, in welchem der alte Isaack, bei seiner seltenen Anwesenheit zu Hause, sich aufzuhalten pflegte. Eine lange Bank am Ofen, mit einigen Lederkissen belegt, diente dem Hausirer, um in den spärlich ihm vergönnten Ruhestunden mitunter seine müden Glieder darauf auszustrecken;

darüber hing an der Wand das große Oelbild eines Mädchens, was seltsamer Weise aber mit schwarzem Flor so dicht umhüllt war, daß man kaum die Malerei erkennen konnte. Ein sehr alter, vielfächeriger Geld- und Schreibschrank bildete sonst das Hauptmobiliar in diesem Stübchen, an das die Kammer mit dem Bette und dem Waarenlager des Hausirers stieß.

Die sehr beschwerliche eilige Fußwanderung von Harburg bis zum Gehöfte des Bauern Bruhn bei den scheußlichen Wegen, die nächtliche Fahrt nach Lüneburg, die ersten Stunden der Aufregung daselbst, vielleicht auch mit Zorn und Verdruß über die Beleidigungen, denen er so eben erst ausgesetzt gewesen war; alles dies hatte den alten Mann trotz seiner eisernen Natur und fast unverwüstlichen Kraft so angegriffen, daß er einige Stunden ruhen mußte. So lag er denn in einen weiten, vieljährigen Hausrock vom gröbsten grauen Wollenzeug gekleidet, eine graugestrickte Nachtmütze tief bis auf die Stirn darnieder gezogen, auf der Ruhebank am Ofen und streckte und reckte die müden Glieder, und erwärmte seinen erfrorenen und durchnäßten Körper in der behaglichen Wärme. Aber nur äußerlich pflegte der alte Hausirer jetzt der Ruhe, innerlich war er viel zu aufgeregt, um den gewünschten

Schlaf finden zu können. Wilde Gedanken mußten sein Inneres durchzucken, denn unter der grauen Nachtmütze hervor flammten seine Augen, ein scharfer Zug des Grimmes umzog seinen schon fast zahnlosen Mund, und häufig ballte er seine Rechte und sprach halblaut für sich, wie er sich dies mitunter zu thun auf seinen vielen einsamen Wanderungen angewöhnt hatte.

„Gelaufen wie ein gehetzter Fuchs bin ich durch all' dies Wetter, um zu bringen die Nachricht, daß der Morand mit seiner Macht kommt hieher in unsere Stadt. Und sie haben mir es kaum gedankt, und haben Viele von den reichen Kaufherren und von den vornehmen Edelleuten gesagt, was hat der Jüd zu stecken seine Nase in fremde Dinge, die ihn gehen Nichts an, warum muß er bringen solche Botschaft, die Nichts macht wie Unruhe und Lärm. Und die dummen Kerle auf der Straße, hätten sie mich nicht bald wie einen raudigen Hund geschlagen! Und all diese Schande und Spott mußt' ich wieder erdulden, weil ich bin nur ein armer Jüd und kein reicher, vornehmer Mann. — Bei Gott! das thut wehe und frißt in das Herz, und macht die Knochen müder, als müßt' ich an sechs Meilen laufen in Einem fort mit dem Packen auf dem Rücken. Doch was kümmert mich

der Dank und Undank der dummen oder schlechten Leute, giebt es doch auch brave und wackere Männer genug, die mit Vertrauen dem alten Hausirjuden schütteln die Hand. Und hab' ich nicht ein höheres Ziel vor Augen, hab' ich nicht auch geschworen in jener Nacht des Schreckens, als meine Sara mit dem französischen Hauptmann davon lief, der sie hatte durch Lug und Trug verführt, daß ich mich wollte rächen, nicht hundertfach, sondern tausend- und abermals tausendfach an allen diesen schurkischen Franzosen, die der Böse hat gebracht in unser Land. Oh Sara, Tochterlieb, wie konntest Du häufen solche Schande über Deinen alten Vater, dessen Haar mit Ehren war grau geworden!" Mit tiefem Kummer in den Zügen blickte er jetzt nach dem verhüllten Bilde hin, und eine Thräne des bittersten Schmerzes, wie nur je ein in seinen heiligsten Gefühlen tödtlich verwundetes Vaterherz solchen zu fühlen vermag, rann langsam aus dem Auge des Hausirers. Das Gesicht mit beiden Händen verhüllend, verharrte er noch eine ganze Weile in finsterem Hinbrüten, und rastlose Gedanken, wie er den so bitter gehaßten Feinden den meisten Schaden zufügen könne, durchkreuzten dabei sein Gehirn.

Mit leichten, kaum hörbaren Schritten schwebte

jetzt eine feine, zierliche Mädchengestalt, die noch an der Grenze der ersten Jungfräulichkeit zu stehen schien, in das Zimmer, und eine sanfte, ungemein wohllautende Stimme frug freundlich: „Vaterlieb, willst Du nicht zur Stärkung Etwas genießen? Das Warmbier, welches ich Dir gekocht habe, ist heiß und süß, und wird Dir schmecken, und Susanne hat ein frisches Kalbfleisch in einer Syrupsbrühe, wie Du solche am Liebsten ißt, geröstet. Komm, Vater, iß und trinke und stärke Dich wieder.“ Rebekka, das Töchterlein des Isaack war es, welche diese besorgte Frage an den zärtlich geliebten Vater richtete. Da glitten seine Hände fort vom Gesichte, die eben noch so finsteren Züge erhielten einen innig warmen Ausdruck der Freude, die Runzeln der Sorge, — vielleicht auch des Zornes, verschwanden für den Augenblick wenigstens von seiner Stirn, und das häßliche, zerfurchte Antlitz des alten Juden war fast schön zu nennen, so sehr strahlte es vor Freude und Glück bei dem Anblick der Tochter. Wahrlich, er konnte aber auch mit Recht auf diesen seltenen Schatz stolz sein, denn ein lieblicheres, anmuthigeres Mädchen als Rebekka, die Tochter des Hausirers, ward in ganz Lüneburg schwerlich gefunden, so viele gefeierte Schönheiten, die alte gute Stadt sonst auch

immerhin in ihren Mauern bergen mochte. Sie war ein vollendetes Bild der zarten orientalischen Schönheit, wie solches die Phantasie des glühendsten Dichters des Morgenlandes nicht reizender zu schaffen vermocht hätte. Die Gestalt, die kaum die Mittelgröße erreichte, zeigte vollendetes Ebenmaß und wahre Grazie, und jede, auch die einfachste Bewegung war unbewußt edel. Ein besseres Modell als sie zu einer Elfe hätte ein Bildhauer nirgends finden können. Das Gesichtchen war von lieblichem Ausdruck, die großen dunklen Augen, über welche sich lange, tiefschwarze Wimpern senkten, hatten einen unbeschreiblich sanften und dabei oft wieder rührend traurigen Blick, und über dem Ganzen schimmerte ein zarter Hauch der reinsten Jungfräulichkeit, dabei aber gleichfalls des — wenn auch vielleicht noch unbewußten Schmerzes. Rebekka paßte nicht in die engen, beschränkten Kreise, in welche das launenvolle Schicksal sie nun einmal geschleudert, die Natur hatte ihr viel reichere Gaben des Geistes und Gemüthes verliehen, als die Tochter eines Hausirjuden solche bedurfte. Zwar liebte sie ihren Vater unbeschreiblich, und er war ihr Ein und Alles in dieser Welt, allein seine geschäftlichen Gänge hielten den langen Isaack den größten Theil der Woche, fern von dem Hause,

und nur an den jüdischen und christlichen Feiertagen konnte er ungestört bei seiner Tochter verweilen. Und doch, so sehr auch Beide sich liebten, und in so ununterbrochener Eintracht sie stets mit einander verkehrten, so war doch der Unterschied der geistigen Bildung bei ihnen oft nur zu fühlbar, und eine weite Lücke, die leider durch Nichts ausgefüllt werden konnte, trennte hierin Vater und Tochter. Der Alte gab zwar seinem Kinde volle Freiheit, ihren lebendigen Geist, so viel sie wollte, auszubilden, und verschaffte bereitwillig auch jegliches pecuniäres Mittel dazu, denn eine unbewußte innere Ahnung ließ ihn die reichen Schätze desselben errathen, allein mehr konnte er ihr nicht hierin gewähren; an ihm selbst, der ungebildet auf der Landstraße im Hausirhandel aufgewachsen war, fand das Mädchen keine weitere Stütze. Die Mutter, die Tochter eines gelehrten Rabbiners, von der Rebekka wahrscheinlich diese höheren Anlagen geerbt hatte, war frühzeitig gestorben; ihre ältere Schwester aber, ebenfalls eine berühmte Schönheit, schon vor einigen Jahren heimlich aus dem Hause verschwunden, und niemals durfte auch nur ihr Name bei dem Vater genannt werden, und so stand das arme Mädchen ganz allein. Freundinnen oder nur Gespielinnen in der Stadt besaß sie

keine einzige, denn die Gesellschaft Derer, zu denen sie als Tochter eines Hausirjuden dem Stande nach gewiesen war, konnte ihr natürlich nicht im Entferntesten genügen, ja mußte sie selbst sogar ihrer Rohheit wegen oft auf das Aeußerste abschrecken. So war sie ganz, ganz allein mit ihren Freuden, aber auch Schmerzen, und nur ein alter blinder Rabbiner, ein weitläufiger Verwandter ihrer Mutter, war bisher ihr Lehrer und einziger geistiger Freund gewesen, der ihr zuerst auch die reichen Schätze unserer besten deutschen Schriftsteller eröffnet und ihr den ersten Labetrunk aus dem Zauberborn der Poesie dargereicht hatte. Diese völlige geistige Einsamkeit, diese Unmöglichkeit, sich auch nur mit einem Worte über Alles, was ihre Seele so tief bewegte, ihr Herz oft mit so großer Freude, aber auch wieder Trauer erfüllte, aussprechen zu können — denn auch ihr alter Lehrer war seit mehr denn Jahresfrist gestorben —, verlieh dem Gesichtchen der Jüdin diesen oft so traurigen Ausdruck, der ihr aber wiederum einen eigenen Reiz gab. So selten sie sich auch in den Straßen sehen ließ, so war ihre eigenthümliche Schönheit doch auch schon dort aufgefallen und hatte ihr selbst wiederholte Unannehmlichkeiten, die ihr zartes Gemüth tief verletzten, bereitet. Rohe Wüstlinge und

besonders auch lüsterne französische Officiere, die glaubten, ein armes Judenmädchen als leichte Beute gewinnen zu können, hatten durch freche Zumuthungen ihr die dunkle Röthe der Entrüstung und Scham in die sonst oft etwas zu blassen Wangen getrieben. Sie betrat daher immer seltener die Straßen, glitt scheu, wie ein geängstigtes Rehlein, bei nothwendigen Gängen durch die Menschen, die oft ihrer Erscheinung mit bewundernden Blicken nachsahen, und machte sich in dem großen Garten, der unmittelbar an das Haus stieß, die nöthige Bewegung, während Susanne, die alte treue Hausmagd, die wirthschaftlichen Gänge besorgte.

Die Aufregung des heutigen Tages, die Besorgniß der Dinge, die da kommen würden, hatten dem Gesichtchen der Rebekka eine lebhaftere Farbe, als sonst ihr eigen war, verliehen, und schöner als je stand das Mädchen jetzt vor dem Lager des Vaters. Der freudige Stolz, mit dem der Hausirer sein Kind betrachtete, war in der That gerechtfertigt, denn eine solche Tochter zu besitzen durften nicht viele Väter sich rühmen.

„Dank Dir, mein Töchterchen, für Deine Sorge um den alten Vater," sprach der Hausirer mit einem Ton der Milde, der seiner sonst rauhen Stimme sogar einigen Wohlklang verlieh, indem

er sich von der Bank erhob und mit seinen langen, knochigen Fingern zärtlich das glänzende Haupthaar und die feinen Wangen des Mädchens streichelte. „Hast Recht, ich will in Eile essen, — denn wer weiß, ob die nächsten Stunden mir noch erlauben zu sein bei Dir. Wird wohl der Morand kommen mit seiner Schaar in die Stadt noch heute Mittag, und da werden die schlechten Leute und alle Die, welche es halten mit den Franzosen, schon dafür sorgen, daß der General es recht bald erfährt, der Hausirjude Isaack sei es gewesen, der zuerst gebracht habe die Kundschaft von seinem Anmarsch, und der da überhaupt sei ein grimmiger Feind von der französischen Gewaltherrschaft. Und so werd' ich mich denn wohl noch flüchten müssen heute aus der Stadt, und wer weiß, wie lange es wird dauern, bis ich kann wiedersehen mein Rebekchen, mein Tochterlieb," fuhr er traurig fort.

„Aber, Vaterleben, warum bist Du so ein Feind von den Franzosen, warum willst Du ihnen Schaden und immer Schaden bringen. Was geht es uns an, wer hier in Lüneburg die Herrschaft führt. Wir armen Juden haben es nicht besser gehabt, als noch keine Franzosen im Lande waren, und es wird auch nicht besser für uns werden, wenn sie alle für immer abgezogen sind," klagte die

Tochter, indem ihre zarte, kleine Gestalt sich hoch an dem langen Vater emporrichtete, um seinen Hals mit ihren Armen umfassen zu können.

Der frühere grimmige Zug des Hohns und Hasses durchzuckte bei diesen Worten auf's Neue das Gesicht des Hausirers, verschwand aber augenblicklich wieder, als sein Blick auf das an seine Brust gelehnte Köpfchen seiner Tochter fiel.

„Hast wohl Recht, Tochterlieb. — Dank werde ich schwerlich jemals für all mein jetziges Treiben erhalten — und ob es für uns arme Juden nach dem Kriege wird werden besser, das weiß allein der dort droben im Himmel, der nicht sieht nach dem Glauben, wohl aber nach den Thaten seiner Kinder. Aber Jeder muß thun seine Pflicht, und so muß auch ich, der arme Hausirjude, dabei helfen, so weit es meine Kräfte erlauben, daß die Franzosen kommen fort für immer von dem deutschen Boden. Doch, mein Rebekchen, mein herziges Goldtöchterlein — was soll ich Dir jetzt sprechen von all diesen Dingen, komm, laß mich trinken Dein Warmbier und essen Deinen Kalbsbraten mit der Syrupsbrühe, denn mich hungert und dürstet gar sehr," endete er das Gespräch. Der Tochter noch einen zärtlichen Kuß auf ihre hohe, schöne Stirn drückend, setzte sich der lange

Isaack nun an den sehr reinlich, ja gewissermaßen selbst zierlich gedeckten Tisch, mit kräftigem Appetit den zwar einfachen, aber wohlbereiteten Speisen zusprechend. Sorgfältig den Vater bedienend, saß Rebekka neben ihm und hörte aufmerksam den Anweisungen zu, welche ihr der stets vorsichtige Alte für die etwaige Zeit seiner Abwesenheit ertheilte. So fein und zart auch der Körper der schönen Jüdin war, so besaß ihr Charakter doch Kraft und Energie, und bei allem ihrem Hang zur Poesie fehlte ihr nicht jene praktische Umsicht, welche den Töchtern ihres Stammes stets eigen zu sein pflegt. Durch die steten Abwesenheiten des Vaters war ohnehin ihre Selbstständigkeit sehr gestärkt, und mit Ruhe konnte der lange Isaack ihr daher Hab und Haus anvertrauen. Die werthvollsten Sachen seines Besitzes, und was ihm an Geld, Werthpapieren und kleinen Schmucksachen zu eigen war, hatte er als vorsichtiger Mann schon seit längerer Zeit tief versteckt, so daß selbst der gewandteste Plünderer solche nicht zu finden vermocht hätte.

Die Mahlzeit, bei welcher „Spitz" sein gutes Theil erhielt, war kaum beendet, als Susanne, die Magd, die inzwischen in die Stadt geschickt war, um häufig getreue Berichte, wie es dort stände,

abzustatten, mit dem lauten Klageschrei in das Zimmer gestürzt kam: „die Franzosen ständen schon vor dem Bardowieker Thore und hätten bereits einige Kanonenschüsse gegen dasselbe abgefeuert.“ Mehrere dumpf schallende Schüsse, die man in dem Augenblick ganz deutlich hören konnte, bestätigten diese Worte der ängstlichen Magd.

„Sind die Sturmvögel schon da und lassen ihre Wehrufe hören. Das muß wahr sein, gewaltig schnell und fix marschiren diese Franzosen und die Ordnung ist groß bei ihrem Militär,“ sprach bei diesen Klängen der alte Hausirer, eilig aufstehend und sich zu seinem Gange rüstend, was nicht viel Zeit wegnahm. Seinen großen Tragepacken ließ er diesmal daheim, steckte aber ein Hemd und ein Paar Strümpfe in eine der vielen unergründlichen Taschen seines grauen Rockes, eben so auch eine kleine doppelläufige Pistole, deren alte, reich damascirte Läufe von großer Trefflichkeit zu sein schienen. Herzlich, aber kurz war der Abschied von seiner Tochter, und als wolle er sie segnen, legte er zuletzt noch einmal seine derbe knochige Rechte auf ihr glänzend schwarzes Haar. Seinen langen Krückstock ergreifend, gefolgt von dem stets getreuen Spitz, eilte er dann mit den gewohnten langen Schritten der Gegend des

Bardowieker Thores zu, sich selbst davon zu unterrichten, wie es denn eigentlich dort mit dem Kampfe stände. Persönlichen Antheil an dem etwaigen Gefechte wollte er nicht nehmen; dazu fehlte es ihm zwar nicht an Muth, wohl aber an Uebung in den Waffen, allein genau zu wissen, wie es dort stände, war für ihn von der größten Wichtigkeit, da sein ferneres Verbleiben in der Stadt davon abhängen mußte.

Wie vorauszusehen gewesen, war unter den vorhin angedeuteten Umständen die Vertheidigung von Lüneburg nur äußerst schwach. Es fehlte den wenigen muthigen Bürgern, die auch beim Erscheinen der Franzosen wirklich noch mit den Waffen in der Hand auf dem Walle geblieben waren, an einem energischen und kriegskundigen Führer, und so hatten die Feinde ihren Widerstand leicht besiegen können. Einige Schüsse aus den vordersten Geschützen der sächsischen Batterie zersprengten schnell das verschlossene Bardowieker Thor, und die Sturmcolonne, aus zwei französischen Voltigeurscompagnien, alten, erfahrenen Soldaten, gebildet, drang mit gefällten Bajonetten durch die entstandene Oeffnung vor. Ein kleiner Haufe besonders muthiger Bürger, unter ihnen auch der alte Bauer Bruhn, der sogleich nach seiner

Rückkehr von dem Recognoscirritt sich ein Gewehr verschafft und unter die ersten Reihen der Vertheidiger gestellt hatte, versuchte auch jetzt noch den vorstürmenden Franzosen Widerstand zu leisten. Ein vergebliches Bemühen, was nur dem wackern Häuflein mehrere Todte und Verwundete, den feindlichen Schaaren aber sehr geringen Verlust kostete. Der vielgeübten Kampfweise der Voltigeurs waren diese ungeordneten Bürgerhaufen nicht gewachsen, einige Kartätschenschüsse zerstreuten sie vollends bald, und nach kurzem Kampfe konnte der General Morand ungehindert seinen Einzug in die eroberte Stadt halten, und ohne weitere Bedingungen mußte sich diese ihrem Besieger auf Gnade und Ungnade ergeben. Ein Tag des Schreckens war über das arme Lüneburg jetzt hereingebrochen, und auf das Aengstlichste zitterten dessen Bewohner vor dem harten Strafgericht, welches der General ohne Zweifel über sie verhängen würde. Eine Menge von Einwohnern, und darunter besonders solche, welche sich bisher durch ihren vaterländischen Patriotismus am Meisten ausgezeichnet und daher jetzt die härteste Strafe zu befürchten hatten, flohen in wilder Eile durch die von den Franzosen noch unbesetzten Thore, andere, denen dies nicht mehr möglich

war, suchten sich in die geheimsten Schlupfwinkel ihrer Häuser zu verbergen, hoffend, auf diese Weise von den französischen Schergen vielleicht nicht gefunden zu werden. Unter den Fliehenden befand sich auch der lange Isaack. Als er mit scharfen Augen bemerkte, daß die Franzosen mit Sturmcolonnen in die Stadt eindrangen, rannte er hastig noch einmal zu seiner Wohnung zurück, nahm in aller Kürze noch einmal den innigen, Abschied von der geliebten Tochter, und eilte dann zum Lüner Thore hinaus, bevor die französischen Husaren und Gensdarmen überall umhersprengten und eine Menge Flüchtlinge noch einholten und als Gefangene zurückbrachten. Mit allen Fußwegen genau vertraut, wanderte der Hausirer jetzt, so rasch er nur gehen konnte, in der Richtung gegen Lenzen zu, sicher hoffend, dort zuerst den heranrückenden Preußen und Russen zu begegnen, und diesen dann als Führer bei ihrem Angriff auf Lüneburg dienen zu können. Wegen seiner vollkommenen Kenntniß der ganzen Gegend weit und breit in der Runde, wo ihm gewiß auch nicht der kleinste Fußsteig, der irgendwie nur durch ein Bauerngehöft führte, unbekannt war, gab er unbedingt den besten Führer ab, den sich ein hier operirender General nur wünschen konnte.

Nicht so glücklich wie dem Hausirer erging es jetzt dem alten Bauer Bruhn, der bis auf den letzten Augenblick muthig unter dem kleinen Häuflein der Vertheidiger gekämpft hatte. Im Begriff, sich zurückzuziehen und ebenfalls sein Heil in der Flucht zu suchen — denn fiel er den Feinden in die Hände, so konnte er sein baldiges Todesurtheil sicher erwarten —, verletzte ihn ein Dachstein, der von einer hochgeflogenen feindlichen Kartätschenkugel herabgeschleudert wurde, heftig am Fuße. Zwar hatte die Quetschung sonst weiter keine Gefahr, aber für den Augenblick wenigstens verhinderte sie ihn doch an der schnellen Flucht, welche zu seiner Rettung unumgänglich erforderlich war, wenn er von den Feinden nicht eingeholt werden wollte. In dem ersten Augenblick kam ihm der Gedanke, in das große Ausspann-Gasthaus, in dem er, wie immer, so auch diesmal wieder seine Pferde eingestellt hatte, zu eilen und dort zu versuchen seinen Hengst zu besteigen, und auf dessen Rücken dann jeder Verfolgung spottend davon zu sprengen. Unglücklicher Weise aber lag das Haus ganz in der Nähe des Bardowieker Thores, durch welches die Franzosen jetzt hereinstürmten, und Bruhn erkannte bald, daß es ihm dort an Zeit fehlen würde, sowohl sein Pferd zu

besteigen, wie auch einen sichern Schlupfwinkel aufzusuchen. In diesem Augenblick der größten Sorge, denn als Gefangener jetzt den Franzosen in die Hände zu fallen, erschien dem Bauer als das schrecklichste Schicksal, welches er sich nur denken konnte, durchzuckte es ihn plötzlich, den Versuch zu machen, das Haus des Hausirers zu erreichen und dort vorläufig wenigstens einen Unterschlupf zu suchen. Da er mit Isaack schon seit Jahren in mannigfachem Geschäftsverkehr stand, so war er auch einige Male in dessen Hause gewesen und wußte sich sicher dahin zu finden. So schnell ihn seine Füße nur tragen wollten, und nicht der Schmerzen, die seine Verletzung machte, achtend, keuchte er auf Nebenstraßen bis zu diesem Hause.

Einige Flintenkugeln, welche die französischen Voltigeurs der fliehenden Menge zum Hohne nachsandten, schlugen zwar dicht bei ihm ein, ohne daß er weiter darauf achtete. Bei dem Hause des Hausirers angekommen, fand er die Hausthür desselben verschlossen und die Fensterläden dicht zugemacht, wie dies jetzt aus Furcht vor Plünderung fast in sämmtlichen Häusern geschehen war. Um Lärm zu machen, war es zu spät, und so kletterte der Bauer in höchster Eile über die

Planke des Gartens, der neben dem Hause lag, und schlüpfte dann in die Hinterthür hinein. Der stattliche, sonst sehr auf sein reinliches Aussehen haltende Bruhn sah jetzt einem Vagabonden nur zu ähnlich. Sein Stiefel an dem verletzten Fuß war zerrissen und das Blut träufelte aus den weiten Oeffnungen heraus, das Gesicht, vom schnellen Laufe erhitzt, sah dabei von dem Pulverdampfe geschwärzt aus, die Kleidung war stark mit Koth bespritzt, und bei der Ueberkletterung der Gartenplanke hatte der sonst so behäbige blaue Sonntagsrock seinen einen Schooß eingebüßt. Ohne Kopfbedeckung, die grauen Haare wirr herunterhängend, seine Flinte in der Hand, stand der Bauer nun in dieser Gestalt plötzlich vor der erschrockenen Rebekka, die in ihrem, durch die geschlossenen Fensterladen halb verfinsterten Stüblein im inbrünstigen Gebet für die Rettung des geliebten Vaters versunken war. Das Mädchen erkannte ihn nicht sogleich, und in der Meinung, ein frecher Räuber sei in ihr Zimmer gedrungen, stieß sie im ersten Schreck zwar einen gellenden Angstschrei aus, griff aber dann mit muthiger Entschlossenheit schnell nach einem langen Schlachtmesser, was neben ihr lag, um wenigstens den Versuch zur Vertheidigung zu machen.

„Lassen Sie es nur gut sein, Mamselleken, dat bin ick, der alte Bruhn ja,“ sprach dieser mit herzlichem Lachen, denn trotz der Gefährlichkeit seiner augenblicklichen Lage kam es ihm doch zu komisch vor, auf solche Weise jetzt hier von der Tochter des Hausirers den ersten Empfang zu finden.

Auch Rebekka, ihren Irrthum erkennend, konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren, frug aber sogleich mit vor Besorgniß zitternder Stimme: „Wie kommen Sie in diesem Aussehen hieher? — Sie bluten ja, und Ihre Kleidung ist zerrissen, und dabei mußte der arme Vater auch in voller Eile flüchten — welch ein Tag des Unglücks ist dies heute!“

„Nun, auf Regen folgt Sonnenschein, und es wird auch noch wieder besser werden, Mamselleken,“ tröstete der Bauer, und setzte dann in kurzen Worten dem Mädchen auseinander, auf welche Weise er hieher gekommen sei, bat um Wasser zur Kühlung seiner Wunde, und dann vor Allem um ein möglichst sicheres Versteck, bis es ihm vielleicht in nächtlicher Stunde gelingen würde, eine Flucht aus der Stadt zu wagen. Mit schneller Behendigkeit und großer Geistesgegenwart beeilte sich Rebekka sogleich, diese Bitte des auch von ihr

hochgeachteten alten Bauern zu erfüllen. Um die Wunde am Fuße ward ein in Wasser und Essig getränktes Tuch zur Kühlung festgebunden und dann ein Versteck ausgemittelt. Auf dem Hausboden war eine kleine Kammer, in welcher der Hausirer seinen Vorrath an Torf aufzubewahren pflegte, und diese schien dem Mädchen der geeignetste Ort zu sein. In größter Eile ward ein Theil des Torfes herausgeworfen, so daß ein Platz zur Lagerstätte für den Flüchtling frei wurde, Rebekka machte ihm aus einigen Betten ein möglichst bequemes Lager, setzte einen Vorrath von Speise und Trank, so gut solchen nur ihre Wirthschaft besaß, daneben und schloß dann den Bauer in diesem zwar engen und dumpfen, sonst aber doch einigermaßen bequemen Schlupfwinkel ein. Der hinausgeworfene Torf ward von der Magd vor der Kammerthür wieder aufgeschichtet, daß man deren Eingang nicht bemerken konnte. So durfte sie hoffen, daß selbst bei einer etwaigen Untersuchung des Hauses der alte Bruhn so leicht nicht gefunden werden konnte. Die größte Eile war bei dieser Arbeit aber nothwendig gewesen, denn schon war die ganze Stadt von den Feinden besetzt, alle Thore wurden geschlossen und Niemandem mehr der Ein- und Austritt gestattet.

Auf dem Marktplatze vor dem Rathhause hielt jetzt der General Morand, von einer zahlreichen Begleitung von Adjutanten, Ordonnanzen und berittenen Gensdarmen umgeben, und musterte, ersichtlich über die schnelle Einnahme erfreut, den Vorübermarsch seiner Truppen. Der Eilmarsch von Tostädt hieher bei schlechtem Weg und Wetter hatte zwar Menschen wie Pferde etwas hart angestrengt, allein im Ganzen besaß das Corps doch ein vollkommen kampftüchtiges Aussehen, und selbst die Soldaten des sächsischen Infanterie-Regiments „Prinz Max" waren munter und defilirten in bester Ordnung. Die Truppen wußten, daß jetzt ein reicher Lohn ihrer harre, und Lüneburg mit schweren Opfern seine letzten Thaten würde büßen müssen. Zwar hatte der General eine Plünderung der einzelnen Häuser streng verboten, jedoch seinen Soldaten das Versprechen gegeben, daß sie nicht allein mit den besten Lebensmitteln reichlich versorgt, sondern außerdem mit Gratificationen an Geld, welches die Stadt zur Strafe zahlen mußte, gut bedacht werden sollten.

Während die einmarschirten Truppen, die nicht einzeln einquartiert, sondern in größeren Massen in den öffentlichen Gebäuden untergebracht werden sollten, diese aufsuchten, begannen die Gens-

darmen und Patrouillen sogleich das traurige Geschäft, eine Menge angesehener Personen zu verhaften. Es befanden sich unter den Gensdarmen und Douaniers des Morand'schen Corps manche, die von früherem Aufenthalte her genau mit allen Personalverhältnissen bekannt waren, und diese dienten jetzt als Angeber und Führer. Wer durch eine deutsche Gesinnung nur einigermaßen den französischen Schergen bekannt war, wer durch Thaten, ja nur durch Worte zur jüngsten Erhebung der Stadt mit beigetragen und sich jetzt nicht durch eilige Flucht gerettet hatte, der ward alsbald mit roher Gewalt aus dem Kreise der jammernden Familie gerissen und ohne Weiteres vor den General Morand, der sich jetzt vor dem Rathhause auf einen Stuhl niedergelassen hatte, geschleppt. Mit der größten Brutalität verfuhren viele Gensdarmen, und häufiger noch die Douaniers, von denen manche ein persönliches Rachegefühl hegten gegen diese unglücklichen Gefangenen. Sie stießen die jammernden Frauen und Kinder gewaltsam mit ihren Säbelscheiden zurück, banden den Männern die Arme fest auf dem Rücken zusammen, und machten sich besonders auch das Vergnügen, ihre und ihrer Familien Angst noch mehr zu steigern durch die Erzählung, daß sie so-

gleich auf den Richtplatz geführt und schon in der nächsten halben Stunde erschossen werden sollten. Gar viele Scenen der äußersten Verzweiflung gab es jetzt, und gewaltsam mußte oft die weinende Gattin oder das laut schreiende Kind von dem Halse des Vaters, von dem es nicht lassen wollte, entfernt werden. Ueber fünfzig Bürger, sonst lauter geachtete Männer, die sich von jeher durch wahren Bürgersinn und echte vaterländische Treue ausgezeichnet hatten, wurden auf diese Weise gefangen genommen und vor den General gebracht. Auch manche Personen, die man noch mit den Waffen in der Hand, gefangen genommen hatte, wurden hieher geschleppt, während die erbitterten Soldaten, die keinen gegen sie fechtenden Bürger Pardon geben wollten, andere auf der Stelle niederstachen. Auch zu einzelnen kleinen Kämpfen der Verzweiflung kam es jetzt, und deutsches Blut färbte schon am heutigen Tage die Straßen der alten Stadt, in denen im Laufe der Zeiten schon so viele bedeutungsvolle Begebenheiten sich ereignet hatten. Einzelne Bürger, die noch ihre Flinten in der Hand hatten, wollten sich den Franzosen nicht ergeben, da sie wußten, daß sie von diesen doch sehr bald erschossen würden, und widersetzten sich nun mit verzweifelter Gegenwehr, mitunter

dabei noch einige Feinde tödtend, bevor sie selbst dann der Uebermacht unterliegen mußten.

Ein sehr verschiedenartiger Haufe von Gefangenen ward auf diese Weise jetzt vor dem General zusammengebracht. Der wohlhabende Bürger im warmen Pelzrock stand neben dem ärmsten Tagelöhner in zerrissener Leinenjacke, der Greis mit seinem Silberhaar, der vergeblich gehofft hatte, den letzten Abend seines Lebens in dem befreiten Deutschland athmen zu können, neben dem kaum erwachsenen Knaben, der aus der Schulstube des Gymnasiums zum Kampfe geeilt war, und dessen Leben, bisher noch von so froher, unbegrenzter Zukunft, nun wahrscheinlich schon in den nächsten Stunden durch französische Kugeln auf dem Richtplatz enden sollte. Wie verschieden aber auch im Aeußern, in ihrer Bildung, kurz in all und jedem Lebensverhältniß diese hier zusammengebrachten Gefangenen immerhin sein mochten, in ihrem trotzigen Mannesmuthe, ihrem unbesiegten Haß gegen die fremden Tyrannen des Vaterlandes, blieben sie sich Alle gleich. Kein Einziger von ihnen klagte und jammerte, kein Einziger erniedrigte sich zu feigen Bitten oder kläglichem Verläugnen seiner letzten Thaten, in stolzem Schweigen und fester Haltung standen sie Alle und zeigten auch in die-

sen schweren Stunden ihren vollen Werth als wahre, deutsche Männer.

Der General Morand war zwar ein sehr strenger, energischer Soldat, dem die Waffenehre des französischen Heeres über Alles ging, aber sonst kein persönlich roher oder grausamer Mensch. Er hatte vom General Vandamme den Befehl erhalten, ein strenges Strafgericht über Lüneburg anzustellen, und hielt dies auch selbst für vollkommen gerechtfertigt, um jeden Versuch der Empörung hier in diesen Gegenden sogleich zu unterdrücken, für seine Person aber mochte er mit der Verurtheilung der Gefangenen möglichst wenig zu schaffen haben. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine Truppen gut untergebracht und auf das Reichlichste verpflegt waren, umritt er die Wälle der Stadt, befahl, alle Vorsichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Anmarsch der Verbündeten zu treffen, und begab sich dann in sein Quartier. Zur Verhörung und Verurtheilung der Gefangenen ward eine eigene Commission gebildet, und diese beschloß am nächsten Morgen schon ihr blutiges Werk zu beginnen. Daß die Mehrzahl der gefangenen Bürger zum Tode verurtheilt und dann auch sogleich erschossen würde, konnte nach der grausamen Strenge, welche die Franzosen bei ähn-

lichen Fällen kürzlich in Bremen, Oldenburg und anderen Orten entwickelt hatten, kaum noch einem Zweifel unterliegen.

In dem geräumigen Saale, in welchem man jetzt die Gefangenen zusammengebracht hatte, herrschte ein düsteres Schweigen. Die meisten der hier versammelten Männer machten sich keine trügerischen Hoffnungen über das harte Schicksal, welches ihnen schon am kommenden Tage bevorstand, und benutzten diese letzten Stunden, um in ernsten Betrachtungen mit sich und ihrem Leben abzuschließen. Mancher las eifrig in einem kleinen Gebetbuch, welches er sich zu verschaffen gewußt hatte, Andere schrieben mit Bleifedern auf abgerissenen Blättchen Papier ihre letzten Verfügungen oder auch herzliche Abschiedsworte an die Ihrigen nieder, während Mehrere wieder in stillem, dumpfem Hinbrüten versunken waren. Gar manches Männerherz, was bisher in Gegenwart der Feinde sich seinen ungebeugten Muth bewahrt hatte, versank jetzt in traurige Verzweiflung, und Augen, die bis dahin so unerschrocken geblitzt hatten, füllten sich jetzt mit bitteren Schmerzensthränen. Es stirbt sich auch gar schwer, wenn man mitten aus den glücklichsten Familienverhältnissen herausgerissen

wird, und von Allem, was dem Herzen bisher werth und theuer war, so schnell scheiden muß.

Während die vielen Gefangenen in düsterer Stimmung den Rest des Tages und die Nacht verbrachten, jubelten viele französische und sächsische Soldaten in ihrer Nähe desto lauter. Mit Wein, Bier und den besten Lebensmitteln, welche die Stadt nur auftreiben konnte, waren die Truppen überreichlich versehen worden, und schmausten und zechten nun mit der sorglosen Fröhlichkeit, die der Soldat im Felde bei derartigen Gelegenheiten stets zeigen wird. Weiß er doch nicht, was schon die nächsten Tage, ja selbst Stunden ihm bringen werden, ein doppelter Grund daher, jetzt die Gegenwart mit vermehrter Lust zu genießen. Besonders die französischen Gensdarmen und Douaniers waren jetzt in der übermüthigsten Siegeslaune. Vor Wochen erst hatten viele von ihnen aus eben dieser Stadt, in die sie jetzt wieder als Sieger eingezogen waren, eiligst flüchten müssen, ein doppelter Grund daher für sie zur Freude und Lust. Fast durchweg waren es alte gediente Soldaten, und mancher von ihnen hatte bereits in den ersten Feldzügen der Republik die Feuerprobe bestanden. In Italien und Spanien, Aegypten und Polen hatten sie schon gekämpft, und kein

Vorkommniß im Leben des Krieges, weder ein freudiges noch trauriges, war ihnen eine neue Erscheinung. Wie tranken sie jetzt den alten Franzwein aus den hochfüßigen Pokalen in langen Zügen, und wie schmeckten ihnen die fetten Braten aus den Küchen der sorgsamen Lüneburger Hausfrauen so trefflich!

„Sacre-bleu, Camarade, ich diene doch schon an fünfzehn Jahre im Heere Frankreichs und war fast überall dabei, wenn unsere Adler ihren Siegesflug auf die Thürme der Hauptstädte Europas nahmen, aber ein so gutes Leben, wie hier gerade in Deutschland, haben wir doch nirgends geführt," lachte ein alter Sergent mit zwei Galons auf den Aermeln, behaglich dabei mit seinem Taschenmesser eine fette, so recht appetitlich aussehende Gänsebrust zertheilend.

„Ja, in Wahrheit ein prächtiges Leben, was wir hier führen," antwortete ein anderer Veteran, dessen Ohrläppchen in Rußland erfroren waren. „Als wir bei dem dreimal verwünschten Rückzuge von Moskau halb erfroren und verhungert umherirrten und eine Kleiensuppe oder ein Stücklein hartgefrorenes Pferdefleisch uns schon als ein köstlicher Leckerbissen dünkte, da hätte ich wahrlich nicht gedacht, daß ich schon in wenigen Monaten

wieder an einem so gut besetzten Tische sitzen und so feurigen Wein trinken würde. Auf die Gesundheit unserer Feinde," rief er schmunzelnd, dabei einen vollen Humpen Franzwein durch seine schon gut ausgepichte Kehle gießend.

„Ein verflucht glücklicher Umstand ist es auch, daß diese dummen deutschen Teufel sich jetzt einfallen lassen wollen, unserm Kaiser den Krieg zu erklären, statt gehorsam zu thun, was er ihnen befiehlt, wie es doch eigentlich ihre Pflicht und Schuldigkeit wäre. Hätten wir jetzt keinen Krieg hier, sacristie! ich wäre gewiß noch bei meinem Depot in der Bretagne, wohin ich versetzt wurde, als ich vor zwei Jahren in einer dummen Stunde den verrückten Gedanken faßte, die dicke Margot, die ehemalige Cantinière vom zweiundsiebenzigsten Regiment der Linie, zu heirathen. Ja, unser „la belle France“ ist zwar ein schönes Land, aber die Bauern dort sind gewaltig geizig, die Quartiere äußerst schlecht, und der Soldat muß allein vom Solde leben, und wenn er einen Schurken von Pekin einmal hinter die Ohren schlägt — hui, was wird da für ein Lärm gemacht und wie sicher ist ihm der Arrest, während hier weder Hund noch Hahn danach krähet, wenn man so einem Halunken gehörig das Fell über die Ohren

zieht. Eine große Freude war es daher für mich, als ich plötzlich den Befehl erhielt, meine dicke Margot und das Depot sogleich zu verlassen und schleunigst nach Deutschland zu marschiren, um dort eine neue Escadron unseres Husarenregiments formiren zu helfen. Nun, hoffentlich wird der Krieg so bald nicht enden, und ich bekomme in den nächsten Jahren weder Margot noch das Nest, in dem unser Depot liegt, zu sehen," scherzte ein Anderer, sich dabei wohlgefällig seine kleine Pfeife mit dem guten Knaster, der aus dem nächsten Kaufladen requirirt war, stopfend und das angebrochene Pfundpacket dann ohne Weiteres in seine weite Manteltasche schiebend.

„Pah! im Ganzen will es mit diesem deutschen Landsturm und Bürgerhaufen nicht viel bedeuten, und wir treiben sie stets ohne sonderliche Mühe auseinander," meinte der Erste wieder, der jetzt mit der Zerlegung der Spickgans fertig war und freigebig an seine Kameraden große Stücke davon vertheilte. „Einzelne der Kerle fochten aber vortrefflich. — Habt Ihr unter Anderen heute Morgen den alten Bauer mit seinen weißen Haaren gesehen, der auf seinem schnellen Pferde unsere Husaren so sehr verhöhnte? Als wir hier in das Thor stürmten, bemerkte ich diesen selben

Bauer wieder zu Fuß vorn unter dem kleinen Häuflein Derer, die uns mit Flintenschüssen begrüßten. Wahrhaftig, der Mann hat Courage und verdiente ein französischer Soldat zu sein. Ich möchte wohl wissen, ob er gefangen oder glücklich geflüchtet ist?" fuhr er weiter fort.

„Ja, ich sah den alten Mann auch noch zuletzt, und der Officier von den Husaren, den er heute auf dem Marsche arg verhöhnte, war so wüthend auf ihn, daß er demjenigen, der ihn gefangen nehmen würde, eine Belohnung von vier Napoleonsd'or versprach. Schade, daß ich dieses Geld nicht verdienen kann, denn ich musterte ganz genau alle Gefangenen, die wir dort oben eingesperrt haben, und fand den alten Weißkopf nicht darunter," antwortete ein Brigadier der Armeegensdarmerie, der so eben zu dieser Gruppe getreten war.

In jedem Orte giebt es erbärmliche Menschen, die, um ihre persönliche Rachlust zu befriedigen, oder auch um den schnöden Gewinn etwaiger Belohnungen zu erlangen, oder aus irgend anderen schmutzigen Beweggründen, sich nicht scheuen, ihre Mitbürger in das Unglück zu stürzen. So fanden sich auch jetzt in Lüneburg einige solche Schufte, welche den französischen Gensdarmen und Patrouillen die Verstecke mancher Bürger, die arretirt

werden sollten, verriethen und ihnen sonst auch bei der Verhaftung derselben behülflich zu sein sich bemühten. Manche wackere Männer wurden allein nur durch die Mitwirkung solcher Verräther verhaftet.

Ein berüchtigter Dieb, der schon wiederholt wegen grober Verbrechen im Zuchthause gesessen, und den auch der alte Bauer Bruhn, welcher ihn einst beim Schafdiebstahl in seinem Gehöfte ertappte, dafür auf der Stelle derb gezüchtigt hatte, bemerkte, wie dieser in höchster Eile über die Gartenplanke am Hause des Hausirers geklettert war. Er beobachtete nun das Haus längere Zeit auf das Sorgfältigste, und da er den Bauer nicht wieder herauskommen sah, so schloß er mit Recht, daß dieser hier ein Versteckplätzchen gefunden habe. Er wußte, daß der alte Bruhn bei den Bauern in der Haide von großem Ansehn war, und auch heute Morgen nicht allein die Nachricht von dem Anmarsch der Franzosen gebracht, sondern auch den Recognoscirritt unternommen hatte. Solche Menschen gefangen zu nehmen, mußte den französischen Befehlshabern daher von vieler Bedeutung sein, und von Rachgier und Gewinnsucht getrieben beeilte er sich nun, dessen Versteckplatz zu verrathen.

Wenige Minuten später, als der Gensdarmerie-Brigadier den Wunsch geäußert hatte, den alten weißhaarigen Bauer arretiren zu können, und noch vergnüglich mit seinen anderen Kameraden bei den vollen Flaschen saß, ward er plötzlich von einem sehr gemein und verdächtig aussehenden Kerl hinten am Mantel gezupft.

„Was willst Du, Halunke — wie kannst Du es wohl wagen, mich auf so unverschämte Weise zu stören, Du verdientest in der That, daß ich Dir sogleich mit der flachen Klinge ein halbes Dutzend tüchtige Hiebe aufzählte," schnob der Gensdarm, der als geborener Elsasser der deutschen Sprache ziemlich mächtig war, den Störer an.

„Ich hab' eine wichtige Nachricht, die dem gnädigen Herrn Brigadier eine Freude machen wird," antwortete der Kerl mit tief herabgezogener Mütze im demüthigsten Tone.

„Was, Du — eine gute Nachricht — heraus damit und halte mich nicht unnützer Weise lange auf," sprach der Brigadier, jetzt schon um Etwas wenigstens milder gestimmt.

„Ja, gnädigster Herr Brigadier, da ist ein reicher Bauer Bruhn, zwei Meilen von hier in der Haide wohnhaft, der stets die anderen Bauern gegen die Franzosen aufgehetzt hat. Diese Nacht brachte er

mit einem alten infamen Hausirjuden, den die Leute den alten Isaack nennen, die Nachricht, daß die Herren Franzosen anmarschirt kämen, und da ermahnte er die Bürger, mit Gewehren auf diese zu schießen; später ritt er auf seinem Pferde wieder fort, um zu sehen, wie weit der gnädige Herr General Morand noch von der Stadt entfernt sei, und zuletzt hat er sogar noch mit der Flinte auf die Soldaten geschossen. Dieser Bauer hat sich nun hier in Lüneburg heimlich versteckt, und hofft, daß ihn Niemand finden werde, ich aber weiß sein Versteck," erzählte der Angeber nun weiter, wiederholt sich dabei tief bückend.

Zusehends ward das Gesicht des Brigadiers bei dieser Erzählung immer freundlicher, und ungleich weniger barsch, als zuvor, frug er schnell:

„Ist der Bauer ein alter, kräftig gewachsener Mann mit weißen Haaren, und ritt er am heutigen Morgen einen schönen Braunen?"

„Ja wohl — ja wohl, gnädigster Herr Brigadier, das ist er. Einen Kerl, der den Franzosen schon größern Schaden zugefügt hat, als dieser alte, geizige Hund, finden Sie zehn Meilen weit nicht," sprach der Angeber, dessen listiges Auge sehr gut die Freude, welche der Gensdarm bei dieser Meldung empfand, bemerkt hatte.

„Also schnell, — wenn Du das Versteck des Uebelthäters weist, so führe mich dahin," forderte dieser ihn auf, dabei sich zum Gange rüstend.

„Der gnädige Herr Brigadier werden verzeihen, aber umsonst ist kaum der Tod, und ein ehrlicher Kerl will in dieser schweren Zeit doch auch sein Stücklein Brod verdienen. — Was bekomme ich Trinkgeld, wenn ich den Versteckplatz anzeige?" grinste der Kerl.

„Es ist eigentlich nur Deine verfluchte Schuldigkeit, dies zu thun, Halunke, und Du verdientest fünfzig Stockprügel, wenn Du mich nicht sogleich hinführst. Doch sollst Du dafür einen harten Thaler Belohnung haben," antwortete der geizige Gensdarmerie-Brigadier, der vor Begier brannte, den Bauer zu verhaften und die dafür ausgesetzte Prämie zu verdienen.

„Mein gnädiger Herr Brigadier, dafür kann ich es nicht thun: unter zwei von den kleinen gelben Goldstücken mit des Kaisers Napoleon Bildniß darauf geht es nicht an. Bedenken Sie doch, daß Unsereins auch Ehre und Gewissen im Leibe hat, was er nicht um einen lumpigen Thaler weggeben kann," fing der schuftige Angeber nun zu handeln an, da er wohl gemerkt hatte, wie sehr

dem Gensdarmen an der Verhaftung des alten Bruhn gelegen sein müsse.

Zwar drohte der Brigadier anfänglich noch mit Prügeln und anderen harten Strafen, wenn die sofortige Anzeige nicht erfolgen würde, doch der Angeber, der seinen Vortheil wohl kannte, blieb fest, sprach davon, alsdann einem andern Gensdarmen, der ein höheres Trinkgeld zahlen würde, den Versteckplatz zu verrathen, und so ward denn nach längerem Hin- und Hergefeilsche ausgemacht, daß er zwei Napoleonsd'or wirklich erhalten sollte, wenn es gelinge, den Bauer Bruhn zu verhaften.

Der Gensdarm, voller Hoffnung über den beabsichtigten wichtigen Fang, requirirte eine Patrouille von fünf sächsischen Soldaten, und machte sich dann mit dem Führer auf den Weg nach dem Hause des Hausirers. Da die Dunkelheit des Abends schon eingetreten war, so wurden einige Laternen mitgenommen.

In ihrem Stüblein vor dem Arbeitstisch, auf dem eine kleine Lampe brannte, saß Rebekka. Zwar lag eine weibliche Arbeit vor ihr, aber ihre Hände waren nicht wie sonst in fleißiger Thätigkeit daran beschäftigt, sondern ruhten müssig auf dem Schooße, denn trübe Sorgen beängstigten das arme Mädchen

und hinderten ihren Fleiß. Noch wußte sie nicht, ob die Flucht des Vaters auch wirklich gelungen sei, oder ob er nicht vielleicht dabei ergriffen, jetzt im Gefängniß schmachte, ja sogar schon den Tod gefunden habe. Auch das Schicksal des Bauer Bruhn, der noch immer in seinem unbequemen Versteck dort oben in der engen, dunklen Torfkammer eingeschlossen war, verursachte ihr vielen Kummer. Zwar war das kleine abgelegene Häuslein in der Nebenstraße bisher noch nicht von französischen Soldaten heimgesucht worden, allein schon wiederholt hatte die Magd, die in der Stadt gewesen, händeringend und klagend die Nachricht gebracht, daß bereits so viele Bürger von den Franzosen arretirt und in das Gefängniß gebracht worden wären und noch immer neue Gefangene hinzukämen. Wie die Leute erzählten, sollten aber alle diese Männer schon am morgenden Tage erschossen werden, und die französischen Gensdarmen hätten gesagt: „es würden alle Häuser ganz genau untersucht und alle gefundenen Flüchtlinge verurtheilt werden.“ Solche und noch grausigere Erzählungen brachte die alte Susanne stets von ihren Ausgängen mit daheim und erfüllte dadurch die arme Rebekka mit stets vermehrter Sorge.

Ein heftiges Pochen mit einer Säbelscheide an



die verschlossenene Hausthür, dem sogleich ein roher französischer Soldatenfluch und die lauten Worte: „Aufgemacht — sogleich aufgemacht im Namen des Kaisers!“ folgten, schreckte plötzlich das Mädchen aus ihrem sorgenvollen Hinbrüten auf. So war denn jetzt geschehen, was sie bisher gefürchtet, ihr Häuslein ward von den fremden Schergen nach dem versteckten Flüchtling untersucht. Aber mit der drohenden Gefahr wuchs auch des Mädchens Muth und Kraft, und sie, die bisher so ängstlichen Sorgen sich hingegeben, hatte plötzlich ein völliges Gefaßtsein auf Alles gewonnen. Nur die größte Unbefangenheit vermochte sie vielleicht zu retten; dies sah sie sogleich selbst ein und handelte nun auch demgemäß. Sie nahm alsbald die kleine Lampe vom Tische, eilte festen Schrittes zur Hausthür, und diese öffnend trat sie dem Gensdarmerie-Brigadier unbefangen mit den Worten: „Was wünschen die Herren in so später Stunde von einem armen, alleinwohnenden Mädchen?“ entgegen. Die seltene Schönheit der Jüdin, die jetzt, in der dunklen Hausthür stehend, von dem kleinen Lämpchen, welches sie in der Hand trug, hell beschienen wurde, trat so glänzend hervor, daß selbst der Gensdarm und die Soldaten der

Patrouille in dem ersten Augenblick davon ganz überrascht wurden.

„Na, heere, Du Bruder, das Mädchen, das ist Dir gar sehre scheene, weeß es Gott, bei uns da in Berne, da giebt es Dir auch sehre scheene Mädchens, aber so eene, die haben wir da niche," flüsterte einer der sächsischen Soldaten der Patrouillenmannschaft halblaut seinem Nebenmanne zu.

Der Brigadier, ein roher Elsasser, war aber schon über die Jahre der Galanterie längst hinaus und kannte außer Habsucht und Neigung zur Flasche weiter keine Leidenschaften. So faßte er sich denn sogleich wieder und trat dem Mädchen mit den rüden Worten: „Na, Sie kleine Judendirne, geb' Sie nur sogleich den Hund von einem verrätherischen Bauer, den Sie in ihrer Spelunke versteckt hat, heraus, und danke Sie dann Gott, wenn ich weiter keine Anzeige davon mache und Sie ohne Strafe davonkommt. Ihr Vater soll auch so ein verdammter Aufwiegler sein, der uns jetzt leider entwischt ist, sicher aber auch nicht dem Galgen entlaufen wird. Also hergegeben den Bauer, und uns nicht weiter aufgehalten. — Der Kerl ist ja so schon zu alt, um einen hübschen, lustigen Liebhaber für die Nacht abzugeben."

Die Röthe der Scham und des Zorns bei

diesen rohen Worten des Brigadiers färbte das sonst so bleiche Gesichtchen Rebekka's, und die Thränen traten ihr in die großen dunklen Augen. Bald aber faßte sie sich wieder, und alle ihre Selbstbeherrschung gewaltsam zusammennehmend, antwortete sie mit möglichst ruhigem Tone: „Ich weiß von keinem versteckten Flüchtling — es muß ein Irrthum stattfinden. — Wollen Sie das Haus nur selbst betreten, Sie werden gewiß auch Nichts darin finden.“ Es war dies die erste Lüge, welche das arme Mädchen jemals in ihrem bisherigen Leben gesprochen hatte; tief schämte sie sich solcher in ihrem Innern, und doch mußte sie geschehen, denn das Leben des alten Bruhn konnte allein dadurch gerettet werden.

Mit höhnischem Gelächter beantwortete der Brigadier diese Worte des Mädchens, beorderte zwei Soldaten, von Außen das Haus zu bewachen und auf jeden etwaigen Flüchtling aus demselben sogleich Feuer zu geben; dann begab er sich in das Innere zur genauen Durchsuchung. Alle Winkel wurden von dem Gensdarmen, der in diesem Geschäft vielfach geübt zu sein schien, genau durchstöbert, wobei Rebekka, die trotz wiederholter Drohungen standhaft bei ihrem Läugnen blieb, das Licht halten mußte, allein bisher ohne Erfolg.

Selbst die Betten wurden mit einem Säbel durchstoßen, um zu sehen, ob sich der Flüchtling darunter verborgen hätte, wobei es an rohen Witzeleien, die das arme, ohnehin schon so gequälte Mädchen auf das Empfindlichste beleidigten, nicht fehlte, der kleine Stall und die Keller durchstöbert, doch konnte der gesuchte Flüchtling nicht entdeckt werden. Fand bei dieser Haussuchung zwar keine eigentliche Plünderung statt, so blieben doch manche nicht werthlose Sachen zwischen den langen Fingern der Sucher hängen, und besonders auch der schurkische Angeber, der sich überall sehr dienstbeflissen hinzudrängte, verfehlte nicht sich die Taschen gehörig zu füllen.

Auch der Boden war bereits vergeblich durchsucht, ein Soldat hatte selbst den Torfhaufen vor der Kammerthür einige Male mit seinem Bajonnette durchstoßen, und der fluchende, in seinen Hoffnungen arg getäuschte Brigadier wandte sich schon mit den unwilligen Worten: „Infamer Halunke, Du hast mich belogen, der Kerl ist ja nirgends hier im Hause versteckt, und Du solltest eigentlich zwanzig Stockprügel statt der Goldstücke erhalten," zur Umkehr. Erleichtert athmete Rebekka hoch auf, und glaubte, die Gefahr sei bereits vorüber und der Verborgene gerettet. Leider sollte ihre Freude

eine voreilige sein und nur zu schnell arg getäuscht werden.

Der verrätherische Angeber, höchst ergrimmt, daß er jetzt um die Früchte seines Verraths kommen sollte, erinnerte sich plötzlich, daß er vor mehreren Jahren, als er einst um Tagelohn im Hause des Hausirers gearbeitet hatte, dort oben auf dem Hausboden, wo jetzt der Torf lag, einen kleinen Verschlag bemerkt habe. Der Gedanke, daß in demselben vielleicht der Gesuchte verborgen sein könne, überkam ihn, und mit seiner kriechenden Haltung und demüthigen Stimme sagte er: „Wollen der gnädige Herr Brigadier nicht nur einen Augenblick sich noch gedulden und mir erlauben, den Torfhaufen hier etwas wegzuräumen. Wie mir erinnerlich ist, befindet sich dahinten noch eine kleine Kammer, und da könnten wir vielleicht zuletzt doch den vergeblich gesuchten Vogel finden."

Wie Rebekka diese schrecklichen Worte hörte, da erkannte sie, daß der Versteckte unausbleiblich schon in den nächsten Minuten entdeckt würde. Die Fassung verließ jetzt das bis dahin so muthige Mädchen, sie konnte sich kaum aufrecht erhalten, die Lampe erzitterte in ihrer Hand, und bleich vor Angst und Entsetzen ward ihr Gesicht.

„Ha, ha, sehen Sie, gnädigster Herr Brigadier,

wie das Judenschicksel hier schon vor Angst käseweiß wird, daß wir doch zuletzt noch hinter ihre Schliche gekommen sind. Warten Sie nur einen Augenblick, und wir haben den gesuchten Kerl so fest, wie den Fuchs in der Falle," lachte der Angeber in roher Weise und warf eifrig den vor der Thür aufgeschichteten Torf zur Seite. Bald entdeckte man auch die bis dahin verborgene Kammerthür, ein Fußtritt mit den schweren Reiterstiefeln des Gensdarmen sprengte das schwache Bretterwerk auseinander, und beim Schimmer, der Laterne sah man den in seinem engen Versteck zusammengekrümmt liegenden Bauer Bruhn.

„Ha! da haben wir den saubern Patron doch noch erwischt. — Heraus, Halunke, oder ich will Dich schon mit meiner Klinge herauskitzeln!" rief der Brigadier dem Liegenden zu, dessen Augen zuerst von dem Lampenschein so geblendet waren, daß er die vor der Kammer Stehenden nicht genau erkennen konnte. Widerstand oder Flucht war jetzt unmöglich; das erkannte der alte Bauer sogleich, und so blieb ihm weiter Nichts übrig, als aus seinem Versteck herauszukriechen und sich seinen Häschern zu überliefern. Sein Aeußeres sah in diesem Augenblick wahrlich nicht einladend aus, und der sonst so saubere und stattliche Mann



war kaum wieder zu erkennen. Die Torfasche und das aus seiner Verletzung geronnene Blut hatten Gesicht und Kleidung mit einer so schwarzen Schmutzkruste überzogen, daß er fast einem Schornsteinfeger glich; die weißen Haare hingen struppig um den Kopf und die Kleidung war zerrissen. Und doch stand der alte Bauer, als er seine Glieder nur erst wieder etwas gereckt und sich an das Licht gewöhnt hatte, so fest und sicher im Kreise seiner Häscher, und sein blaues Auge blickte so furchtlos um sich, daß er den ganzen Eindruck eines wahren deutschen Mannes in seiner vollen Würde machen mußte.

„Gottes Wille hat es nicht gewollt, daß ich mich retten sollte, ich muß mich geduldig in mein Schicksal ergeben. — Leid thut es mir nur, Jungfer Rebekka, daß ich Sie in Ungelegenheiten jetzt gebracht habe,“ waren die ersten Worte, die er sprach. Selbst dem Brigadier imponirte unwillkürlich die einfache Würde des Mannes, und er behandelte ihn jetzt minder roh, wie dies sonst unzweifelhaft geschehen sein würde.

Auch Rebekka, als Verbergerin eines Flüchtlings, was hart bestraft werden sollte, wurde jetzt von dem Brigadier arretirt und sogleich mit in das Gefängniß abgeführt. Das Mädchen hatte

alsbald ihre frühere ruhige Fassung vollkommen wiedergewonnen, sie würdigte den Brigadier keiner Bitte, ja kaum eines Wortes. Desto ärger heulte und lamentirte freilich die alte Susanne, der jetzt die Sorge für das verlassene Haus übertragen wurde. Beim Schein der Laternen setzte sich der traurige Zug alsbald in Bewegung; der Bauer Bruhn ward den anderen Gefangenen beigesellt, um am nächsten Morgen vor das Kriegsgericht gestellt zu werden, wo dann freilich sein Schicksal nicht mehr zweifelhaft sein konnte, die arme Rebekka aber vorläufig in ein elendes Gefängniß zu anderen dort befindlichen Weibspersonen verschiedenen Gelichters gesteckt.

Mit gieriger Hast drängte sich der Verräther jetzt an den Gensdarmerie-Brigadier, und forderte die zwei Napoleonsd'or, die ihm für seine Anzeige versprochen worden waren.

„Komm morgen wieder, Kerl, und hole Dein Geld, glaubst Du, daß ich jetzt in der Nacht nichts Besseres zu thun habe, als mich mit Deinesgleichen abzugeben," schnauzte ihn dieser, der eigentlich keine sonderliche Lust in sich verspürte, die versprochene Belohnung auch nun wirklich zu bezahlen, mit grimmiger Stimme an. Murrend und knurrend mußte der Mensch vorläufig ohne Geld wieder



abschleichen, da er sonst von den Gensdarmen leicht Mißhandlungen erlitten hätte.

„Es ist doch sehre schlecht von so einem Deutschen, daß er seinen Landsmann für ein Bißchen Geld an so einen französischen Wütherich verrathen thut. Pfui Deibel, der Kerl müßte eigentlich gehörige Kloppe bekommen," meinte einer der sächsischen Infanteristen, der bei der Patrouille gewesen war, zu seinen übrigen Kameraden, und mit Hohn trieben diese den Kerl, der noch immer bei ihnen herumlungern wollte, von sich fort.

Eine traurige Nacht lag aber jetzt über der guten Stadt Lüneburg, und wer in das Innere vieler Häuser gesehen, der hätte gar viele Bilder des Schmerzes und der Verzweiflung in denselben erblicken müssen. Wie manche Mutter klagte jetzt um ihren Sohn, die Gattin um den zärtlich geliebten Gatten, das weinende Kind um den vermißten Vater. Und mit welcher bangen Sorge sahen alle diese Unglücklichen dem kommenden Tage, der ihnen gar leicht die theuren Angehörigen für immer rauben sollte, entgegen.

Auf den stillen Straßen der Stadt durften sich nach gemessenem Befehl des Generals Morand nach eingebrochener Nacht gar keine Bürger mehr

erblicken lassen. Nur der tactmäßige Schritt oder das Hufgeklapper der vielen Patrouillen zu Fuß und Roß, welche die Franzosen unablässig umherschickten, unterbrach hier die Stille. Auf dem Marktplatze, „dem Sande“ und noch einigen anderen Hauptplätzen züngelten die Flammen großer Bivouakfeuer, um welche ganze Compagnien der Soldaten gelagert waren, hoch in den dunklen Himmel hinein, und ihr rother Schein beleuchtete phantastisch die vielen Erker und Giebel und alterthümlichen Verzierungen der vielstöckigen stattlichen Wohnhäuser, welche diesen Plätzen zur Zierde und der Stadt Lüneburg zum Stolz gereichten.

Auch an diesen Bivouakfeuern ging es in den späteren Nachtstunden ziemlich geräuschlos zu. Die meisten Soldaten hatten zur Genüge gezecht und gejubelt, und lagen nun auf den ausgebreiteten Strohschütten, den Tornister unter dem Kopf, das Gewehr zur Seite, in festem Schlaf. Da träumte wohl Mancher von ihnen von der schönen Heimath im sonnigen Frankreich oder fruchtbaren Sachsen, die er auf des harten Kaisers Befehl so ungern verlassen hatte, um hier oben im Norden Deutschlands gegen einen braven Volksstamm die Waffen zu führen. Gar liebliche Bilder von dem alten Mütterlein, das beim Abschiede ihm zuletzt noch

segnend die Hand auf das Haupt gelegt, oder von der heiß geliebten Braut, von der das Scheiden so unendlich schwer ward, oder gar von Weib und Kind, gaukelte der Traumgott vor ihre Augen, und ein freudiges Lächeln des frohen Wiedersehens aller theuren Ihrigen umschwebte die Lippen der Schläfer. Und wieder Andere, denen der Krieg nicht allein kein Zwang, sondern eine wahre Lust war, und deren feurige Seelen nur den Ehrgeiz der militärischen Auszeichnung kannten, träumten von Sieg, von Beförderung, von Belohnung durch Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion, und mehreren derartigen Dingen. Welch ganz andern Ausdruck zeigten die Gesichter dieser ehrgeizigen Träumer, wie die der friedlichen.

Und doch, wie bald sollten sie Alle, Alle auf das Schrecklichste enttäuscht werden, und die rauhe Wirklichkeit ihnen gerade das Gegentheil von Dem bringen, was der Traum ihnen eben so verlockend gezeigt hatte!

4.

Die Verbündeten in Lüneburg.

So schnell ihn seine an eiligen Gang gewöhnten Füße nur tragen wollten, eilte der Hausirer auf den nächsten Richtwegen der Gegend zu, in welcher er am Sichersten die anmarschirenden verbündeten Truppen zu finden hoffen durfte. Zwar war seine persönliche Sicherheit jetzt nicht mehr gefährdet, denn in dieser Richtung wagten sich die französischen Patrouillen nicht aus der nächsten Umgebung der Stadt — allein es drängte ihn, baldigst die Vorhut der Verbündeten zu erreichen, da er hoffen durfte, diesen bei ihrem Vorrücken als aller Stege und Wege kundiger Führer von Nutzen sein zu können. Daß es aber von höchster Wichtigkeit sei, wenn die Verbündeten schon am Morgen des kommenden Tages Lüneburg mit dem kräftigsten Nachdruck angriffen, sah der lange Isaack

vollkommen ein. Bei der Schnelligkeit der französischen Kriegsgerichte in allen derartigen Executionen erfolgte die Verurtheilung und Erschießung der gefangenen Patrioten voraussichtlich schon in den nächsten vierundzwanzig Stunden. Gelang es den Verbündeten nun baldigst, die Franzosen anzugreifen und die Stadt zu erobern, so waren sie gerettet — wo nicht, hatten alle diese Ehrenmänner den Tod auf der Richtstätte gefunden. Es war daher Grund genug zur möglichsten Eile.

Noch bevor er es erwartet hatte, traf der Hausirer auf die ersten verbündeten Truppen. Ein kleines Tannengebüsch zog sich auf der ebenen Haidefläche längs der Straße hin und unterbrach den freien Blick, der sonst ziemlich ungehindert in das Weite schweifen konnte. Kaum hatte der Wanderer einige Hundert Schritte neben dessen Saume zurückgelegt, als plötzlich ein halbes Dutzend Kosaken mit eingelegten Lanzen daraus hervorsprengten und ihn sogleich umringten. Die Erscheinung dieser wilden Söhne der Steppe, die damals in Deutschland eine so wichtige Bedeutung gewannen, hatte gerade nichts besonders Anziehendes. Es waren große, hagere, langbärtige Gestalten, deren breite, stumpfnäsige Gesichter zwar einen pfiffigen, dabei aber in der Regel auch rohen

und habgierigen Ausdruck zeigten. Ihre Kleidung hatte dabei kaum etwas Uniformmäßiges und ließ der Willkür der Einzelnen freien Spielraum. Ein weiter, langer Mantel von grobem, grauem Tuche bildete das Hauptstück des Anzuges und verdeckte fast die weiten dunkelblauen Pumphosen, welche die Meisten trugen. An einer breiten, schwarzen Lederkoppel, die um den Leib geschnallt war, hing ein plump gearbeiteter krummer Säbel ohne Korb, dessen eiserne Scheide so verrostet aussah, daß man sogleich bemerkte, wie Reinlichkeit und Ordnung gerade nicht besonders von diesen Reitern geschätzt wurden. In diesem breiten Ledergurt trugen die Meisten auch ein Paar Pistolen, die oft kostbare Erb- oder Beutestücke zu sein schienen, und mitunter reich mit Silber ausgelegte Kolben und kunstvoll damascirte Läufe zeigten. Die Hauptwaffe des Reiters, zu der er selbst das größte Vertrauen hegte und auch zu jener Zeit seinen Feinden den meisten Schrecken einzujagen pflegte, war aber eine an zehn Fuß lange Pike oder Lanze ohne Fähnlein, aber vorn mit einer langen und scharfen Eisenspitze versehen. An der Faust der rechten Hand hing der gefürchtete Kantschuh, der dem Kosaken zugleich auch zur Antreibung seines Pferdes diente, da mit Ausnahme

der Officiere kein einziger derselben Sporen trug. Als Kopfbedeckung diente eine kleine spitze Pelzmütze von schwarzem, häufig schon sehr schmutzig und abgeschabt aussehenden Schaffell, die tief auf die Stirn heruntergezogen war.

Die wegen ihrer Ausdauer und Abhärtung berühmten Pferde der Kosaken, auf denen sie den weiten Weg von den Steppen des Urals bis nach Paris zurücklegten, entsprachen in ihrem äußern Aussehen keineswegs ihrer innern Güte. Es waren kleine, magere, langhälsige Klepper mit häßlichen Schweifen und Mähnen, unedlen Köpfen und rauhen, zottigen, fast niemals geputzten Haaren, die gewöhnlich verdrossen und schläfrig die Köpfe bis zur Erde senkten, beim Marsche aber unermüdlich forttraben konnten und sich dabei mit dem schlechtesten Futter begnügten. Eigenthümlich waren die Sättel dieser, nur mit einem einfachen Trensenzaume aufgezäumten Kosakenpferde. Alle möglichen Gegenstände, welche die Kosaken erbeutet hatten, und ihre Finger waren hierin sehr geschickt, wurden auf oder an diese Sättel gebunden, so daß mitunter sich ein hoher Berg aufbauschte, auf dem dann der vergnügte Besitzer aller dieser verschiedenen Herrlichkeiten mit weitausgespreizten Beinen saß. Da waren französische

Officiersuniformen und deutsche Frauenmäntel, Sophateppiche und Wagenpolster, kurz, alles Mögliche, was nur irgenwie fortgebracht werden konnte, denn ein echter Kosak verschmähte so leicht keine Beute. Auch lebendes Vieh ward oft an diese Sättel befestigt, und mancher Reiter ritt stolz auf seinem Gaule, während ein hinten festgebundenes Ferkelchen erbärmlich quikte, und sein Nebenmann vielleicht eine schnatternde Gans oder einen kollernden Truthahn vor sich hatte. Die Lanzen dieser Kosaken waren zu jener Zeit nicht allein den Franzosen, sondern ihre Finger auch den deutschen Haushaltungen ungemein gefährlich.

Der Empfang, den der lange Isaack bei der ihn plötzlich umringenden Kosakenpatrouille fand, war nichts weniger als freundlich. In dem letzten Kriege in Rußland hatten die Franzosen gewöhnlich die schlauen und habgierigen Juden als Spione benutzt, und hierdurch war bei den ohnehin sehr leicht argwöhnischen Kosaken der Verdacht entstanden, daß auch dieser so hastig auf einem Nebenwege dahineilende Jude mit seinem gerade nicht sonderlich empfehlenswerthen Aeußern ein feindlicher Spion sein müsse. Kein einziger von ihnen verstand auch nur ein Wort Deutsch, und da der Hausirer ebenfalls keine Antwort auf die

an ihn gerichteten Fragen und Drohungen geben konnte, so war ein gegenseitiges Verständniß nicht möglich. Es dauerte auch kaum einige Minuten, so hatten ihm die Kosaken mit erstaunlicher Schnelligkeit die Hände auf den Rücken gebunden, und vermittelst eines langen Halfterstrickes, den einer der Reiter in die Hand nahm, wurde er wie ein Hund an der Leine neben einem Pferde geführt. Alle Protestationen blieben gänzlich erfolglos, ja wurden zuletzt sogar durch einige nicht allzusanfte Knüffe mit dem Lanzenschaft beantwortet, und so blieb dem Hausirer weiter Nichts übrig, als sich geduldig in die unangenehme Nothwendigkeit zu fügen und behende neben dem fortzottelnden Pferde einherzulaufen.

Nach ungefähr einer halben Stunde langte die Patrouille bei einem größern Haupttrupp der Kosaken, der ungefähr an zweihundert Mann stark sein mochte, an, und der Hausirer ward dem hier befehlenden Officier übergeben. Dieser verstand und sprach zwar etwas Deutsch, und der Gefangene konnte ihm seine Absichten einigermaßen erklären, schien aber gerade keinen sonderlichen Glauben dabei zu finden. Er erreichte jedoch, daß er vorläufig wieder losgebunden und dann zwei Kosaken zur sorgfältigen Bewachung übergeben wurde,

die ihn zwischen ihren beiden Pferden gehen ließen, um nun möglichst schnell zu dem General Dörnberg, der diese ganze Abtheilung befehligte und noch eine halbe Stunde rückwärts mit der Infanterie stand, geführt wurde.

Aber auch dieser deutsche Ehrenmann, der schon 1809 den kühnen Plan zur Erregung eines Aufstandes in Kurhessen und Gefangennehmung des Königs Jerôme von Westfalen entworfen hatte, und erst kürzlich in russische Dienste getreten war, konnte anfänglich ein gewisses Mißtrauen gegen den Hausirer nicht überwinden. Es schien ihm fast zu unwahrscheinlich zu sein, daß ein armer, schlechtgekleideter Hausirjude nur von Patriotismus geleitet, das gefährliche Wagstück unternommen hatte, jetzt auf Richtwegen zu den verbündeten Truppen zu eilen, um diesen als Führer bei dem Marsche gegen Lüneburg zu dienen.

„Weiß Er, Jude, daß ich Ihn wie einen tollen Hund an der nächsten Weide aufknüpfen lasse, wenn ich auch nur die mindeste Absicht eines Verraths bei Ihm entdecke," rief nach einem etwas umständlichen Verhör endlich der General.

„Ew. Excellenz haben mich ganz in Ihrer Gewalt, und können mit mir anfangen, was Sie wollen, doch der Gott meiner Väter sieht in mein

Herz und weiß, daß meine Absicht ist die beste, und daß ich nur gekommen bin hieher, um zu dienen als Führer," antwortete der Hausirer mit einer so ruhigen Würde, daß sie selbst auf die anwesenden verbündeten Officiere einen günstigen Eindruck ausübte. „Ich beschwöre aber Ew. Excellenz, lassen Sie Ihre Soldaten nehmen die Hände in die Füße und schnell darauf losmarschiren, daß sie können gleich am nächsten Morgen schon angreifen die Stadt Lüneburg. Der General Morand hat dort die besten Bürger und wackersten Männer in das Gefängniß werfen lassen, und wie ich die Franzosen kenne, sind sie schon morgen erschossen, wenn Ew. Excellenz sie bis dahin nicht haben gerettet," sprach der Hausirer weiter.

Diese so inständigen Bitten, wie auch die weiteren Andeutungen und Aufklärungen des Hausirers bewogen den General Dörnberg, in Verein mit den beiden anderen Anführern der russischen Streifcorps, den Generälen Tschernitschef und Benkendorf, noch in der Nacht den Eilmarsch gegen die so hart bedrängte Stadt fortzusetzen. Der Hausirer ward mit Speise und Trank reichlich erquickt und dann auf ein Pferd gesetzt, was von einem Kosaken-Unterofficier mit am Zügel genommen wurde, um so der Vorhut als Führer zu

dienen. In seiner Gegenwart ward dem diese Vorhut befehligenden Officier, welcher der deutschen Sprache vollkommen mächtig war, der Befehl ertheilt, den Juden bei dem geringsten Versuch zur Flucht oder zur Verrätherei ohne Weiteres niederschießen zu lassen.

Der lange Isaack, auf dem Rücken eines kleinen Kosakengaules, bot einen so komischen Anblick dar, daß Jeder, der ihn sah, unwillkürlich fast darüber lachen mußte. Er war des Reitens ganz ungewohnt, und hockte im Sattel wie ein Affe auf dem Kameel. Seine langen Füße berührten fast die Erde, so daß er wenigstens den süßen Trost hatte, bei einem etwaigen Abgeworfenwerden keinen zu großen Fall machen zu müssen; seine Kniee waren hoch bis an den Sattelknopf hinaufgezogen, der ohnehin schon nach vorn gebeugte Rücken jetzt so krumm wie ein Fiedelbogen, und bei jeder schnellern Bewegung des Pferdes faßte er wie verzweifelt mit beiden Fäusten in dessen lange, zottige Mähne, um den Sitz nicht zu verlieren, was die muthwilligen Kosaken häufig veranlaßte, das Thier durch Kitzeln mit den Lanzenspitzen zum Ausschlagen und zu Seitensprüngen zu reizen, um sich dann an der Angst und dem krampfhaften Anklammern des armen, weidlich gequälten Juden noch

mehr zu ergötzen. Sein Gesicht drückte den höchsten Grad des Mißmuthes über sein jetziges Befinden aus, und wer ihn damals gesehen, mußte seiner spätern Erzählung, daß dieser nächtliche Eilritt auf einem hart trabenden, bockenden Kosakengaul mit zu den unangenehmsten Stunden seines Lebens gehört hatte, unbedingten Glauben schenken. Und trotz des kränkenden Verdachtes, mit dem er empfangen war, trotz alles Hohnes und Spottes, der ihn umgab, trotz der Unbequemlichkeit und des Schmerzes seiner jetzigen Lage, denn er hatte sich bald so stark durchgeritten, daß ihm das Blut aus den engen Hosen quoll, bereute der Hausirer keinen einzigen Augenblick, daß er sich den Russen zum Führer angeboten hatte, so aufrichtig und opferbereit war sein Patriotismus, so grimmig sein Haß gegen die Franzosen.

Die hier vereinte Abtheilung der drei vorhin genannten russischen Generäle bestand aus vier Pulks Kosaken, einem Jäger-Bataillon und sechs Dragoner- und Husaren-Schwadronen, dann aus einem preußischen Füsilier-Bataillon und vier Geschützen preußischer reitender Artillerie. Im freien Felde war dies Truppencorps freilich vollkommen genügend, die Macht des Generals Morand zu besiegen; da Letzterer sich aber jetzt leider

schon im Besitz einer halbwege noch mit Graben und Mauern versehenen Stadt befand, so war die Sache schon ungleich schwieriger. Es galt daher, wo möglich den Feind über die Seite, von welcher der Hauptangriff stattfinden sollte, zu täuschen und seine Macht zu zersplittern.

Als die Morgendämmerung des 2. April anbrach, waren die meisten verbündeten Truppentheile in der unmittelbaren Nähe von Lüneburg, und nach einigen Stunden Rast, die den ermüdeten Soldaten, welche den größten Theil der Nacht ununterbrochen marschirt hatten, sehr nothwendig war, konnte der Angriff beginnen. Auch der Hausirer, den der ungewohnte Ritt ungleich mehr als die längste Fußwanderung angegriffen hatte, bedurfte dringend einiger Ruhe. Er hatte sich während des nächtlichen Marsches als ein so trefflicher Führer bewährt, daß er jetzt schon mit ungleich größerer Achtung behandelt wurde, als anfänglich bei seiner ersten Ankunft im Lager der Verbündeten. Zwar hatte ein Unterofficier noch specielle Aufsicht über ihn, doch nahm der General von Dörnberg jetzt seinen, auf genaue Localkenntniß gegründeten Rath wiederholt in Anspruch und klopfte ihm zuletzt mit den Worten: „Jude, mir scheint in der That, daß Er doch ein tüchtiger

Mann ist, der das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hat, schade nur, daß Er ein Hausirer geworden ist," wohlwollend auf die Achsel.

Ein leises Lächeln des befriedigten Stolzes glitt zwar bei diesem ungeschminkten Lob des gefeierten Generals über das faltenreiche Gesicht des langen Isaack, doch veränderte er weiter sein Wesen nicht und antwortete nur mit tiefer Verbeugung: „Ew. Excellenz werden sich überzeugen, daß auch unter dem groben Rock des armen Hausirjuden ein braves Herz schlagen kann."

Der französische General Morand, durch seine vorsichtig ausgesandten Patrouillen von dem Anmarsch der verbündeten Truppen unterrichtet, rüstete sich zum kräftigsten Widerstand. Er war ein langjähriger Schüler des eisernen Marschalls Davoust, vielleicht mit des besten Heerführers, den Napoleon besaß, und hatte geraume Zeit in dessen Corps eine Division befehligt; wer aber in solcher Schule gebildet worden, von dem konnte man schon mit Recht einen kräftigen Kampf erwarten. So war er denn auch jetzt entschlossen, auf das Aeußerste zu kämpfen, und ein ungleich blutigerer Tag, als der gestrige, konnte mit Recht in der jetzt so hart betroffenen Stadt erwartet werden.

Vielfach mit auf den Rath des Hausirers, der

alle Localverhältnisse hier genau kannte, ward zuerst auf der Westseite der Stadt von den Kosaken und einigen Zügen russischer Jäger ein sehr lärmender Angriff gemacht. Man wollte die Aufmerksamkeit des französischen Generals hieher lenken und ihn bewegen, seine Hauptstärke auf diesen Punkt zu sammeln, um inzwischen, wenn dies geschah, mit der kräftigsten Schnelligkeit von der Ostseite her anzugreifen und dann durch das Lüner Thor wo möglich in die Stadt einzudringen. Theilweise mißglückte aber dieser Plan, da der General Morand ein viel zu erfahrener Soldat war, um sich durch solche Kriegslist täuschen zu lassen.

Den ihn bewachenden Soldaten zur Seite, diente der Hausirer auch jetzt in dem beginnenden Gefechte den verbündeten Truppen zum Führer. Er hatte noch niemals einem Kampfe mit beigewohnt, und innerlich erzitterte sein Herz nicht wenig bei dem Gedanken, daß vielleicht schon in den nächsten Minuten die feindlichen Kugeln wie Hagelkörner ihm um den Kopf klappern würden; doch strebte er mit aller Kraft dahin, diese Furcht zu verbergen und äußerlich wenigstens möglichst gefaßt auszusehen.

Mit lautem „Paschol, paschol"-Gerufe, Hur-

raßgeschrei und allem sonstigen Gelärme begannen die Kosaken zuerst ihren Angriff. Die Franzosen achteten anfänglich dieser Gegner, die ihnen in ihrer jetzigen Stellung nur geringe Gefahr bringen konnten, sehr wenig; als aber, hierdurch dreister geworden, einige Hundert Kosaken von ihren Pferden absaßen und zu Fuß vordringen wollten, feuerten zwei sächsische Geschütze ihre Kartätschensalven gegen sie ab. Als die Kugeln rechts und links neben und über dem Kopfe des Hausirers hinwegsausten, und ein getroffener Kosak unmittelbar neben ihm mit lautem Schmerzensruf schwer getroffen zu Boden stürzte, da erbleichte sein Gesicht bedeutend und ängstlich bückte er sich nieder.

Mit lautem Gelächter bemerkte der ihn bewachende Unterofficier, ein alter Veteran, der schon die Suwarow'schen Feldzüge in Italien mitgemacht hatte, diese Furcht des Hausirers, und in seinem gebrochenen Deutsch rief er ihm zu: „Mach' kein Compliment vor die Kugel, Jude; wenn sie pfeift um Dein' Kopf, ist sie schon vorbei und reißt Dir kein Loch mehr.“

Fest biß der Hausirer jetzt seine Lippen aufeinander, faßte seine ganze moralische Kraft zusammen, und so gelang es ihm allmälig, seine Furcht immer mehr zu bemeistern. Er fand die

Kugeln, mit denen die Franzosen jetzt immer häufiger die vordringenden Verbündeten beschütteten, zwar äußerst unangenehm, fühlte stets seine Nerven ängstlich zusammenzucken und ward sich selbst so recht bewußt, wie wenig Neigung er zum Kriegerberuf in sich besitze und wie höchst unangenehm sein jetziger Platz im Gefechte sei, aber äußerlich wußte er sich so zusammen zu nehmen, daß er wenigstens wegen seiner Furcht nicht mehr verspottet werden konnte.

Immer heftiger aber entbrannte allmälig der Kampf, und die verbündeten Generäle überzeugten sich bald, daß es ihnen mit ihrer geringen Infanteriestärke nicht so leicht sein würde, die Stadt Lüneburg zu erobern, wie sie sich dies anfänglich wohl gedacht haben mochten. Das Füsilier-Bataillon des ersten pommerschen Regiments erhielt auf ausdrückliche Bitte seines tapfern Majors von Borke nunmehr den schwierigsten Theil des Angriffs, nämlich die Erstürmung des von den Franzosen besonders stark vertheidigten Lüner Thores, zugewiesen.

Von dem eiligen Nachtmarsch etwas ermüdet, beschäftigten sich die preußischen Füsiliere noch mit ihrem Frühstück, als die Russen anfänglich ihren lärmenden Scheinangriff gegen die West-

seite begannen. Der größte Theil derselben bestand zwar aus jungen, unerfahrenen Soldaten, die an diesem Tage zum ersten Mal in ihrem Leben in das Gefecht kommen sollten, allein diese Erwartung verhinderte nicht, daß sehr viele von ihnen sich jetzt dem angenehmen Geschäft des Essens mit dem größten Eifer hingaben, ohne an die nahende Gefahr sonderlich viel zu denken. Es waren größtentheils echte, tüchtige pommersche Bauernjungen, die von der richtigen Ansicht ausgingen, daß eine gute Mahlzeit Leib und Seele fest zusammenhalte, und wenn der Magen erst seine gehörige Nahrung bekommen habe, später die Arme desto kräftiger darauf losschlagen könnten. Aus dem nahen Pachthofe des Amtes Lüne waren aber jetzt reichliche Lebensmittel gebracht worden, und die derben, rothbäckigen Pommern schmierten sich so vergnüglich ihre riesigen fetten Butterbrode, und tranken dabei schmunzelnd ihren starken Morgenschnapps, als sollten sie bald nur ein feindliches Scheinmanöver und keinen ernsten Kampf gegen einen der besten Generäle Napoleon's beginnen.

In ernsterer Stimmung und im Allgemeinen mehr von der Wichtigkeit der nächsten Stunden erfüllt, als der größte Theil der Mannschaft, war

das Officiercorps des Bataillons, welches sich jetzt um seinen hochverehrten Chef, den Major von Borke, versammelt hatte. Es bestand theils aus älteren, lang gedienten Männern, die vielfach schon die unglückliche Schlacht bei Jena mitgemacht hatten und nun von dem glühenden Gedanken beseelt waren, die damals erduldete bittere Schmach in dem Blute der tief gehaßten Feinde zu rächen. Wie viele, o so viele traurige Stunden des drückenden Hohnes und giftigen Spottes, der Geringschätzung, nicht allein von Seiten des übermüthigen Feindes, sondern sogar auch der eigenen Landsleute, hatten diese bei Jena besiegten Officiere seitdem erdulden müssen! Wie hatte sich ihr verletzter Stolz nicht oft vergeblich empört über die theilweise so unverdiente Schmach, die ihnen zugefügt war; welchen Grimm hatten sie eingesogen gegen diese stolzen Feinde, von denen sie in jenem unglückseligen Kriege besiegt worden waren, und die dann in dem einst so ruhmreichen und nun so tief gedemüthigten Preußen fast sieben Jahre lang als triumphirende Sieger mit verletzendem Hohne geherrscht hatten! Und jetzt endlich sollten die bisher so heiß herbeigesehnten Stunden schlagen, in denen sie zuerst mit den Waffen in der Hand diesen Gegnern gegenüberstehen und im

offenen, ehrlichen Kampfe um den Lorbeerkranz des Sieges mit ihnen ringen durften. Selbst manche alte, in starrem Dienstesżwang ergraute und durch und durch sonst in der Prosa des Lebens erzogene Hauptleute wurden jetzt von der Weihe der nächsten Stunden tief ergriffen. Feurig, wie noch nie, selbst damals nicht, als sie ihre Braut zum Traualtar führten, erglänzte ihr Auge, lebhaft röthete sich die Wange, und das feierliche Gelübde, Alles, was nur irgendwie ihre Kraft vermöge, um sich den Sieg zu erkämpfen, anzuwenden, entstieg in der Stille ihrer Brust. Noch gehobener, und dabei sich auch äußerlich mehr zeigend und in lebendigeren Worten aussprechend, als bei diesen älteren Officieren, deren Haar sich häufig schon gelichtet und deren Schnurrbart sich grau gefärbt hatte, war die Stimmung ihrer jüngeren Kameraden. Größtentheils waren dies noch frische, unbärtige Jünglinge, vor Kurzem erst aus dem Cadettenhause entlassen, oder auch bereits vor einigen Monaten, als zuerst die Hoffnung auf den heiligen Krieg begann, von den Universitäten in das Heer getreten und jetzt schon zu Officieren befördert. Ihre Knabenzeit fiel gerade in die Periode der größten Schmach Preußens, ja Deutschlands, und als die ersten klaren

Gefühle der Vaterlandsliebe und Ehre in ihrer Brust aufstiegen, da mußte die Unglückskunde von Jenas' Schlacht und der bald ihr folgenden anderweitigen Niederlagen wie eine verpestende Luft ihnen jede freie und fröhliche Regung vergiften. Diesem jungen, heranwachsenden Geschlecht war die frohe, goldene Jugendzeit durch die Jahre der Trauer und des Kummers für immer geraubt worden, und keine späteren Ereignisse konnten das einmal unwiederbringlich Verlorene jemals ihnen wieder vollgültig ersetzen. Es waren manche Söhne alter Soldatenfamilien darunter, deren Vater und Großvater Friedrich's des Großen glorreiche Siege mit geschlagen und freudig ihr Blut für den Ruhm der preußischen Waffen verspritzt hatten. Von zartester Kindheit an waren ihre Seelen mit den tausendfachen Erzählungen dieser Sieges- und Großthaten genährt worden, und sie hatten kaum eine Möglichkeit geahnet, daß Preußens Heer jemals einem solchen Untergange verfallen könne, wie dies bei Jena und den schmachvollen Capitulationen der meisten Festungen der Fall gewesen war. Gar traurig hatten alle diese schweren Ereignisse und der unglückliche Friede von Tilsit, der den preußischen Staat für immer seines Ansehens zu berauben schien, auf die Ge-

müther dieser heranwachsenden Knaben gewirkt, und ein unsäglich bitterer Haß war dabei durch den brutalen Uebermuth der Franzosen, von dem sie lange Jahre fast täglich Augenzeugen sein mußten, gerade bei ihnen gegen diese Feinde ihres Vaterlandes erzeugt worden. Wie oft hatten sie in ihren Gesprächen in der Schulstube und auf den Spielplätzen sich gegenseitig zu einer immer heftigern Abneigung gegen diese Fremdherrscher angeeifert, und stets galt es ihnen als das höchste Ziel ihres jugendlichen Ehrgeizes, schon erwachsen zu sein und dann mit wirklicher Wehr und Waffen gegen Napoleon's Krieger kämpfen zu können. Und diese Stunden, die sie sich in ihrer Phantasie immer so herrlich gedacht hatten, sollten jetzt, nach so vielem Sehnen und Harren und so langem bangen Zweifel endlich die nächsten Augenblicke ihnen bringen. Jede Minute durfte der Befehl erwartet werden, daß sie als Officiere ihres Königs mit dem Schwert in der Hand gegen die feindlichen Reihen losstürmen sollten. So viel bekannt, hatte bisher seit Beginn dieses Feldzuges noch kein geschlossener preußischer Truppentheil mit den Franzosen gekämpft, und dies pommersche Füsilier-Bataillon sollte das erste sein, was hierdurch den heiligen Krieg begann. Zwar eine um so größere

Auszeichnung, aber auch ein verstärkter Sporn, bis auf das Aeußerste alle Kräfte anzuspannen, damit sogleich der Sieg diese erste preußische Waffenthat kröne; dies fühlten Alle.

Unter den jüngeren Officieren des Bataillons, welche jetzt in besonders gehobener Stimmung des Befehles zum Angriff harrten, befanden sich auch zwei junge, erst vor wenigen Tagen zu ihrer Charge beförderte Lieutenants, die ihrer unzertrennlichen Freundschaft wegen sich bereits bei ihren Kameraden die Beinamen „Orestes und Pylades" erworben hatten. Fritz von Dassow und Josias Habermann, so hießen diese zwei jungen Männer. Beide, echte Söhne Pommerns, waren von frühster Kindheit an Spielgenossen und dann warme Freunde gewesen. In dem Dorfe unweit von Pasewalk, in dem das stattliche Forstgehöft lag, was der alte frühere Hauptmann des Feldjäger-Regiments, von Dassow, jetzt als königlicher Forstmeister bewirthschaftete, war der Vater des Josias Prediger. Beide Knaben, die in demselben Jahre 1792 geboren waren, hatten stets alle Spiel- und Lehrstunden gemeinsam gehabt, dann dasselbe Stüblein in Anclam beim Besuch des Gymnasiums bezogen, und auch zu gleicher Zeit auf der Universität zu Frankfurt a. d. Oder ihre

Studien, und zwar Fritz Kameralwissenschaft, Josias aber Theologie begonnen. Bei dem ersten Anschein, daß es zum Kriege gegen Frankreich kommen werde, verließen beide Freunde sogleich die Universität und traten mit Bewilligung ihrer Eltern als Freiwillige in das Füsilier-Bataillon des ersten pommerschen Infanterie-Regiments ein. Trotz ihrer innigen Freundschaft und der ziemlich gleichen bisherigen Jugenderziehung waren beide Freunde sich äußerlich wie innerlich sehr ungleich. Fritz war ein schöner, kräftig gebauter Jüngling, der wirklich jetzt in seiner ganzen äußern Erscheinung als Ideal eines jungen Officiers gelten konnte. Er war schlank und dabei doch kräftig gewachsen, hatte breite Schultern, hochschwellende Armmuskel und einen festen und doch elastischen Gang. Sein gesundes, von der Luft jetzt gebräuntes Gesicht zeigte regelmäßige Formen und einen offenen, kühnen und dabei höchst gutmüthigen Ausdruck. Hellblondes, reichgelocktes Haar umgab seine Stirn, und auch über der Oberlippe zeigten sich schon, zur großen Freude des glücklichen Besitzers, die ersten Spuren eines üppig hervorwachsenden blonden Schnurrbartes. Von Charakter war Fritz von Dassow rechtlich, muthig, offenherzig, zuweilen aber wohl etwas leichtsinnig und jähzornig. Langes

Grübeln und tiefes Auffassen einer Sache gehörte nicht zu seinen Eigenschaften, und er liebte es sehr, das Leben so zu genießen, wie es sich ihm gerade darbot, ohne sich um die eigentlichen Ursachen aller Erscheinungen bedenklich den Kopf zu zerbrechen. Von vielem Studiren war er kein sonderlicher Freund, und obgleich er bisher ziemlich fleißig seinen Studien obgelegen hatte, so freute er sich doch sehr, daß er jetzt alle Bücher und Collegienhefte zur Seite werfen und statt der Feder das Schwert führen durfte. Er fand ein großes Behagen an dem Soldatenstand, war entschlossen, ihm wo möglich für immer treu zu bleiben, und denselben auch nach dem etwaigen Frieden zu seinem Lebensberuf zu erwählen. In Bezug auf seine Lebensfreuden huldigte er dem alten wahren Spruch des Doctor Martin Luther:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang“

nach besten Kräften.

Ganz das Gegentheil in Allem und Jedem von seinem lebenslustigen Freunde war der Lieutenant Josias Habermann. Er war zwar lang, dabei aber hager und schwächlich gewachsen, und selbst seine jetzige militärische Dienstzeit hatte ihm die vornübergebeugte Haltung und einen nachlässig

schleifenden Gang mit den Füßen nicht abgewöhnen können. Sein Gesicht zeigte eine kränklich gelbe Blässe, und die sonst regelmäßigen Formen desselben traten bei ihrer Magerkeit zu spitz hervor, um schön genannt werden zu können, während die sehr kurzsichtigen großen dunklen Augen durch eine Brille verdeckt wurden. Das unordentlich gehaltene dunkelbraune Haar flatterte wild um Stirn und Nacken, und trotz aller Ermahnungen, Bitten und gelegentlichen Spötteleien hatte Fritz von Dassow es nie dahin bringen können, daß sein Freund auf seine Frisur, wie überhaupt auf seine ganze äußere Erscheinung, eine etwas größere Sorgfalt verwandte. Selbst das Tragen der Uniform, so sehr solches auch sonst bei jungen Leuten die Eitelkeit zu befördern pflegt, hatte hierin Nichts geändert. Josias Habermann war Soldat aus Pflichtgefühl, und mehr noch aus fanatischem Hasse gegen die Franzosen, die er als die Hauptträger des Unglaubens und des Verderbens in Europa ansah, geworden, sonst sagte ihm der militärische Beruf ungemein wenig zu, und er wünschte sehnsüchtig die Zeit herbei, in welcher er die Uniform wieder mit dem bequemen Studirrock oder lieber noch mit dem Talar des Predigers vertauschen konnte. Seine liebste Hei-

math war das Studirstüblein, seine angenehmste Beschäftigung das Lesen und Grübeln in den Folianten theologischer Schriftsteller. Er war ein starrer, ja selbst schroffer Anhänger der lutherischen Kirche, und hatte hierin sehr leicht etwas Einseitiges, was sogar in einen gewissen Fanatismus übergehen konnte. In diesem schwachen Körper lebte überhaupt eine starke Seele von seltener Willenskraft, und so schüchtern, ja selbst unbeholfen Josias Habermann auch häufig bei den kleinen Begebenheiten im menschlichen Leben erscheinen mochte, so wußte er sich doch durch seine Festigkeit in Allem, was er wollte, sehr bald einen gewissen Einfluß auf seine Umgebungen zu verschaffen. Besonders in seiner militärischen Laufbahn zeigte sich diese feurige Willenskraft recht bemerklich. Durch sie besiegte er die Schwächlichkeit seines Körpers, durch sie wußte er es dahin zu bringen, daß er in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit alle Pflichten seines neuen Berufes, mochten solche ihm persönlich auch noch so wenig zusagen, genau erlernte und auf das Strengste erfüllte. Er übte sich Tag und Nacht fast auf dem Schießstand, so daß er trotz seiner Kurzsichtigkeit bald ziemlich sicher schießen lernte, und ward ebenfalls auch ein ziemlich geübter Fechter. So brachte er es denn dahin, daß er

mit seinem, körperlich so glänzend ausgestatteten Freund Dassow zu gleicher Zeit das Lieutenantspatent erhielt und, obgleich er äußerlich so wenig militärisch empfehlenswerthe Eigenschaften zeigte, bald zu den pflichtgetreusten und diensteifrigsten jüngeren Officieren des ganzen Bataillons gezählt werden konnte. Diese Energie des Willens bewirkte auch, daß Josias Habermann eine gewisse Oberherrschaft über seinen glänzenden, ritterlichen, ihm in so vielen Dingen sonst weit überlegenen Freund stets auszuüben pflegte. Letzterer war sich dieser Herrschaft kaum bewußt, so fein und verborgen, aber auch zugleich fest waren deren Zügel. Er hegte für seinen bleichen, stillen Freund stets eine treue Anhänglichkeit, und als Letzterer einst als Student in die Oder gesprungen war, um ihn, der mit einem Kahn umgeschlagen, retten zu helfen, obgleich er selbst kaum schwimmen konnte, ging diese Freundschaft fast in eine blinde Verehrung über. Es gab so leicht Nichts, was er seinem Orestes abgeschlagen hätte, und kein Opfer dünkte ihm zu schwer, wenn es für dessen Wohlergehen gebracht werden konnte.

In diesen Stunden der Rast vor dem baldigen Beginn der Erstürmung von Lüneburg zeigte sich diese Verschiedenartigkeit im Charakter der beiden

Freunde wieder so recht deutlich. Der Lieutenant von Dassow hatte mit Bleistift einige kurze, herzliche Worte an Vater und seine einzige Schwester in der Heimath geschrieben, in denen er ihnen sein bisheriges Wohlergehen und seine große Freude über den bald zu erwartenden ersten Kampf meldete. Nach Erfüllung dieser Pflicht als Sohn und Bruder gehörte er nun mit ganzer Seele wie immer dem Kreise seiner jungen Kameraden an, und war mit der Heiterste der Heiteren. Sein ohnehin so frisches, männliches Gesicht war von der freudigen Aufregung, heute seinen ersten Kampf gegen die gehaßten Feinde seines Königs bestehen zu dürfen, noch mehr geröthet, sein Auge blitzte freudig, sein Mund öffnete sich fast nur zum Lachen oder zum Sprechen froher Worte. Er wußte, daß er feste Nerven besaß, und verspürte keine Anwandlung von Furcht, wie solche sonst häufig so viele junge Soldaten vor ihrer ersten Feuertaufe besiegen müssen, und so war seine jetzige Fröhlichkeit keine erzwungene, sondern kam so recht aus dem vollen Herzen.

Anders der Lieutenant Habermann. Der blutige Ernst, den die nächsten Stunden bringen würden, lag schwer auf seiner Seele, und bleicher noch als gewöhnlich war sein Antlitz. Auch er

freute sich des Kampfes mit den so glühend gehaßten Feinden, und wäre sicherlich keinen Schritt zurückgewichen, wenn er auch ganz bestimmt gewußt hätte, daß er sein Leben an diesem Tage verlieren würde, und doch lag eine düstere Stimmung drückend auf seiner Seele. Körperliche Furcht war es nicht, die ihn jetzt erbleichen machte, obgleich er fühlte, daß seine Nerven bei den ersten Schüssen, die ertönten, gewaltig erzitterten, sondern mehr noch ein geistiges Unbehagen, ein widerliches Vorgefühl der blutigen Auftritte, von denen er nur zu bald ein thätiger Zeuge sein sollte. Er hatte sich, wie dies stets bei ihm der Fall zu sein pflegte, auch jetzt möglichst von der Gesellschaft der fröhlichen Kameraden abgesondert und saß, entfernt von der Gruppe der Uebrigen, auf einem Steinblock, eifrig in einem kleinen Testamente, was er stets in seiner Tasche mit sich zu führen pflegte, lesend. So absonderlich und auffällig dies auch war, so lachte und spottete doch keiner der Soldaten oder Officiere über den bibellesenden stillen Lieutenant, wie dies sonst wahrscheinlich der Fall gewesen wäre; in solche Achtung hatte er sich schon in seiner kurzen Dienstzeit bei Allen zu versetzen gewußt. Waren sie doch sämmtlich schon im Voraus fest überzeugt davon, daß er im Kampfe selbst

vollkommen seine Pflicht erfüllen würde, und so ließ man ihn denn auch jetzt gern gewähren.

Die Flügelhörner riefen die Soldaten des Bataillons jetzt in die Glieder, und gut aufmarschirt standen bald die einzelnen Compagnien. Hoch zu Roß ritt der Bataillons-Commandeur, der von Allen so sehr verehrte Major von Borke, vor die Mitte der Front, und einen lauten, freudigen, gar tief in die Herzen der Krieger dringenden Klang hatte seine Stimme, als er die Worte sprach:

„Soldaten, das Gefecht, auf welches wir uns Alle so lange gefreut haben, beginnt jetzt. Die von uns so bitter gehaßten Feinde stehen uns mit den Waffen in der Hand gegenüber, und unsere Pflicht ist es daher, sie zu besiegen und die tiefe Schmach, die sie unserem König und unserem theuren Preußenlande lange Jahre angethan haben, zu rächen. Heute werden zum ersten Mal preußische Truppen mit den Franzosen kämpfen, und wir haben also die Ehrenaufgabe, uns doppelt auszuzeichnen. — Die Herren Officiere mache ich aber besonders noch darauf aufmerksam, nicht allein, wie sich dies von selbst schon versteht, muthig, sondern auch vorsichtig zu sein, und nicht allzu tollkühn allein vorzuprallen, sondern stets auch ihre Leute gesammelt zu behalten. — Und so möge Gott uns

denn jetzt den gerechten Sieg verleihen." Ein lautes „Amen" erscholl bei diesem würdigen Schluß der einfachen, kräftigen Rede des Majors aus den Reihen des Bataillons; dessen Sprecher war aber der Lieutenant Josias Habermann.

Fast unwillkürlich faßte jeder Soldat seine Waffe jetzt fester und gelobte sich selbst, nur mit dem Leben von ihr zu lassen.

Der Major hatte kaum seine Rede beendet, als ein Adjutant des Generals von Dörnberg dem Bataillon den Befehl überbrachte, im Sturmschritt gegen das Lüner Thor zu rücken und dasselbe zu nehmen. Mit lautem Hurrah beantworteten die wackeren Pommern diesen willkommenen Befehl; die Commandoworte ertönten, die Tirailleurszüge lösten sich auf, um vorzuschwärmen und durch ihr wohlgezieltes Feuer die Feinde zu belästigen, während zwei geschlossene Compagnien mit dem Bajonnette vorstürmten, der Rest aber als Reserve langsam nachrückte.

Der General Morand hatte aber mit vielgeübtem Blick die besondere Wichtigkeit des Lüner Thores sogleich erkannt und noch in den Frühstunden, als ihm seine Patrouillen den Heranmarsch der verbündeten Truppen meldeten, die kräftigsten Anstalten zu dessen Vertheidigung getroffen. Sein

bestes französisches Bataillon war nebst einigen sächsischen Geschützen hier aufgestellt, und so mußten die heranrückenden Preußen auf einen sehr heftigen Widerstand gefaßt sein. Bald tobte denn auch hier der Kampf und nahm allmälig einen immer erbittertern Charakter an. Flintenschüsse knallten, Kanonendonner dröhnte, einzelnes Wehklagen der besonders schmerzlich Verwundeten ward hörbar, Trommeln wirbelten, die Flügelhörner mit ihrem scharf gellenden Klang schmetterten, Commandowörter, Flüche und Drohungen in deutscher und französischer Sprache mischten sich dazwischen.

Als der erste Kartätschenhagel in die Glieder der anstürmenden Preußen einschlug, und sogleich mehrere Soldaten todt oder verwundet zusammenstürzten, da stutzten freilich die Meisten einen Augenblick und es gab einige Zögerung und Verwirrung. Aber nur sehr kurze Zeit währte dieser Schrecken, die Worte des Majors: „Pfui, Ihr Leute — wer wird sich wohl vor französischen Kugeln fürchten, nur frisch darauf los, daß wir bald mit dem Bajonnette sie fassen können," waren nicht vergebens, und muthig und gut geschlossen stürmten die Compagnien weiter vor.

Hin und her wogte hier lange der blutige Kampf, denn durch ihre geschützte Stellung sehr

bevorzugt, leisteten die Feinde den hartnäckigsten Widerstand. Der General Morand erkannte sehr wohl, daß, wenn er erst aus der Stadt geworfen und auf das freie Feld getrieben würde, sein Untergang erfolgen müßte, da ihn dort die überlegene Reiterei der Verbündeten, die jetzt bei dem Sturm selbst wenig gebraucht werden konnte, zusammenzuhauen vermochte. So war es schon das Gebot der Selbsterhaltung, was jetzt ihn und seine Soldaten zur ausdauerndsten Vertheidigung antrieb.

Fast an zwei Stunden hatte hier das Gefecht schon gewüthet, viele Soldaten rötheten als erste Opfer der Freiheit, die sie dem gesammten Deutschland erkämpfen wollten, mit ihrem Blute die Erde, und immer noch nicht wollte sich der Sieg erringen lassen. Die Franzosen hatten die schmale Brücke, welche hier über die Ilmenau führt, verbarrikadirt und zwei Geschütze dahinter aufgestellt, deren Kartätschen den engen Damm, auf dem die Sturmcolonnen vordringen mußten, vortheilhaft bestrichen und so dieselben stets wieder zurücktrieben. Dem Major von Borke war bereits sein Pferd unter dem Leibe erschossen. Die ersten Sturmcompagnien hatten durch die Reserven ersetzt werden müssen, und immer noch war die verhängnißvolle Brücke

nicht genommen. Es schien fast, als sollte diese erste Waffenthat der Preußen nicht gelingen und der General Morand in dem Besitz von Lüneburg bleiben, denn auch der Sturm des russischen Jägerbataillons gegen das Altenbrücker Thor war bisher nicht von einem siegreichen Erfolge gekrönt.

Von der großen Anstrengung ermattet, ruhten die preußischen Compagnien jetzt kurze Zeit hinter einigen Häusern der Vorstadt aus, deren Mauerwerk ihnen Schutz vor den feindlichen Kugeln gewährte. Schon viele empfindliche Lücken waren in den Reihen der Stürmenden entstanden, und manches Mutterherz an den Ufern der Ostsee konnte den Verlust ihres hier auf dem Felde der Ehre gefallenen Sohnes beweinen. Eifrig bemühten sich die Officiere jetzt, die im Kampfgewühl durcheinander gekommenen Soldaten wieder zu ordnen, die Vertheilung der neuen Munition — denn Viele hatten sich bereits verschossen, zu überwachen, und Alles für den bald auf's Neue wieder beginnenden Sturm auf das Sorgfältigste vorzubereiten. Mit hochgeröthetem Gesicht und glühend vor Kampfeseifer erfüllte der Lieutenant Fritz von Dassow jetzt diese dienstlichen Pflichten, und manch freundlicher Zuspruch, manch derber Witz, der mit allgemeinem kräftigen Gelächter be-

grüßt wurde, ward von ihm dabei zu den Soldaten gesprochen; bleich und wortkarg, wie immer, war dagegen sein Freund und Kamerad Josias Habermann. Zu den Gesunden sprach er wenig, die schwer Verwundeten erfreuten sich aber stets seines tröstenden Zuspruches, und in einer Pause des Sturmes kniete er sogleich neben einem Sterbenden nieder und spendete ihm den letzten geistlichen Trost, gleich als trüge er schon den Talar des Predigers und nicht den Waffenrock des Officiers.

Beide Freunde, obgleich sie stets dem heftigsten Kugelregen ausgesetzt gewesen, waren bisher noch unverwundet geblieben, und da sie bei verschiedenen Compagnien standen, so hatten sie sich während des Gefechtes selbst nicht nähern können; jetzt benutzten sie aber sogleich die kleine Rast, um einen innigen Händedruck, der mehr als alle Worte ihren wahren Freundschaftsbund bewies, mit einander zu wechseln.

„Wie schön — wie herrlich ist doch solch ein Gefecht. Wie danke ich Gott, daß ich schon jetzt daran theilnehmen durfte. Nun erst begreife ich so recht die Begeisterung, mit der mein alter Vater stets von seinen Kriegsthaten erzählte," sprach Dassow sogleich zu seinem Freunde.

„Ich im Gegentheil finde dies Blutvergießen erschrecklich. Die Wildheit, welche dabei in der

Brust der meisten Menschen erwacht, erscheint mir fürchterlich, und nur der Gedanke, daß alle diese großen Opfer uns von dem Herrn zur Strafe unserer Sünden auferlegt sind, kann mich bewegen, in die Reihen der Kämpfer zurückzutreten. Wie inbrünstig werde ich meinem Schöpfer auf den Knieen danken, wenn seine Gnade mich den Augenblick erleben läßt, wo ich den blutigen Rock des Kriegers wieder mit dem friedlichen des Geistlichen vertauschen darf,“ erwiederte ernsten Tones hierauf sein bleicher Freund.

Die Meldung mehrerer Unterofficiere über dienstliche Vorkommnisse trennte in diesem Augenblick die beiden Freunde und führte sie zu ihren verschiedenen Compagnien zurück, so daß das weitere Gespräch über diesen Gegenstand hierdurch unterbrochen wurde. Wenige Minuten später erschollen abermals die Signale, den Sturm auf's Neue zu beginnen.

In diesem Augenblick erschien der Hausirer, der bis dahin den Russen als Führer gedient hatte, in Begleitung des ihn noch immer sorgfältig bewachenden alten Unterofficiers zuerst bei den preußischen Truppen. Er hatte sich jetzt allmälig schon mehr an den Kugelregen gewöhnt, und obgleich sein Gesicht noch immer das größte

Unbehagen an diesem blutigen Kampf ausdrückte, zuckten seine Nerven doch nicht mehr so ängstlich zusammen, und sein Kopf duckte sich nicht so tief vor jedem darüber hinwegsausenden Eisenball. Mit weit heruntergezogener Mütze und tiefer Verbeugung näherte der lange Isaack sich jetzt dem Major von Borke, der eben im Begriff war, die Sturmcompagnien auf's Neue gegen die verhängnißvolle Brücke zu führen.

„Werden der gnädige Herr Major es nicht ungütig nehmen, wenn ich mir erlaube, Ihnen zu weisen einen andern Weg, um zu kommen in die Stadt, ohne daß Sie müssen passiren die schmale Brücke, wo jetzt die Kugeln fliegen so dicht, wie bei uns die Hagelkörner im Monat April," redete der Hausirer diesen an.

„Was, einen bessern Weg als über die Brücke? Jude, fünfzig Louisd'or gebe ich Dir aus meiner Tasche, wenn Du Dein Versprechen erfüllst — aber eigenhändig schieße ich Dich hier mit meiner Pistole zusammen, wenn ich die Zeichen der Verrätherei bei Dir entdecke," rief lebhaft der Major.

„Ew. Hochwohlgeboren kann ich rapportiren, daß seien der Mann hier, obschon zwar ein verdammter Jude, doch sonst ein braver Kerl, der uns Russen hat gut geführt," bezeugte jetzt der

alte russische Unterofficier, der dem Hausirer zur Escorte diente.

Solche Empfehlung wog schwer in den Augen des Majors, und er behandelte von nun an den Hausirer ungleich höflicher.

„Wo ist denn der Weg, den Du uns führen willst? — Aber schnell, jede Minute ist hier kostbar," frug er ungeduldig weiter.

„Werden verzeihen der gnädige Herr Major — aber hier an hundert Schritte unterhalb der Brücke ist eine so flache Stelle in der Ilmenau, daß die Soldaten kommen darin nicht weiter als bis an den Leib in das Wasser. Freilich werden Stiefeln und Hosen dabei naß," antwortete der Hausirer, dabei rechts mit der Hand weisend.

Dem Major leuchtete es sogleich ein, daß es von der größten Wichtigkeit sein würde, wenn ein Theil seiner Truppen diese Furt passiren und somit den die Brücke vertheidigenden Feinden in die Flanke fallen könne.

„Freiwillige vor!" rief er seinen Pommern zu, und sogleich sprangen eine mehr als hinlänglich genügende Zahl muthiger Soldaten aus den Gliedern. Unter den ersten Officieren aber, die sich freiwillig hierzu meldeten, waren auch die beiden

Lieutenants Fritz von Dassow und Josias Habermann.

Den alten Isaack an der Spitze, der freilich arg zusammenschauerte, als ihm das kalte Schneewasser des Flusses durch die Kleider drang, sprangen jetzt an hundertundfünfzig brave Soldaten in den Fluß. Zwar war dieser von dem vielen geschmolzenen Schnee der letzten Tage hoch angeschwollen, und das Wasser ging theilweise den Soldaten bis an die Brust, allein die Flinte in der einen, die Patrontasche in der andern Hand hoch und trocken haltend, gelangten Alle glücklich an das jenseitige Ufer. Mit lautem Hurrah griff die muthige Schaar nun sogleich das auf der Brücke aufgestellte französische Bataillon in der Flanke an, und da auch zugleich die anderen Pommern von vorwärts stürmten, so gaben die Franzosen die Vertheidigung auf und flohen in das Innere der Stadt zurück. Bald ertönten die preußischen Flügelhörner in den Straßen von Lüneburg, und das laute, frische Hurrahgerufe der Preußen klang freudiger in die Ohren der in ihren Häusern angstvoll eingeschlossenen Bürger, als Glockenklang und Lobgesang. Auch das Altenbrücker Thor hatten die Feinde jetzt geräumt, und die

russischen Jäger, gefolgt von ihrer Reiterei, drangen ebenfalls von dieser Seite in die Stadt.

Noch aber war der blutige Kampf nicht beendet, denn der General Morand, der wohl wußte, daß die Räumung des Orts ihm den völligen Untergang bringen würde, setzte hartnäckig noch die weitere Vertheidigung fort, und seine Soldaten kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung. Mitten in den Straßen der sonst so friedlichen Stadt knallten jetzt die Schüsse, klapperten die Hufe der Kosaken- und Husarenpferde, ja dröhnte selbst der Kanonendonner so stark, daß die Fenster in manchen Häusern zusammenklirrten und die fürchterlich geängstigten Weiber und Kinder in den Stuben auf die Kniee sanken, Gott den Herrn inbrünstig um Rettung und Schutz in dieser schweren Stunde zu bitten.

Das wilde, verworrene Getöse des Kampfes drang bald auch zu den im Rathhause eingeschlossenen Gefangenen. Mit unendlicher Spannung lauschten alle diesen Tönen, denn der Ausgang des Gefechtes entschied wahrscheinlich in nächster Frist schon ihr Schicksal. Siegten die Verbündeten, so wurden sie gerettet, gelang es aber dem General Morand, den Angriff zurückzuschlagen, noch im Laufe dieses Tages erschossen. Schon

wälzte sich der Kampf immer näher und näher, und vernehmlich durch das tobende Geräusch desselben erkannte man bereits die Rufe: „Vorwärts — vorwärts, Ihr Leute — gebt's diesen Franzosen tüchtig!" der preußischen Officiere. Jetzt versuchte auch die Wache, die bis dahin vor dem Rathhause aufgestellt gewesen war, sich den Abzug zu erkämpfen. Sächsische Infanteristen, arme, unglückliche Opfer der verblendeten Politik des Königs von Sachsen, dieses leider damals sehr napoleonisch gesinnten Fürsten, und französische Armeegensdarmen zu Pferde, Letztere lauter altversuchte Krieger, waren es, die hier den anstürmenden Preußen noch Widerstand zu leisten versuchten. Mann gegen Mann wurde hier vielfach mit der blanken Waffe gegen einander gefochten, denn in dem schon mehrstündigen Gefechte war größtentheils die Munition bereits verschossen, ohne daß sich die Erbitterung der beiderseitigen Partheien nur im Mindesten abgekühlt hatte. Besonders die Franzosen und Preußen haßten sich gegenseitig so ingrimmig, daß sie selten Pardon gaben oder verlangten, während von den sächsischen Infanteristen allmälig immer mehrere ihre Gewehre fortwarfen und um gute Gefangenschaft baten, die ihnen dann auch stets gewährt wurde.

Ein Häuflein französischer Gensdarmen, an ihrer Spitze der alte Brigadier, der am vorigen Tage den Bauer Bruhn arretirt hatte, versuchte jetzt, hoch zu Roß, den Durchbruch durch die preußischen Soldaten, welche in die eine auf den Markt führende Straße einmarschirten. Der Lieutenant Fritz von Dassow, an der Spitze eines Zuges der Füsiliere, stürzte mit hochgeschwungenem Säbel den Feinden entgegen. „Ergebt Euch und Ihr sollt Pardon haben," rief er den Gensdarmen mit lauter Stimme zu.

„Niemals an Euch verdammte Preußen. Aus dem Wege, Du Gelbschnabel, oder ich spalte Dir den Schädel!" antwortete höhnend der Brigadier in seinem elsassischen Deutsch dem jungen Officier, dabei das starke friesische Roß, welches er ritt, gewaltsam zu einem mächtigen Satz anspornend und weit mit dem langen spitzigen Stoßpallasch um sich hauend. Muthig sprang der Lieutenant dem gefährlichen Feinde entgegen, und vergaß in seinem allzulebhaften Kampfeseifer dabei ganz, daß ein Infanterist, der nur mit einem Officiersäbel bewaffnet ist, gegen einen solchen Gegner stets einen überaus schweren Stand haben wird. Wenige Augenblicke währte auch nur dieser ungleiche Kampf, da stürzte der Lieutenant von Dassow mit tiefer

Kopfwunde blutend zu Boden, denn von oben herab war ihm der schwere Pallasch des fechtkundigen Franzosen durch den leichten Tschako weit in die Stirn gedrungen. Aber auch diese kurze Dauer des Kampfes brachte sämmtlichen französischen Gensdarmen schon den Untergang. Im eiligen Lauf waren inzwischen die Füsiliere herangekommen, griffen nun mit vereinten Kräften die Reiter an, und stachen sie nach verzweifelter Gegenwehr sämmtlich mit ihren Bajonnetten von den Pferden, oder hieben sie mit den hochgeschwungenen Kolben zusammen. Keiner von ihnen Allen entkam in diesem wilden Handgemenge, und auch die meisten Pferde der Gensdarmen wurden dabei so schwer verletzt, daß sie später aus Mitleid erschossen werden mußten.

Mitten fast durch die Gruppen der heftig auf Tod und Leben mit einander auf dem Marktplatze kämpfenden Soldaten lief plötzlich in höchster Eile ein junges Mädchen von seltener Schönheit. Ihre langen schwarzen Haare hingen aufgelöst im Nacken, ihre Kleidung war in Unordnung, die zierlich feinen Füßchen steckten in alten Pantoffeln; in ihrer Eile achtete sie dessen nicht weiter. Es war Rebekka, die eine mitleidige Hand jetzt aus dem Gefängniß, in welchem sie die Nacht zugebracht hatte, erlöste, und die nun in höchster

Seelenangst nach ihrem Hause eilte, in der Hoffnung, dort endlich wieder Nachricht von dem so schmerzlich vermißten Vater zu erhalten. Fast zu gleicher Zeit aber kam dieser, so schnell ihn seine Füße nur tragen wollten, aus der Straße, die vom Lüner Thore nach dem Marktplatz führte, angelaufen. Sobald er die preußischen Truppen durch die Ilmenau geführt hatte, bei welcher Gelegenheit die Soldaten sein wackeres Benehmen mit lauten, kräftigen Lobeserhebungen belohnten, war der Hausirer sogleich in höchster Eile nach seinem Häuslein gelaufen, um zu sehen, wie es der innig geliebten Tochter ginge. Dort erzählte ihm die vor Angst und Entsetzen kaum ihrer Sinne mehr mächtige Magd die Vorfälle des letzten Tages, und wie auch Rebekka von den Gensdarmen in das Gefängniß geführt worden sei. Mit großer Bestürzung vernahm der Hausirer diese Nachricht, und der Gedanke, daß sein Kind, dies höchste Kleinod seines Lebens, sich jetzt in der Gewalt der französischen Soldaten befinde, und von diesen wohl gar auf rohe Weise insultirt oder sonst gemißhandelt werden könnte, peinigte ihn fürchterlich. Ohne seine durchnäßte Kleidung nur mit einer trockenen umzutauschen, ohne der verlorenen Mütze weiter zu achten, rannte er sogleich voller

Verzweiflung nach dem Rathhause hin, dort das Schicksal der verlorenen Tochter zu erfahren, und sie, koste es auch was es wolle, dann zu befreien. An der Ecke des Marktes begegneten sich Vater und Kind, und unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens bei Beiden. Sie stürzten sich in die Arme, hielten sich fest umschlungen, und ihre Freude war so groß, daß sie solche in den ersten Augenblicken gar nicht durch Worte auszudrücken vermochten. Standen Vater und Tochter doch fast allein in der Welt, waren Beide gegenseitig nur auf sich angewiesen, und so gehörte die ganze volle Liebe, deren ein edles Herz nur fähig ist, ungetheilt jedem Einzelnen von ihnen. Fast noch im Kampfgewühl der streitenden Feinde, denn einzelne Kugeln der sich bei ihrem Rückzug noch muthvoll vertheidigenden Franzosen pfiffen häufig über den Marktplatz, war diese Gruppe des seine Tochter umschlungen haltenden alten jüdischen Hausirers ein wahrhaft rührendes Bild.

Wie die erste Freude des Wiedersehens etwas gemäßigter geworden, und Rebekka sich aus den Armen des Vaters gelöst hatte, um nun an seiner Seite die Rückkehr in ihr Haus anzutreten, da bemerkte sie unmittelbar neben sich den auf dem Pflaster hingestreckt liegenden Lieutnant von Dassow.

Nur sein treuer Bursche war bei ihm geblieben, und hatte dem Bewußtlosen seinen Tornister unter den Kopf gelegt, alle übrigen Soldaten waren noch zu sehr im Gefechte beschäftigt. Bleich und mit geschlossenen Augen lag der junge Officier da, seine Brust athmete schwer, und aus der tiefen Wunde, die sich wie ein breites rothes Band über die Stirn hinzog, quoll das Blut, einen großen purpurnen Fleck auf dem Straßenpflaster bildend. So wie der Blick der jungen Jüdin auf diesen schwerverwundeten Officier fiel, regte sich sogleich das weibliche Mitleid mit voller Kraft in ihrer Brust. Sie hielt unwillkürlich ihren Schritt an, ihre großen dunklen Augen füllten sich mit Thränen, und sich weit über den bewußtlos Liegenden daniederbeugend, sprach sie mit der sanften Stimme, die ihr stets zueigen war: „O Vaterlieb — sieh hier den armen jungen Officier mit seiner schrecklichen Wunde. Sollte der hier auf dem Straßenpflaster sterben müssen, ohne daß Jemand nur seine Rettung versuchte?! Welche Mutter mag jetzt wohl für ihn beten? Komm, Vaterlieb, laß uns den Verwundeten in unser Häuslein tragen, an der besten Pflege für ihn will ich es nicht fehlen lassen, und es wäre doch zu prächtig, wenn uns seine Rettung gelingen sollte.“

Keinen Augenblick zauderte der Hausirer, diesen Wunsch der Tochter zu erfüllen. Es war ihm, dem streng orthodoxen Juden, in mancher Hinsicht zwar sehr peinlich, einen Christen auf längere Zeit in seinem Häuslein verpflegen zu müssen, und es schien ihm auch, als ob eine innere Stimme ihn davor warne, und doch dauerte sein Widerstreben kaum wenige Secunden. Seine wahre Menschenfreundlichkeit, das innige Gefühl der Freude über das muthvolle Benehmen der preußischen Truppen, denen er vorzugsweise die Einnahme der Stadt Lüneburg und somit auch die Rettung der geliebten Tochter zuschrieb, überwog sogleich alle weiteren Bedenklichkeiten. Dazu war er ein persönlicher Augenzeuge von der Freudigkeit, mit welcher der junge Lieutenant bei der Erstürmung der Lüner Brücke gekämpft hatte, gewesen, und die freundlichen Dankesworte, welche dieser ihm bei der Durchwatung des Flusses zugerufen hatte, klangen noch in seinem Ohr.

So sprach er denn zu der bittend ihn anschauenden Tochter, dieser dabei zärtlich mit seiner großen, knochigen Hand die zarten Wangen streichelnd: „Wenn Du es willst, Rebekchen, so wollen wir tragen hier den Lieutenant von die Preußen in unser Haus. Wir werden aber viele Mühe

und Plage und große Kosten haben von seiner Heilung. Doch das soll Nichts schaden, denn er ist ein tapferer und dabei freundlicher junger Herr, und ihn zu retten, ist ein gutes Werk."

Als praktischer und in gar vielen Dingen wohlerfahrener Mann lief der Hausirer sogleich zu der nächsten Pumpe, schöpfte in den großen, steifen Filzhut eines getödeten französischen Gensdarmen Wasser und wusch sorgfältig das Blut von der Wunde des Officiers. Aus einem Tuche seiner Tochter machte er dann einen Nothverband, und legte solchen sehr geschickt um die Stirn, wobei der Verwundete zwar einige Male tief aufseufzte, sonst aber noch nicht seine Besinnung wiedererhielt. Mit Hülfe des Bedienten des Officiers trug er ihn dann sorgsam nach seinem Hause, wohin die Tochter inzwischen vorangeeilt war, um Alles auf das Beste zur Aufnahme eines so ungewöhnlichen Gastes vorzubereiten.

In der freundlichsten Ecke ihres besten Stübchens, an dem Platze, wo sonst ihr Tischlein stand an dem sie so viele einsame Stunden in fleißiger Arbeit oder zur Erholung im Lesen der besten deutschen Bücher damaliger Zeit verbracht hatte, war von Rebekka jetzt das Lager des todtwunden fremden Officiers aufgeschlagen worden. Zwar

hatte der Vater anfänglich hierzu wohl den Kopf geschüttelt und gemeint, eine Kammer eigne sich am Besten zu dessen Aufnahme, doch war er auch hierin wieder der Tochter Willen gefolgt, die jetzt selbst diese Kammer sich als Wohnstätte ausgesucht hatte. Ein vom Hausirer inzwischen herbeigerufener Civilarzt aus der Nachbarschaft äußerte sich sehr bedenklich über den Zustand des Officiers, erklärte dessen Wunde gefährlicher, als es den Anschein hatte, und meinte, daß selbst im besten Falle mehrere Wochen bis zu deren vollständigen Heilung vergehen würden. Eine lange, mühsame Krankenpflege stand hiermit für Rebekka in Aussicht, und doch zuckte auch jetzt nicht der leiseste Gedanke der Reue über die freiwillig von ihr übernommene schwere Pflicht in der Brust des edlen Mädchens.

Den Vater trieb die Theilnahme an der gänzlichen Beendigung des Kampfes, und wie sich das fernere Schicksal der Stadt gestalten würde, sogleich wieder aus dem Hause fort, als er nur erst einige Worte mit dem herbeigerufenen Arzt gewechselt und Etwas zur Stärkung genossen hatte, und so befand sich Rebekka allein am Bette des Kranken. Lange lag dieser noch in tiefer Betäubung, endlich siegte auch bei ihm die unge-

schwächte Jugendkraft, und er schlug langsam die Augen auf. Sein erster Blick traf das schöne Mädchen, die sich so eben über ihn gebeugt hatte, um, nach Vorschrift des Arztes, den Verband an der Stirn stets mit frischem Wasser zu kühlen. Er wußte nicht, ob er schon wache, oder ob seine Phantasie ihm im Traume eine solche wunderbare Erscheinung vorspiegele, so sehr ward er von dem, was er jetzt sah, überrascht. Den letzten Augenblick seines klaren Bewußtseins hatte er im heftigen Kampfe mit dem französischen Gensdarmen zugebracht, dann stürzte er zusammen — und erwachte nun wieder in einem fremden, eigenthümlich verzierten Stüblein, und über ihn gebeugt stand das schönste Mädchen, was je sein Auge gesehen, eifrig bemüht, mit zarter Hand die empfindlich werdenden Schmerzen seiner Wunde zu lindern.

„Wo bin ich, — was ist mit mir geschehen, — wer ist dies wunderbar schöne Mädchen, die vor mir steht?“ frug er mit schwacher Stimme.

Eine dunkle Röthe der Verlegenheit überfloß bei dieser ungekünstelten Anerkennung ihrer Schönheit das Gesichtchen der Jüdin, und leise antwortete sie: „Sie sind im Hause eines jüdischen Hausirers, dessen Tochter ich bin. An der besten Pflege

soll es Ihnen nicht fehlen, und was wir vermögen, wird gewiß zu Ihrer Heilung geschehen, Herr Officier."

„Wie muß ich Gott danken, daß ich jetzt so große Wohlthat empfange," sprach der Officier, und schloß matt wieder die Augen, um fort zu träumen von dem lieblichen Bilde, was ihn so eben entzückt hatte. Mit einem, ihr zwar noch unklaren, bisher aber völlig fremd gewesenen Gefühl in ihrem jungfräulichen Herzen saß Rebekka noch lange am Lager des Schlummernden, sorgsam die ferneren Pflichten seiner Pflege erfüllend. Der erste Blick seiner blauen Augen, der sie getroffen, der leise Klang seiner Stimme, der so wohltönend ihr Ohr berührt hatte, wollten immer und immer nicht wieder aus ihrer Erinnerung verschwinden. Daß in dieser Stunde ein wichtiges Etwas, welches sie bisher noch nicht gekannt hatte, in ihrem Innern vorgegangen sein müsse, fühlte sie gar wohl, über die eigentliche Bedeutung desselben vermochte sie sich selbst aber noch keine klare Rechenschaft zu geben. Im stillen, inbrünstigen Gebet flehte sie ihren Schöpfer an, daß er ihre Hand segnen und den fremden, wunden Krieger, der ihr urplötzlich nun so nahe gerückt war, wieder genesen lassen möge.

Während im Hause des Hausirers der verwundete Lieutenant von Dassow mit wahrhaft samaritischer Barmherzigkeit verpflegt wurde, tobte in und um Lüneburg der blutige Kampf noch mehrere Stunden mit wilder Wuth fort. Der General Morand wollte unter keiner Bedingung die Waffen strecken, so lange ihm nur noch die entfernteste Möglichkeit zur Rettung blieb, und wenn auch von den sächsischen Infanteristen viele die Gewehre fortgeworfen und sich zu den Verbündeten geflüchtet hatten, so waren seine Officiere und die alten französischen Veteranen doch noch zum Kampf auf das Aeußerste fest entschlossen. Mit einem Häuflein von achthundert Mann aus allen Waffengattungen gelang es dem General Morand, sich den Durchbruch aus der Stadt zu erzwingen. Zwar wollten einige Pulks Kosaken sich ihm anfänglich hierbei in den Weg stellen, aber die Franzosen stürmten so entschlossen mit den Bajonetten auf sie ein, daß diese leichten Reiter der Steppe ihnen bald den Durchbruch gewährten.

Schon glaubte der muthige General, daß es ihm mit seinem Häuflein möglich sein werde, ein nahes Dorf zu gewinnen und dort wieder einen festen Stützpunkt zur fernern Vertheidigung zu finden, als er sich plötzlich von regulärer russi-

scher Reiterei auf's Neue angegriffen und bald vollständig umzingelt sah. In den vordersten Reihen der russischen Dragoner kämpfte jetzt mit unerschrockener Tapferkeit wieder der alte Bauer Bruhn. Es war ihm gelungen, sich nebst seinen anderen Leidensgefährten sogleich aus dem Gefängniß zu befreien, als die ersten Preußen in die Stadt drangen. Die rohe Behandlung, der er von den französischen Gensdarmen während seiner Gefangenschaft ausgesetzt gewesen war, hatte, wenn dies überhaupt möglich gewesen, noch seinen grimmigen Haß gegen diese Feinde gesteigert. So schnell wie möglich eilte er in das Wirthshaus, in dem seine Pferde standen, und traf diese, die von einem alten, treuen Hausknecht sorgfältig in einen abgelegenen Stall versteckt worden waren, zu seiner Freude in bester Beschaffenheit an. Ohne sich nur Zeit zu nehmen, etwas an Speise und Trank zu genießen, sattelte er wieder seinen braunen Hengst, bewaffnete sich mit dem langen Pallasch eines erschossenen Gensdarmen, den er unterwegs gefunden hatte, und schloß sich nun den nächsten Escadrons der regulären russischen Reiterei an. Besonders durch seine Führung gelang es, auf ihm bekannten Nebenwegen den Franzosen zuvorzukommen und so diesen den Rückzug abzuschneiden.

Wie stolz saß der alte, wackere Ehrenmann jetzt wieder in dem Sattel seines muthig in die frische Frühlingsluft hineinwiehernden Rosses, wie kampfesfreudig blitzte sein Auge, wie gewandt wußte er mit kräftiger Faust die schwere Klinge zu führen! Wahrlich, man hätte diesen Reiter in seinem langen blauen, bequemen Rock nicht für einen fleißigen Bauer, der seit mehr als einem Decennium jeder kriegerischen Thätigkeit völlig entsagt hatte, halten können, so durch und durch zeigte er jetzt wieder das Bild eines echten Soldaten. Zwar schüttelten manche russische Officiere verwundert über diesen kriegerischen Reiter im Bauernanzug den Kopf, und wußten nicht recht, wie sie dessen ganze Erscheinung eigentlich deuten sollten, doch folgten sie alle vertrauensvoll seiner weitern Führung, denn sie erkannten gar bald, wie diese ihnen den fernern Sieg verbürge.

Von allen Seiten umzingelt, verlor der General Morand noch immer nicht den Muth. Er wollte zeigen, daß ein auf den Napoleonischen Schlachtfeldern ergrauter General auch in den gefährlichsten Lagen sich nicht ergeben dürfe, und setzte noch immer mit verzweifelter Hartnäckigkeit den Kampf fort, obwohl er selbst jetzt nur zu gut

einsah, daß ihm unmöglich mehr eine Rettung gelingen könne.

„Kämpfen wir bis zum letzten Athemzug, meine Kinder," rief er seinem immer mehr zusammenschmelzenden Häuflein zu, und mit lautem „vive le général" beantworteten die erprobten Krieger solchen Zuruf. Immer größere Lücken rissen die russischen Kartätschenkugeln jetzt in die Reihen der Franzosen, und kleiner und immer kleiner ward deren Häuflein. Mit verzweifeltem Muthe versuchten sie jetzt abermals in die Stadt einzudringen und sich dort in den ersten Häusern festzusetzen. Eine pommersche Füsiliercompagnie warf sich ihnen aber mit heftigem Ungestüm entgegen, und abermals wüthete der blutige Kampf Mann gegen Mann zwischen den sich so grimmig hassenden Franzosen und Preußen. Da sie meist ihre Patronen schon verschossen hatten, so kehrten die braven Pommern ihre Gewehre um und schlugen mit den Kolben so kräftig drein, als führten sie die Dreschflegel, um daheim auf den vaterländischen Fluren den schweren Weizen von seinen goldenen Körnern zu befreien. Gar mancher alterprobte französische Krieger, der vielleicht schon Napoleon's Wunderzug nach Aegypten mitgemacht und den Einzug in Madrid und Moskau, Wien und Berlin

gefeiert hatte, stürzte nun durch die Faust eines pommerschen Bauerjungen, der heute zum ersten Male in das Gefecht kam, mit zerschmettertem Schädel zusammen. Aber immer noch weilte der muthige General Morand in der Mitte der Seinen und ermahnte sie mit begeisterten Worten zum verzweifeltsten Widerstand. Er hatte selbst den Degen gezogen und kämpfte nun gleich einem gemeinen Reiter. So stieß er im Kampfgewühl auf den Lieutenant Josias Habermann, der trotz seines Abscheues gegen jegliches Blutvergießen jetzt in den vordersten Reihen der Soldaten stritt. „Ergeben Sie sich, General, und ich verspreche Ihnen gute Behandlung,“ rief der junge Officier französisch dem alten General zu.

„Niemals solch einem preußischen Jungen,“ antwortete dieser, über solche Zumuthung empört, dabei einen mächtigen Hieb nach seinem Gegner führend. Der Bajonettstich eines Füsiliers traf aber den General in demselben Augenblick in die Brust, und schwer verwundet stürzte er zu Boden.

Mit des tapfern Führers Fall hörte nun auch der fernere Widerstand der Franzosen auf. Das immer mehr zusammengeschmolzene Häuflein derselben, welches noch unverwundet war, warf jetzt schnell die Waffen weg und ergab sich der Gnade

ihrer Besieger. Gegen fünf Uhr Abends war dieser blutige Streit endlich vollständig beendet, und was von den Feinden nicht todt oder verwundet am Boden lag, befand sich entwaffnet in der Gewalt der verbündeten Truppen. Nur einzelnen wenigen versprengten Gensdarmen oder Officieren, die hier früher stationirt gewesen und der Wege kundig waren, gelang es, sich zu retten und dem General Vandamme den völligen Untergang der Morand'schen Division zu verkünden.

Welch ein ganz anderer Abend war es, der jetzt über der guten Stadt Lüneburg ausgebreitet lag, wie der am gestrigen Tage. Damals, der Gewalt eines übermüthigen Siegers preisgegeben und ihrer besten Bürger beraubt, hatte sie das Schrecklichste zu befürchten gehabt, — jetzt war dieser Feind vernichtet und die befreiten Gefangenen weilten überglücklich in dem Kreise der Ihrigen. Welche Jubeltöne erschollen nun in allen Familien, wie war die Sprache fast zu arm, um all dies unverhoffte Glück zu preisen, diese innige Freude, welche die Herzen Aller erfüllte, auszudrücken! Wieder füllte sich auch jetzt manch schönes Auge mit Thränen, aber es waren nicht, wie am gestrigen Abend, die des bittersten Schmerzes, sondern der reinsten Freude, wieder stiegen

aus Tausenden dankbarer Herzen gar inbrünstige Gebete zum höchsten Lenker aller Heerschaaren empor, aber nicht, wie gestern, mit verzweifeltsten Bitten, sondern jetzt schon von dem wärmsten Danke über den erfochtenen Sieg erfüllt.

Auf dem Markte und in den Gassen wogte es von den jetzt ihrer Angst befreiten Menschen jeden Alters, Geschlechtes und Standes, die nun nach beendetem Kampfe schnell aus den verborgensten Zimmern des Hauses herbeigeeilt waren, um ihre heldenmüthigen Befreier zu begrüßen. Die fremdartige Erscheinung der Russen, und besonders auch der Kosaken, erregte überall die größte Neugierde und diese waren stets von einer zahlreichen Menschenmenge umringt. Alle möglichen Speisen und besonders auch starke Getränke wurden in Eile herbeigeschafft, die fremden, jetzt so sehr willkommenen Gäste auf das Beste zu bewirthen, und gar mancher Kosak trank den starken, ihm besonders wohlschmeckenden Branntwein in so unmäßiger Weise, daß er den erfochtenen Sieg in einem fast besinnungslosen Rausche verschlief. Viel komisches und tolles Zeug trieben diese berauschten Kosaken noch an dem Abend, und die lustigen Tänze, die sie um ihre Bivouakfeuer aufführten, oder die zwar einför-

migen, aber wohltönenden Volkslieder, die sie im lauten, gutgeübten Chor sangen, fesselten noch bis spät in die Nacht große Schaaren von Neugierigen, die in dichten Kreisen diese Feuer umstanden.

Erregten nun zwar die Russen durch ihre fremdartige Erscheinung die größte Neugier bei den Bewohnern Lüneburgs, so wandte sich doch deren wärmste Theilnahme unbedingt den Soldaten des preußischen Bataillons zu. Die aufopfernde Tapferkeit desselben hatte unbedingt mit am Meisten zur Eroberung der Stadt beigetragen, wie es denn auch den bedeutendsten Verlust an Todten und Verwundeten erlitten hatte. Mit welcher Theilnahme wurden Letztere aber jetzt auch verpflegt, und wie wetteiferte besonders das weibliche Geschlecht aller Stände in der Fürsorge für diese verwundeten Krieger des ruhmwürdigen preußischen Heeres!

Auf dem Markte vor dem Rathhause stand jetzt der Major von Borke, der würdige Führer dieser tapfern Schaar, und lehnte bescheiden den Dank ab, den ihm einige geachtete Mitglieder des Magistrats über seine und seiner Soldaten Verdienste bei der Befreiung Lüneburgs in wohlgesetzten Worten aussprachen.

„Ein graubärtiger, langer Jude war mir bei dem Sturme ein sehr nützlicher Führer und zeichnete sich durch Muth und Umsicht aus. Ich versprach ihm eine bedeutende Summe, wenn es uns gelinge, die Franzosen zu vertreiben, und will solche ihm jetzt zahlen. Wo ist der wackere Mann, daß ich ihm das Geld nunmehr einhändigen kann?“ frug der Major die ihn umringenden Bürger. Der Beschreibung nach mußte der Gesuchte zwar der lange Isaack sein, dies errietheen sogleich Alle, doch hatte ihn nach der völligen Beendigung des Gefechtes Niemand mehr gesehen. Dienstbeflissen eilten sogleich Mehrere nach dem Hause des alten Hausirers, ihn dort zu suchen und den Wunsch des Majors, daß er sogleich noch zu ihm kommen möge, mitzutheilen. Bei seinem Töchterlein saß der Jude schon ganz ruhig in seinem Stübchen, eifrig dieser die näheren Begebenheiten des Sturmes mittheilend. Die Nachricht, daß er sogleich zum Major des preußischen Bataillons kommen solle, überraschte ihn zwar, aber er folgte ihr willig.

Der Major von Borke war zwar ein sehr tapferer, hochgeachteter Soldat, aber nach den Ansichten seines Standes damaliger Zeit hatte er sich daran gewöhnt, einen armen Hausirjuden als

ein weit unter sich stehendes Wesen zu betrachten. Das kluge und muthige Benehmen des langen Isaack bei der Führung der Truppen — hatte ihn jedoch dergestalt mit Achtung gegen diesen erfüllt, daß er unwillkürlich ihn rücksichtsvoller behandelte und auch nunmehr sogar mit Sie anredete, wie es sonst eigentlich nicht seine Gewohnheit war.

Er reichte ihm freundlich jetzt im Angesicht der neugierig dieser Scene zuschauenden Volksmenge die Hand, und sprach mit lauter, weit vernehmbarer Stimme: „Mein lieber Mann, Sie haben sich große Verdienste bei der Führung unserer Truppen gegen den Feind erworben, und besonders das Bataillon Seiner Majestät des Königs von Preußen, welches ich die Ehre habe zu befehligen, verdankt Ihnen viel, daß Sie uns eine gute Furt durch die Ilmenau zeigten. Nehmen Sie öffentlich meinen Dank dafür und hier auch die wohlverdiente Belohnung, die ich Ihnen versprochen habe;" mit diesen Worten wollte er ihm die glänzenden Goldstücke übergeben.

Wie der sonst so stolze Major diese Worte der Anerkennung zu dem alten Hausirer sprach, da richtete sich unwillkürlich der vorgebeugte Rücken des Letztern, und mit blitzendem Auge blickte er einen Augenblick seine um ihn stehenden Mit-

bürger an. Bald aber sank er wieder in seine altgewohnte, krumme Haltung zurück und, wie immer, antwortete er in ruhigem Tone. „Der gnädige Herr Major wollen gütigst verzeihen, aber ich hab' gethan nichts Besonderes, sondern nur ganz einfach meine Pflicht und Schuldigkeit, wie es sollte thun zu jetziger Zeit jeder brave Mensch, sei er nun ein reicher Christ, oder, wie ich, ein armer Jüd, und so behalten Sie nur Ihr Geld, ich nehme es nicht."

Verwundert sah der Major den demüthig vor ihm stehenden Hausirer an, denn nur an die Möglichkeit zu denken, daß ein Jude jemals Geld ausschlagen könne, war ihm bisher noch niemals eingefallen.

„Was, Sie wollen kein Geld?! — Sind Sie denn so reich, daß Sie eine so bedeutende Summe ausschlagen können? Ihre äußere Erscheinung zeigt keinen solchen Wohlstand," rief er erstaunt aus und sein Blick streifte dabei über den groben, abgetragenen Rock, die zerzauste Pelzmütze und die abgeschabte Weste von Hundsfell des Hausirers.

„Der gnädigste Herr Major werden verzeihen, ich bin nur ein armer Jüd, der Jahr aus Jahr ein, bei Sonnenhitze und strenger Kälte muß mit dem schweren Packen auf dem Rücken durch die Haide

laufen, und dabei froh sein, wenn er im ehrlichen Handel und Wandel so viel verdient, um sich und seine Tochter redlich ernähren zu können. Aber Ihr Geld da, das nehme ich nicht. Geben Sie es den armen Verwundeten, wenn Sie es los-sein wollen, da ist es gut angewandt, mir würde es nur wie höllisches Feuer in der Tasche brennen," erwiederte der lange Isaack, und seine Mütze zum demüthigsten Gruß tief ziehend, verschwand er schnell in der Menge.

Kopfschüttelnd sah der Major ihm nach und sprach halblaut zu dem neben ihm stehenden Adjutanten:

„Wahrhaftig, jetzt fange ich an, an Wunder zu glauben. Ein Hausirjude, der fünfzig ehrlich verdiente Goldfüchse so mir Nichts Dir Nichts ausschlägt, so Etwas hätte ich niemals für möglich gehalten."

„Eine neue Zeit fängt an allmälig hervorzubrechen, und es wird nicht mehr allzulange dauern, Herr Oberstwachtmeister, so werden auch die Juden die gleichen Rechte und Pflichten wie alle übrigen Staatsbürger genießen," erwiederte der junge Officier, ein früherer Zögling der neugegründeten Berliner Universität.

Abermals kopfschüttelnd, sah der Major den

Sprecher lange schweigend an, und befahl dann die weiteren Anordnungen, die ihm in militärischer Hinsicht für die Soldaten seines Bataillons nöthig erschienen.

Auf der Straße begegneten sich aber jetzt der lange Isaack und der alte Bauer Bruhn. Letzterer hatte sein Schwert nun bereits abgelegt, seine kriegerische Haltung verloren und war ganz wie immer der ehrenfeste, sichere Bauer wieder geworden. Es drängte ihn jetzt, seine beiden Rosse anzuspannen, um eiligst nach Hause zu fahren, dort nach dem Rechten zu sehen und den Seinen die inhaltsschweren Begebenheiten der letzten vierundzwanzig Stunden mitzutheilen.

Mit herzlichem Drucke reichten die beiden Ehrenmänner, die in vielfacher Hinsicht sonst so verschieden, in wahrem Patriotismus aber sich so gleich waren, sich die Hände.

„Isaack, für einen ehrlichen Kerl habe ich Dich stets gehalten, aber von heute an halte ich Dich auch für einen so kreuzbraven, wie je einer in unserem alten hannover'schen Churfürstenthum gelebt hat. Wenn Du je einen Freund bei Rath und That brauchst, so weißt Du, wo ich zu finden bin," sprach der alte Bauer, und stolzer noch, als vorhin bei dem öffentlichen Lobe des preußischen

Majors, blitzte bei dieser einfachen Anerkennung seines Werthes das Auge des Hausirers. Zufrieden mit sich und dem, was er gethan, eilte er in sein niederes Häuslein zurück, wo noch immer die liebliche Tochter pflegend an dem Lager des todwunden preußischen Kriegers saß, während Bruhn, so schnell seine Hengste nur traben wollten, seinem einsamen Gehöfte zufuhr.

5.
Schloß Dressen.

Einige Meilen von Lüneburg entfernt lag nicht weit von der Elbe das große Rittergut des Kammerherrn Baron von Dressen. Die Gegend hier war schon ungleich freundlicher als auf der ebenen Haide, und schöne Laubhölzer wechselten anmuthig mit üppigen Wiesen und lang ausgedehnten, gut bestandenen Getreidefeldern ab. Selbst einige Hügel gab es hier, und einen derselben, von dem aus man einen freien, hübschen Ueberblick über die ganze Landschaft, den breiten Spiegel der Elbe und die rothen Ziegeldächer der Stadt Lauenburg an deren jenseitigem Ufer genoß, hatte die Frau Baronin sogar mit dem Namen „Bellevue" bezeichnet. Der Gutshof selbst, zu dem eine lange, schnurgerade Pappelallee führte, war geräumig und gut gehalten, und zeigte äußerlich, daß das große Gut reiche Erträgnisse liefern müsse. Auch

das Herrenhaus, weit und breit in der ganzen Gegend nur das Schloß genannt, war ein weitläufiges, stattliches Gebäude, ganz im Rococogeschmack des vorigen Jahrhunderts von dem Großvater des jetzigen Besitzers erbaut. Eine breite Rampe führte zur Hausthür, über der an beiden Seiten zwei mächtige Vierundzwanzigender-Hirschgeweihe prangten, während das freiherrlich von Dressen'sche Wappenschild, in Sandstein ausgehauen, die Mitte zierte. Dies Wappen, ein sich bäumender brauner Hengst im grünen Felde, sah man überhaupt sehr häufig innerhalb wie außerhalb des Schlosses angebracht, denn die Freiherren von Dressen waren eine sehr alte Familie und von jeher ihres besondern Adelsstolzes wegen bekannt gewesen. Das erste Gemach, welches der fremde Besucher des Schlosses betrat, war eine geräumige Halle, die zugleich eine Art von Ahnensaal bildete. An den mit dunklem Eichenholz getäfelten Wänden, die ebenfalls häufig das kunstvoll geschnitzte Wappen zeigten, hing eine lange Reihe von Familienportraits, alle in kostbaren goldenen Rahmen, die auch mit Wappenschildern versehen waren. Sowohl die Malerei, wie auch die Köpfe dieser Ahnenbilder, die bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hinauf

reichten, zeigten wenig, was eine besondere Beachtung verdient hätte, und das Interessanteste an ihnen war unbedingt, daß man die verschiedenen Hofcostüme dieser ganzen Zeitperiode in fortlaufender Reihenfolge daran studiren konnte. Die Familie von Dressen hatte von jeher sich besonders wohl in der Hofluft gefühlt, und ihre Mitglieder errangen auf den Parquets der fürstlichen Schlösser zu Hannover und Braunschweig ihre Haupterfolge. Daß diese nicht ohne Lohn gewesen sein mußten, zeigten die goldenen Gnadenketten und blitzenden Ordenssterne auf den meisten Männerportraits, die sämmtlich auch in ihrer Gallauniform gemalt waren. Auf den kleinen Namensschildern unten an den Bilderrahmen konnte man auch eine Menge stattlicher Titel, als „Oberceremonienmeister", „Oberküchenmeister", „Oberkammerherr" und andere solche, die in der Hofrangordnung von großer Bedeutung sind, lesen. Bis zum simpeln Kammerherrn hatte es wenigstens jeder Sprößling des freiherrlich von Dressen'schen Geschlechtes gebracht, und dieser Titel schien förmlich in der Familie erblich zu sein.

In den Ecken dieser sehr geräumigen Halle hingen einige Fahnen mit dem Familienwappen, die freilich noch in keiner blutigen Schlacht, sondern nur bei besonders festlichen Gelegenheiten,

wenn irgend ein Fürst geruht hatte, in dem Schlosse sein Nachtquartier zu nehmen, geschmeichelt hatten. Auch einige besonders ehrende Geschenke oder Zeichen hoher Würde waren in großen Glaskasten hier auf Postamenten, die zugleich Schilder mit den betreffenden Inschriften trugen, aufgestellt. Hier sah man z. B. eine große, möglichst geschmacklose Vase von echt chinesischem Porzellan, oder einen schönen, in Silber getriebenen Pokal, oder irgend eine andere nutzlose Spielerei; mitunter auch wohl einen Oberkammerherrnstab, oder einen zierlich auf einem Atlaskissen befestigten Kammerherrnschlüssel, oder einen blinkenden Ordensstern, und was dergleichen Dinge mehr sind, wie solche in einem langen Hofleben wohl erworben werden können. Das Hauptprachtstück der ganzen Sammlung, welches auf einem besonders geschmückten Postament aufgestellt war, bildete aber ein Ordensstern, den ein Freiherr von Dressen, der als Gesandter in Paris gewesen war, einst von Louis XIV. erhalten hatte. Auch ein sehr hübsch aus Elfenbein geschnitzter Kasten, den die Marquise von Pompadour diesem Vorfahren, der überhaupt eine besonders wichtige Rolle in der Familie gespielt zu haben schien, geschenkt, war sorgsam in einem Glaskasten ausgestellt; eben so

auch ein ausgestopfter Mopshund, der von irgend einer bekannten Maitresse eines französischen Königs herstammen sollte.

Ganz eigenthümlich und gar nicht zu der übrigen Ausschmückung der Halle passend, waren zwei große, in den vordersten Ecken aufgestellte Ritterstatuen mit voller Eisenrüstung, hohen Turnierlanzen, wehenden Helmbüschen in den von Dressen'schen Farben, schwarz und grün, und mächtigen Schildern mit darauf gemalten Wappen. Sprößlinge der Familie schienen diese alten Rüstungen, von denen die ganze Halle den Namen „der Rittersaal" führte, nicht getragen zu haben; denn durch körperliche Kraft hatte sich, wenigstens den Bildern nach zu urtheilen, das ganze Geschlecht niemals besonders ausgezeichnet, und statt des Schlachtschwertes wohl stets nur den Galanteriedegen an der Seite gehabt.

An diesen Rittersaal, der durch die Breite des ganzen Hauses ging, so daß dessen eine Fensterreihe in den Hof, die entgegengesetzte aber in den im altfranzösischen Geschmack angelegten großen Garten führte, stießen auf der einen Seite die Zimmer des Barons, auf der andern die der gnädigen Frau, während sämmtliche Wirthschaftslocalitäten sich in dem Souterrain befanden.

Alle diese Zimmer waren elegant nach damaligem Geschmack eingerichtet, und unnütze Modespielereien, und besonders auch viele Nippsachen sah man in ihnen im Ueberfluß. In dem Hauptzimmer des Hausherrn waren die Portraits des Kaisers Napoleon, der Kaiserin Marie Louise und des kleinen Königs von Rom mit sichtbarer Ostentation aufgehängt, während der König Jerôme von Westfalen und seine Gemahlin über dem Sopha der gnädigen Frau in schwer vergoldeten Rahmen glänzten. Früher hatten hier Portraits der churfürstlichen Familie von Hannover, die zugleich auf dem englischen Königsthron saß, gehangen, doch waren solche von dem Kammerherrn von Dressen, der sich als kluger Mann vortrefflich in die Zeiten zu schicken wußte, vorläufig abgenommen und sorgfältig in Kisten verpackt worden, bis andere Umstände vielleicht ihre Wiederaufhängung erwünscht machen konnten.

Die freiherrliche Familie, aus Vater, Mutter, einer erwachsenen Tochter und einigen jüngeren Kindern bestehend, befand sich an diesem Tage gerade in dem ersten Zimmer der Hausfrau, das unmittelbar an den Rittersaal stieß, beim zweiten Frühstück. Obgleich der Tisch mit verschiedenen kalten Fleischspeisen reichlich besetzt war, und auch

einige Caraffen mit edlem Wein darauf funkelten, schien Niemand der Familie besondern Appetit zu verspüren, wie denn überhaupt alle Anzeichen einer stark mißmuthigen Stimmung sich zeigten. Besonders der Kammerherr selbst schien in möglichst schlechter Laune zu sein, und finster ruhte sein Blick auf einem großen Briefe, den so eben ein alter Diener ihm ehrerbietig auf einem Präsentirteller überreichte hatte. Der Kammerherr war ein Mann in der Mitte der Vierzig, von elegantem, zierlichem Wuchs und vornehmer Haltung, der man es ansah, daß sie größtentheils auf dem Parquet der Höfe erlernt sein müsse. Sein von hellblondem, etwas in's Röthliche schillerndem Haar eingefaßtes Gesicht hatte keinen besonders angenehmen Ausdruck, und zeigte Nichts weniger als männlichen Charakter und würdevolle Selbstständigkeit. Es lag übrigens viel Klugheit in demselben, und besonders die Augen, so weit man solche durch die zierliche goldene Brille erkennen konnte, hatten einen sehr lebendigen, dabei aber listigen Blick. Ein gewisses süßliches Lächeln und eine äußere Freundlichkeit, die sich gern in glatten, nichtssagenden Phrasen, wie man solche in manchen Kreisen vorzugsweise liebt, bewegte, waren ihm im äußern Verkehr und im Umgang

mit der vornehmeren Welt sehr eigen, wie er denn auch seine Diener und alle Leute niedern Standes zwar stolz und rücksichtslos, dabei äußerlich aber stets sehr höflich behandelte. Ein grobes Scheltwort oder gar ein derber Fluch war noch niemals seinem Munde entschlüpft, und doch konnte er Jeden, der das Unglück hatte, von ihm abhängig sein zu müssen, schonungslos mißhandeln.

In seinen jüngeren Jahren hatte Herr von Dressen an verschiedenen Höfen als eleganter Cavalier und gewandter Tänzer eine gewisse Bedeutung gehabt, sich stets mit vielem Geschick in den verschiedensten Intriguen bewegt und als Muster eines vollkommenen Hofmannes gegolten. Als ihm das beständige Stehen in den Vorzimmern überdrüssig wurde und er seinen Nacken nicht mehr für die vielen tiefen Bücklinge geschmeidig genug fühlte, zog er sich auf sein Stammgut zurück, verbrachte aber gewöhnlich mehrere Wintermonate noch immer in der nächsten Residenz. Er trat zwar das sehr zurückgekommene Familiengut mit stark zerrütteten Vermögensverhältnissen an, schien aber aus der Fremde ziemlich bedeutende Geldzuschüsse zu bekommen, ohne daß man mit Sicherheit deren Quelle anzugeben vermochte, denn er galt bald als ein sehr vermögender Mann, der

in jeder Hinsicht großen Luxus trieb und dabei doch in allen seinen Verhältnissen überaus geregelt war.

Seine Gemahlin war eine stattliche Frau, die zwar jetzt sich etwas zu sehr zur Corpulenz hinneigte, dabei aber noch mehrfache Spuren der großen Schönheit, die sie in ihrer Jugend besessen haben mußte, aufzuweisen hatte. Als Tochter eines zwar armen, aber altadeligen Forstmeisters war sie als Hofdame an einem seiner vielfachen Frivolität wegen allgemein bekannten Hofe mehrere Jahre gewesen, und sollte dort besonders bei dem regierenden Herzog, einem Kenner und Verehrer schöner, leichtfertiger Frauen, in besonderer Gunst gestanden haben. Die böse Welt wollte sogar behaupten, daß diese Gunst so bedenkliche Folgen einst gehabt hätte, daß eine schleunige, standesgemäße Heirath nur sehr erwünscht sein konnte. Der damals sehr verschuldete Kammerherr von Dressen fand sich bereitwillig, das schöne Hoffräulein heimzuführen, und einem on dit zufolge, ward durch die bedeutende Summe, welche der dankbare Fürst für diese Gefälligkeit gern zahlte, der Grund zu seinem jetzigen Vermögen gelegt. Das älteste Töchterchen Louise ward auf einer größern Reise in Italien, die das junge Ehepaar sogleich nach

seiner Verheirathung antrat, geboren, und böse Zungen wollten behaupten, daß sie eine etwas zu bemerkbare Aehnlichkeit mit dem Fürsten, an dessen Hofe ihre Mutter früher geglänzt hatte, zeigte.

Mochte dem nun sein wie ihm wolle, die beiden Ehegatten lebten, äußerlich wenigstens, in ziemlich verträglicher Ehe miteinander, denn sie machten wenige Ansprüche an gegenseitige Zärtlichkeit, und Jeder ging seinen eigenen Weg für sich. In ihren jüngeren Jahren sollte die Frau Kammerherrin noch hin und wieder Geschmack an verliebten Abenteuern gefunden, ja sogar, wie die Klatschsucht behauptete, einmal einen besonders schönen und stark gebauten Gutsinspector sehr begünstigt haben, jetzt aber, bei reiferem Alter, hatte sie sich den reelleren Genüssen der Tafelfreuden vorzugsweise zugewandt. Sie legte großen Werth auf eine sowohl feine als reichliche Küche, verstand selbst Manches von der edlen Kochkunst, hielt sich stets die besten Köchinnen und stand in dem Rufe, unbedingt die feinsten Diners mehrere Meilen weit in der Runde zu geben. So Etwas zog schon sehr viele Gäste besonders an, und da auch der Kammerherr gegen seine Standesgenossen sehr gastfrei sich zeigte und dabei noch ein eben

so eifriger wie geschickter Whist- und Bostonspieler war, so galt das freiherrlich von Dressen'sche Haus bei dem ganzen Landadel der Umgegend unbedingt als das angenehmste, das man nur finden konnte. In den letzten Jahren, als französische Truppen häufig in diesen Gegenden garnisonirten, hatten die vornehmeren Officiere derselben vorzugsweise gern und oft auf dem Schlosse sich eingefunden. Außer den guten Diners und dem Umstande, daß sowohl Herr wie Frau von Dressen Beide sehr geläufig Französisch sprachen, trug auch die Schönheit der ältesten Tochter Louise viel dazu bei, die leichtblütigen Franzosen zu der Erklärung zu bewegen, diese Familie sei die angenehmste, die sie jemals in ganz Deutschland getroffen hätten, und es sei zu verwundern, daß in einem so rohen und barbarischen Lande sich so viel Geist, Liebenswürdigkeit und Schönheit vereinigt finde." Fräulein Louise von Dressen, die nunmehr in dem Alter von ungefähr einundzwanzig Jahren stehen mochte, war aber auch in der That eine Erscheinung, die selbst in Paris Aufsehen erregt haben würde. Sie war schlank und groß gewachsen, zeigte in ihrem ganzen Auftreten sehr viel Vornehmes und dabei in jeder Bewegung doch eine außerordentliche Eleganz. Ihr Kopf war edel ge-

formt, die Nase vielleicht etwas zu groß, aber schön gebogen, die hellbraunen Augen hatten einen lebendig-geistigen Blick, und überaus reiches goldblondes Haar rahmte die weiße glatte Stirn, auf der sich die blauen Aederchen deutlich zeigten, ein. Das schöne Fräulein, von einer französischen Gouvernante seit frühster Jugend sorgfältig erzogen, war sich ihrer äußeren Reize auch vollkommen bewußt und eifrigst bemüht, durch eine stets sehr geschmackvolle Toilette und wohl angebrachte Coquetterie solche in dem besten Lichte erscheinen zu lassen. Die jungfräuliche Schüchternheit, die unbewußte Zartheit des ganzen Wesens, wodurch ein junges Mädchen oft einen so mächtigen Zauber auf alle Männerherzen auszuüben vermag, fehlten allerdings dem Fräulein Louise von Dressen und waren von ihr längst abgestreift worden, und ein erfahrener Menschenkenner hätte überhaupt in diesem, von der Natur mit so vielen äußeren Reizen ausgestatteten Mädchen gar manche Züge zu entdecken vermocht, die ihm wahrscheinlich nicht wohlgefällig erschienen wären. In ihren Augen lag ein äußerst sinnlicher Ausdruck, den sie von ihrer Mutter geerbt zu haben schien, während um den Mund sich häufig ein scharfer Zug des Spottes und Stolzes bemerkbar machte. Auch ihr Charakter zeigte viele

gerade nicht sonderlich liebenswürdige Eigenschaften, die übrigens nur bei dem nähern Umgange hervortraten, so sehr wußte sie solche in der Gesellschaft durch eine große äußere Liebenswürdigkeit zu verbergen. Kalter Stolz und großer persönlicher Egoismus bildete mit den Hauptgrundzug ihres ganzen Wesens, und doch war sie, im Widerspruch damit, oft wieder im höchsten Grade leidenschaftlich, und vergaß, wenn sie durch Zorn oder Liebe aufgeregt war, rücksichtslos alles Uebrige, unbedingt dann nur ihrer augenblicklichen Stimmung folgend. Dies sonst so ruhig und heiter erscheinende schöne junge Mädchen, auf deren rosigen Wangen nur Frohsinn und Glück zu schimmern schienen, konnte im Zorn wie eine Furie erscheinen, und die so klaren Augen, deren Blick einen Dichter hätte begeistern können, hatten dann förmlich einen dämonischen Ausdruck. Und eben so war es, wenn die Liebe plötzlich ihr Herz erregte. Jeder Adelsstolz, den sie sonst in so hohem Grade besaß, schwand dann sogleich, und sie, die stets sich nur in den elegantesten Formen bewegte und als die beste Repräsentantin einer vornehmen Salondame bekannt war, kannte dann keine Schranken und gab sich rücksichtslos ihrer Leidenschaft hin. Schon wiederholt sollten gerade hier-

durch sehr heftige Scenen im Dressen'schen Hause entstanden sein, die man sich in den verschiedenen Kreisen der Nachbarschaft zwar nur heimlich, jedoch nicht ohne Schadenfreude zuflüsterte.

Ihren Haupttriumph feierte übrigens die freiherrlich von Dressen'sche Familie, und besonders die wunderschöne Tochter an dem frivolen und glänzenden Hofe des neugeschaffenen Königs Jerôme in Cassel. Theils weil eins seiner Güter in dem von Napoleon gebildeten Königreiche Westfalen lag, theils aber auch, weil er sich an einem solchen Hofe besonders viel Vergnügen versprach, hatte der Kammerherr in den letzten Jahren stets einige Wintermonate in Cassel zugebracht, und war dort außerordentlich artig aufgenommen worden. Im Anfang rümpfte der adelsstolze Edelmann zwar stark die Nase über die vielen Roturiers und bürgerlichen Emporkömmlinge, die er an diesem etwas bunt zusammengewürfelten Hofe fand, und belustigte sich im engsten Kreise seiner Standesgenossen damit, über Manche zu spotten, im Uebrigen aber vergnügte er sich daselbst vortrefflich, und fand das ganze dort herrschende Treiben so recht nach seinem Geschmack. Das schöne Töchterlein theilte hierin vollkommen die Ansicht des Vaters, und im Vergleich zu den

prächtigen und dabei äußerst zwanglosen Festen in dem Königsschlosse zu Cassel erschienen ihr die Bälle in Lüneburg oder auf den adeligen Rittergütern der Nachbarschaft äußerst langweilig. Und nun gar die steifen langweiligen hannover'schen und lauenburgischen Landjunker, mit denen sie daheim vielfach verkehrte, wie konnten diese hinsichtlich ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit wohl den Vergleich mit den gewandten und chevaleresquen französischen Officieren, die zahlreich in den Garde-Regimentern des Königs Jerôme dienten, aushalten?! Seit sie Cassel kannte, schwärmte Louise von Dressen nur für das dortige Treiben, die Heimath kam ihr langweilig, förmlich und geschmacklos vor; sie konnte kaum die Zeit erwarten, in der die Familie das Winterquartier dort bezog, und ihre ohnehin schon große Vorliebe für die französische Armee, oder wenigstens für deren hübsche und feurige Officiere, ward dadurch noch bedeutend vermehrt. Die Hoffnung, dort übrigens für die Tochter eine standesgemäße Heirath zu finden, war durch deren launenvollen und anspruchsvollen Sinn bisher stets vereitelt worden. Ihre Liebe verschenkte sie zwar bereitwillig an schöne und elegante junge Männer, wenn diese ihr sehr gefielen, ohne sich dabei im

Mindesten um Ahnentafel und Vermögensverhältnisse zu bekümmern, daß sie aber ihre Hand jemals einem Manne ohne vornehme Geburt und großen Reichthum hätte geben können, war bisher sowohl ihr selbst; wie nun gar dem Vater als ein Ding der Unmöglichkeit erschienen. Solche Freier aber, die Alles, was ihr verwöhnter Geschmack forderte, miteinander zugleich vereinten, hatten sich bisher noch nicht finden wollen. Zwar hatten schon wiederholt einige alte und vornehme Herren, und darunter auch ein einflußreicher Minister in Cassel, von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit hingerissen, um ihre Hand angehalten, stets aber zu des Vaters größtem Verdruß eine sehr entschieden abschlägige Antwort erhalten. Der Kammerherr hatte freilich mit dem größten Aufwand seiner Beredtsamkeit der Tochter auseinander zu setzen gesucht, daß Herz und Liebe bei einer Heirath auch ganz überflüssig wären, diese vielmehr lediglich eine Sache der Convenienz seien, nach deren Abschließung eine junge Frau dann erst so recht nach Lust und Gefallen sich ihren verschiedenen Neigungen hingeben und ein freies, vergnügliches Leben führen könne, allein er hatte hierin stets nur tauben Ohren gepredigt. Fräulein Louise hatte, wie der Vater verdrießlich

bemerkte, wieder einmal ihre romantischen Grillen gehabt und fest erklärt, die Heirathsanträge, die sich ihr bis dahin geboten hätten, ausschlagen zu wollen. Wenn das Töchterlein aber einmal fest auf Etwas bestand, so war es überaus vergeblich, ihren Willen zu brechen; dies wußte aus mannigfacher Erfahrung schon die ganze von Dressen'sche Familie. Die Mutter übrigens bekümmerte sich jetzt im Allgemeinen sehr wenig um alle diese verschiedenen Heiraths- und Herzensangelegenheiten der schönen Tochter. Sie wünschte diese zwar möglichst bald und möglichst reich und vornehm verheirathet, denn die vielen verdrießlichen häuslichen Scenen, die sich in Folge aller dieser Verhältnisse häufig ereignet hatten, störten gar sehr ihre ruhige Behaglichkeit; im Uebrigen war sie aber jetzt viel zu indolent, um sich sehr den Kopf darüber zu zerbrechen, zumal da sie doch wußte, daß ihr Wille dem der Tochter gegenüber gleich Null war. Die ausgezeichneten Diners am königlichen Hofe in Cassel beschäftigten die jetzt immer corpulenter werdende Frau ungemein, und während des letzten Winters hatte die Sorge, im Verein mit dem französischen Oberküchenmeister des Königs, der ihr besonderer Freund und Vertrauter war, eine neue Austernsauce, die Alles

übertreffen sollte, was man bis dahin in culinarischer Hinsicht kannte, zu erfinden, sie fast ausschließlich in Anspruch genommen. Wie konnte bei so wichtigen Dingen die Mutter sich auch wohl viel um die ohnehin ihrer Obhut längst entwachsene Tochter bekümmern! Der letzte Winteraufenthalt der freiherrlich von Dressen'schen Familie in Cassel hatte übrigens mannigfache Störungen erlitten, und viel früher, als anfänglich in seiner Absicht gelegen, war der Kammerherr schon in den ersten Märztagen wieder nach seinem Gute zurückgekehrt. Es war während des Winters von 1812/13 in Cassel, und besonders am königlichen Hofe daselbst, ungleich stiller als in den früheren Jahren zugegangen, und wenn es auch sonst an glänzenden Festen nicht fehlte, so hatte doch ein gewisser drückender Alp auf Allen geruht. Der König selbst war beim Beginn des Winters sehr verdrießlich aus Rußland wieder zurückgekehrt, da ihn Napoleon seiner dort bewiesenen großen militärischen Ungeschicklichkeit wegen hart angelassen und in Ungnade fortgeschickt hatte. Umsonst bemühten sich die schönsten und gefälligsten Frauen seines Hofstaates, die Falten auf seiner Stirn zu glätten; es wollte dies selbst ihrer ausgesuchtesten Coquetterie nicht immer ge-

lingen. Auch die Abwesenheit der Truppen, die größtentheils in Rußland kämpfen mußten, machte sich sehr fühlbar, und besonders Louise vermißte ungemein mehrere ihrer feurigsten und ihr angenehmsten Verehrer, deren Mangel sehr schwer oder eigentlich gar nicht ersetzt werden konnte. Die Nachricht über Napoleon's Einzug in Moskau verbreitete zwar auf kurze Zeit großen Jubel in den Sälen des Königsschlosses und ward durch mehrere glänzende Feste, bei denen Louise von Dressen sich besonders durch Schönheit und gefällige Anmuth auszeichnete, gefeiert; als aber bald die Schreckensbotschaften von dem Brande der russischen Kaiserstadt, dem unheilvollen Rückzug, den großen Verlusten und endlich dem fast gänzlichen Untergang des einst so stolzen und mächtigen Heeres in erschreckender Schnelligkeit auf einander folgten, da schwand jede Lust und Fröhlichkeit immer mehr, die Sorge um die Zukunft dieses auf so schwachen Stützen gegründeten Reiches bemächtigte sich gar vieler hoher Würdenträger, und mancher Herr, der bis dahin mit so stolzen Schritten aufgetreten war, fühlte den Boden unter seinen Füßen immer mehr erzittern.

Als nun aber gar das bis dahin mit so harten Banden von Napoleon gefesselte Preußen

sich zu regen begann und der dort so mächtig emporsteigende Volksgeist immer kräftiger hervortrat, da überlegte der Kammerherr als kluger Mann, ob es jetzt nicht schon vielleicht am Gerathensten für ihn sein möchte, das ohnehin immer unbehaglicher werdende Cassel zu verlassen und sich auf sein Gut zurückzubegeben. Man konnte doch nicht wissen, wie sich die Verhältnisse ändern würden, und bei Zeiten an einen sichern Rückzug zu denken, war immer wohlgethan. Diese verfrühte Abreise hatte manchen Plan der schönen Tochter vereitelt, und sie war heftig erzürnt über alle diese Störer ihres Vergnügens in der glänzenden Hauptstadt. Wenn Jemand daher jetzt den französischen Waffen den unbedingtesten Sieg und den verbündeten Truppen die härtesten Niederlagen wünschte, so war es unbedingt Louise von Dressen.

So verging der Monat März für die ganze freiherrliche Familie auf ihrem Stammgute in der unbehaglichsten Stimmung. Der Kammerherr selbst war äußerst verdrießlich, als sich auch in seiner Gegend die ersten patriotischen Regungen zu zeigen begannen, und schalt im engen Kreise seiner Familie nicht wenig über die verblendeten Thoren und wahnwitzigen Schwärmer, die es sogar wagen wollten, einem Napoleon, dem Heros

des Sieges, mit den Waffen Widerstand zu leisten. Größere Gesellschaften vermied er jetzt sorgfältig, und sprach in denselben wenigstens niemals seine Ansichten aus, denn man konnte doch nicht wissen, wer zuletzt als Sieger aus dem ganzen Streite hervorgehen würde, und ungern wollte er es mit irgend einer Parthei vollständig verderben. So hatte er es bisher auch möglichst vermieden, freiwillige Gaben für die Rüstungen der Landwehr zu geben, und nur das bezahlt, wozu ihn die Verhältnisse unumgänglich gezwungen.

Der Grund, der an dem heutigen Morgen die ganze freiherrliche Familie in eine so äußerst verdrießliche Stimmung versetzte, war ein so eben von einem reitenden Boten gebrachter Brief, welcher die Einnahme Lüneburgs durch die verbündeten Truppen meldete. Der Kammerherr hatte gestern sehr behaglich sich die Hände gerieben, als er den Einzug des Generals Morand in diese Stadt vernahm, denn er hoffte nun, die ganze „Schwindelei", wie er den Aufschwung des Volkes nannte, würde bald wieder ein Ende nehmen, und jetzt war diese Hoffnung abermals getäuscht worden.

„Verdrießlich, äußerst verdrießlich," murmelte er vor sich hin, mit heftigen Schritten in dem

großen Zimmer auf und ab gehend und dabei wiederholt eine Prise aus der prächtigen goldenen Dose, die ihm der König Jerôme einst geschenkt hatte, nehmend, „jetzt bekommen wir am Ende gar Baschkiren und Kosaken und preußische Landwehrmänner, und wie das Volk sonst weiter heißen mag, als Einquartierung. Ich muß nur die Bilder vom Kaiser Napoleon und von seinen hohen Verwandten fortnehmen und durch ein paar alte Portraits von deutschen Fürsten, die wohl noch oben in der Rumpelkammer liegen werden, ersetzen lassen, sonst möchte das freche Volk mir gar Unannehmlichkeiten deshalb bereiten."

„Wie entsetzlich langweilig wird es werden, wenn in Lüneburg keine französischen Officiere mehr sind; und nun gar ein Winteraufenthalt hier auf dem Lande, ohne den Carneval in Cassel zu verleben, wäre gar nicht zu ertragen," seufzte die Tochter, und ihr sonst so schönes, heiteres Gesicht zog förmlich düstere Falten bei diesem Gedanken.

„Du denkst nur immer an Dein Vergnügen und an das Courmachen der französischen Windbeutel," fuhr unmuthig der Kammerherr heraus, wie es schien froh darüber, daß er einen nähern Ableiter seiner üblen Laune jetzt an der Tochter

finden könne. „Wenn ich es recht bedenke, so wäre es gar nicht so unangenehm, daß der alte Hof in Braunschweig wiederhergestellt und auch in Hannover und Hessen der frühere Glanz des Adels neu aufgefrischt würde. Man war dort doch mehr unter sich, und eigentlich in besserer Gesellschaft, als im Schlosse zu Cassel, wo man nicht sicher sein konnte, irgend einem frühern Pariser Barbier, der jetzt französischer Graf oder Kammerherr geworden sein mochte, die Hand drücken zu müssen, und die Crapule sich ungebührlich breit machte. Und diese französischen Officiere sind doch nur selten von gutem Adel, und selbst in den goldgestickten Generals- und Marschallsuniformen steckt verflucht viel bürgerliches Gesindel," sprach er weiter.

„Und Du glaubst, daß es bei diesen Preußen und Russen jetzt besser sein wird?" entgegnete mit scharfem Tone die Tochter, erzürnt durch den Hohn des Vaters über die stets von ihr so sehr begünstigten französischen Officiere. „Was ich bisher über die Preußen gehört habe, sieht auch nicht zu sehr danach aus, als ob sie aus lauter Garde mit Officieren aus alter Familie beständen, und bei der Landwehr, und wie dies neue Zeug weiter noch heißen mag, wird man auch nicht viel nach

dem Adel und der guten Tournure der Officiere fragen. Und wenn es nun wirklich gelingen sollte, die Franzosen gänzlich aus Deutschland zu vertreiben und die verschiedenen kleinen Fürstenhöfe wiederherzustellen, glaubst Du, daß es dann an diesen wieder ganz so wie früher hergehen und der Adel sein altes Ansehen auf's Neue erringen werde? Die übrigen Stände, die jetzt hauptsächlich den Krieg gegen Napoleon begonnen haben, werden sich nach dem gewonnenen Siege nicht so leicht wieder in die frühere Unterthänigkeit zurückdrängen lassen, sondern, stolz auf das, was sie jetzt gethan, viele neue Rechte fordern. Nein, mon cher père, gieb Dich nicht der Illusion hin, daß es, selbst im Fall, die fürstlichen Hofhaltungen in Braunschweig, Hannover und Cassel würden wieder neu errichtet, dort in der frühern, guten Weise zugehen möchte, und die Kammerherren von altem Adel die ersten Stellen einnehmen müßten; die bürgerlichen Lieutenants möchten sich nicht so leicht wieder von ihren Plätzen verdrängen lassen, und das Volk auch ein Wörtlein mitsprechen wollen. Laß uns darum nur wünschen, daß die Franzosen ja bei uns als Herrscher bleiben, und der hübsche Hof des lieben und galanten Königs Jerôme in Cassel nicht zertrümmert werde. Wir

bekommen es wahrscheinlich dann nicht besser, sondern ungleich schlechter. Diese französischen Officiere, wenn sie auch sehr häufig nicht von gutem Adel sind, und ursprünglich den unteren Ständen angehört haben mögen, besitzen in der Regel doch Tournure und elegantes Wesen, wissen mit Esprit eine Conversation zu führen und mit Grazie zu tanzen, während unsere guten Deutschen, wenn sie nicht von Jugend auf bei Hofe erzogen sind, nur zu oft so steif wie die Holzpuppen, plump wie die Bauern und langweilig wie die alten Stiftsfräulein aus dem Kloster Lüne sind," höhnte die Tochter, der es bei all ihrer Frivolität doch nicht an scharfem Verstande fehlte, und die, bei dem vielfachen Umgang mit den französischen Officieren, doch auch Manches gelernt haben mochte.

„Hört nur einmal mein kluges Töchterlein an," spöttelte wieder der Vater, der bei der Rede von Louise wiederholt zur Dose gegriffen hatte. „Nein, mein allzugescheidtes Kind, die Franzosen magst Du vielleicht gut kennen, unsere deutschen Tölpel von Bürgern und Bauern kennst Du aber nicht, und von der Macht des alten reinen Adels an einem kleinen deutschen Hofe hast Du keine Erfahrung. Wenn auch in dem jetzt begonnenen Kriege das Volk thöricht genug ist, mit Freuden

seine Haut zu Markte zu tragen und bereitwillig Opfer über Opfer zu bringen, die gehofften Früchte dieses Beginnes wird es doch nicht ernten, selbst wenn ihm der Sieg über einen Napoleon gelingen sollte. Ein paar Jährchen kaum werden vergehen, dann wird man es in die alten Gängelbande wieder hineinzuzwängen versuchen, es wird allmälig wieder an unseren Höfen der frühere Zustand eintreten, und der adelige Kammerjunker einen weit höhern Rang einnehmen, als der bürgerliche Lieutenant aus dem Kriege, mag Letzterer auch noch so muthig gekämpft und sich schwere Wunden geholt haben. Zwar werden die liberalen Professoren und neuerungssüchtigen Literaten und all die verrückten Kerle, die da drüben in Preußen neuerdings den sogenannten Tugendbund gestiftet haben, und gar nicht wissen, was sie jetzt aus sogenannter Begeisterung Alles beginnen sollen, gewaltig zu schreien anfangen, und von Volksrechten und gebrochenen Versprechungen, und dem neuen Geist der Zeit, dem unbedingte Rechnung getragen werden müßte, viele Reden halten und lange Zeitungsartikel vollschreiben. Was bedeutet aber all dieser Lärm? Man wird an den meisten Höfen nur darüber lachen, vielleicht auch hier und da einige der frechsten Schreier

etwas einsperren, damit sie in der Einsamkeit des Gefängnisses wieder zur Besinnung kommen, im Uebrigen aber nicht das Mindeste deshalb ändern, und wir Edelleute werden schon dafür sorgen, daß wir nach wie vor unsere alten Ehrenrechte behalten und ausschließlich die Umgebung der Fürsten bilden. Wenn die Franzosen nur erst wirklich gänzlich aus Deutschland vertrieben sind, dann ist mir für eine angenehme Stellung unserer Familie gar nicht bange, und wir werden leicht den ehemaligen Ladenjüngling, der sich jetzt König Jerôme von Westfalen nennen läßt, und seine hergelaufenen Pariser Günstlinge vergessen können, aber die Zeit des Kampfes und der Unentschiedenheit, welche Parthei zuletzt siegen wird, fürchte ich sehr. Man wird jetzt gar nicht vorsichtig genug sein können, um sich nicht hier oder dort zu compromittiren und Thaten zu begehen, wodurch man zuletzt unglücklich werden könnte. Ich empfehle Euch Beiden daher jetzt die größte Behutsamkeit, und wenn wir, wie ich fürchte, bald Einquartierung von den verbündeten Truppen bekommen sollten, so bitte ich Dich, Louise, Deine Vorliebe für die Franzosen und Deine Abneigung gegen die Preußen nicht allzubemerklich zu zeigen. Sei klug und liebenswürdig gegen Alle, es wird Dir

auch unter den preußischen und russischen Officieren dann nicht an Courmachern fehlen, und Du wirst dadurch unserem Haushalte vielleicht manche Erleichterungen verschaffen können. Freilich, an Unbequemlichkeiten aller Art wird es jetzt nicht mangeln, und dieser „Völkerfrühling", wie ich kürzlich in einer Hamburger Zeitung las, möchte uns noch manchen Sturm bringen, nun die freiwilligen Gaben und patriotischen Beiträge, an denen ich mich allmälig doch auch mehr als bisher mit betheiligen muß, die werden ein tüchtiges Loch in meine Kasse machen. Schlage Dir daher nur für dieses Jahr alle kostspieligen Vergnügungen aus dem Sinn, und schränke Dich ein, auch ohne Nadelgelder mit Deiner Toilette auszukommen. Und nun gar, wenn unsere sogenannten Befreier, die Preußen, siegen sollten, dann wird eine ganz andere Mode herrschen, und statt, wie jetzt, aus Paris, wird man sich seine Sachen aus Berlin kommen lassen müssen. Richte Dich nur daher darauf ein, mein Kind, bald à la Thusnelde, oder auch à la reine de Prusse frisirt zu gehen, und eine Taille mit einer langen Schneppe wie ein ehrbares deutsches Burgfräulein tragen zu müssen," spöttelte der Kammerherr noch weiter, da er in seinem Verdrusse Vergnügen daran fand, auch den

Zorn seiner schönen Tochter, mit der er überhaupt in einem beständigen kleinen Kriege lebte, noch mehr zu reizen.

Die Frau Kammerherrin hatte sich von ihrem ersten Schrecken über die unangenehme Nachricht, daß jetzt die verbündeten Truppen wieder Lüneburg erobert hätten, doch schon wieder so weit erholt, um mit gutem Appetit, wie sie es liebte, zu frühstücken. Sie nahm wenig Theil an der Unterhaltung, aß desto mehr und stieß nur einige leise Klagen aus, daß die feine französische Küche auch wohl verschwinden müßte, wenn die barbarischen Russen und Preußen für immer Sieger bleiben sollten, und die Abreise des geschickten königlichen Oberküchenmeisters aus Cassel ein ganz unersetzbarer Verlust sein würde. Seit die Jahre der Schönheit und damit der Gefallsucht für sie vorüber waren, hatte die Frau Kammerherrin nur noch Sinn für die möglichst beste Befriedigung ihres Magens; an allen übrigen Ereignissen in der Welt nahm sie aber einen äußerst geringen Antheil.

„Wir können unsere ungebetenen Gäste, die freiheitspendenden Baschkiren und die für die Herrlichkeit Deutschlands hochbegeisterten Herren Kosaken, jede Stunde schon als Einquartierung

erwarten, und ich muß wahrhaftig deshalb mit dem Inspector sprechen und in der Wirthschaft selbst nachsehen, daß wir für solchen erfreulichen Besuch auch nicht ganz unvorbereitet sind. In den Branntwein werde ich etwas Scheidewasser gießen lassen, damit er stärker in den Kehlen dieser Kerle kratzt, ein paar abgemagerte kranke Kühe müssen geschlachtet und das Fleisch eingekocht werden, und verdorbenes Mehl, um Brod daraus zu backen, wird auch noch vorhanden sein. Wir wollen unsere Gäste schon nach ihrem Geschmack bewirthen, und wenn wir gar Preußen als Einquartierung bekommen sollten, dann, Louise, mußt Du Dich schon bequemen, solche in dem Costume der Teutonia oder Germania, oder wie die Person sonst heißen mag, zu empfangen, einen Eichenkranz auf das Haupt ihres Anführers zu drücken und in einem phrasenhaften Gedicht voll blühenden Unsinns sie als unsere Retter zu begrüßen. Bereite Dein Costume nur schon im Voraus zu dieser Comödie vor, mein Kind. Wenn Dein langes, blondes Haar Dich umwallt, und ein loses, weißes Gewand mit goldenem Gürtel Deinen schlanken Leib umschließt, wirst Du gewiß so hinreißend schön aussehen, daß selbst die bärbeißigen, tugendhaften Preußen gezwungen sind, einige Compli-

mente hervorzustottern," witzelte der Kammerherr noch fort, indem er sich zu einem Gang auf seinen Wirthschaftshofe rüstete. Die aufsteigende Zornesröthe im Gesicht seiner schönen Tochter belehrte ihn, daß seine boshaften Spötteleien ihre Wirkung nicht verfehlt hatten, und er bald auf eine heftige Erwiederung rechnen könne. Bevor diese aber noch zum Ausbruche kam, fand er es für gerathen, das Frühstückszimmer zu verlassen.

Um ihren heftigen Unmuth über die so eben empfangene Nachricht von dem Siege der verbündeten Truppen mehr zu besänftigen, beschloß das schöne Fräulein, bald nach beendetem Frühstück einen längern Spaziergang in dem weitläufigen Park, der unmittelbar an das Schloß stieß, zu unternehmen. Der erste Hauch des Frühlings zog jetzt schon über das Land, der Himmel war rein und klar, und die Sonne sandte erwärmende Strahlen auf die Erde hernieder. Zwar waren die hohen Eichen im Parke noch blätterlos, die Buchen und Kastanien hatten noch nicht die ersten Sprossen des frischen Grüns, welches bald sie bedeckte, hervorgetrieben, und nur einige Weiden und andere niedere Sträuche schimmerten schon im hellgrünen Glanz ihrer aufbrechenden Knospen. In den geschützteren Thei-

len des Parkes blühten die Veilchen jedoch schon in reichem Flor, und auch die großen Beete, auf denen der geschickte Schloßgärtner Hyazinthen, Tulpen und andere Frühlingsblumen in Masse zog, zeigten die volle Farbenpracht dieser schönen Zierde der Gärten. Mit schneller Hand und gutem Geschmack wußte der alte silberhaarige Gärtner ein reiches Bouquet der frischesten Blumen zusammenzustellen, um solches der schönen Tochter seines Herrn zu überreichen. Zu zerstreut waren aber die Gedanken dieser, zu heftig wogte der Unmuth in ihrer Brust, als daß sie, wie es sonst ihre Gewohnheit war, längere Zeit bei dem freundlichen, geschwätzigen Alten, der sie schon als Kind so oft auf seinen Armen getragen, verweilt hätte. Es drängte sie fort in die weiter entlegenen, unbesuchteren Theile des Parks, der zuletzt in ein großes Gehölz ausging, dort, ungestört von den Beobachtungen der Menschen, ihrem Unmuthe freien Lauf lassen zu dürfen. Hatte sie doch schon während ihres Spazierganges einzelne Aeußerungen der auf dem Hofe und im Garten arbeitenden Tagelöhner und Knechte vernommen, die sich mit lauter Freude die Nachricht mittheilten, daß die Preußen und Russen am gestrigen Tage wieder Lüneburg erobert und alle Feinde dort

getödtet oder gefangen genommen hätten. Selbst der alte Gärtner hatte sie deshalb fragen wollen, war aber durch ihren zornigen Blick sogleich wieder zum Schweigen gebracht worden.

In den entlegenen Theilen des Parks war sie so ziemlich sicher, keine ihr jetzt so lästigen Menschen zu finden, da diese überhaupt selten hierher kamen. Desto belebter war es hier von der friedlichen und fröhlichen Thierwelt, die sich mit doppelter Lust des warmen, klaren Frühlingstages und der Alles belebenden goldenen Sonnenstrahlen zu erfreuen schien. In allen Zweigen der prächtigen, vielhundertjährigen Eichen, die hier in einzelnen Gruppen auf dem schon grünschimmernden Wiesengrunde standen, zwitscherten und jubilirten die kleinen gefiederten Sänger der Luft im vielstimmigen Chor. Dabei huschte und flatterte es überall umher, und geschäftig flogen die Weibchen, mit zarten Halmen oder weichem Moos in dem zierlichen Schnabel, um das warme Nest für die bald beginnende Brutzeit in geschicktem Naturtrieb zu erbauen, während die stolzeren Männchen bequem auf einem Aste daneben saßen und gleichsam durch ihren laut schmetternden Gesang den Fleiß der emsigen Gattin zu belohnen oder noch mehr anzufeuern schienen. Auch die

vierfüßige Thierwelt war in diesem Theile des Gartens, der zugleich als Wildpark diente, sehr reichlich vertreten. In den Aesten jagten sich neckend die behenden Eichhörnchen, sprangen mit kühnen Sätzen oft von Baum zu Baum, verzehrten knuspernd und mit sichtlichem Behagen eine hier und da noch aufgefundene Eichel, und trieben überhaupt oft so viel lustiges Possenspiel, daß unwillkürlich ein leises Lächeln mitunter über das jetzt so ernste Gesicht des schönen Fräuleins flog, so wenig heiter auch immerhin ihre sonstige Stimmung sein mochte. Dammwild und Rehe, die hier in beträchtlicher Zahl gehegt wurden, zogen ruhig in kleineren Gruppen auf dem Rasen umher, reckten zwar neugierig die schlanken Hälse mit den zierlichen Köpfen nach der einsamen Spaziergeherin, trabten auch wohl mit leichten Füßen einige Schritte zurück, wenn diese ihnen allzunahe kam, ließen sich aber sonst in ihren verschiedenen Beschäftigungen weiter nicht stören. Die Hirschkühe versuchten schon einige frühzeitig hervorgesprossene, feine Grashalme mit ihren spitzen Mäulern abzurupfen, während die kleinen munteren Kitzchen in behenden Sprüngen die Mütter umhüpften. Von Gattin und Kindern etwas entfernt, stand gewöhnlich der Hirsch, das mächtige Geweih auf dem starken Kopfe,

in stolzer Ruhe, und ließ die hier sich zeigenden Menschen sicherlich am nächsten an sich herankommen, bevor er es mit seiner Würde vereinbar fand, ebenfalls dann langsam einige Schritte zurückzugehen. Eine weiße, besonders zierlich gebaute Hirschkuh, die gewohnt war, häufig von dem Fräulein oder anderen Besuchern des Parks mit Brod gefüttert zu werden, kam auch jetzt wieder zutraulich an Louise herangelaufen, schnupperte mit ihrem Mäulchen an deren Händen herum, und schien ganz unwillig darüber zu sein, daß diese es in ihrer heutigen Aufregung vergessen hatte, ihr die gewohnten Brodschnitte oder Semmelbrocken mitzubringen.

Ein ungemein ansprechendes Bild der behaglichsten Ruhe und des tiefsten Friedens bot dieser, nur von den friedlichen, halb gezähmten Thieren belebte Theil des Parkes an dem heutigen hellen, sonnigen Frühlingsmorgen dar. Alles athmete hier Frohsinn und Lebenslust, und man konnte in dieser schönen Umgebung kaum den Gedanken erfassen, daß nur wenige Meilen entfernt der wüthendste Kampf tobte, Menschen gegen Menschen mit ingrimmiger Wuth fochten und das Pflaster der Straßen von dem Blute vieler Hunderte von Verwundeten und Todten geröthet wurde.

Auch auf Louise, so wenig sie sich sonst im Allgemeinen aus dem Genuß der freien Natur zu machen pflegte, und so weit sie sicherlich von jeglicher Art von Schwärmerei entfernt war, blieb dieser helle Frühlingsmorgen nicht ohne wohlthätigen Einfluß. Ihr früherer Unmuth legte sich allmälig immer mehr, ihr so strahlendes Auge nahm wieder seinen heitern Ausdruck an. Der Zug des Hohnes, der bis dahin ihren feingeschnittenen Mund umspielt hatte, ward immer schwächer, und in vollen, durstigen Zügen sog ihre Brust die milde, wonnige Frühlingsluft in sich hinein. Eine Ruhe, ja selbst Weichheit des Gemüthes, wie sie solche seit längerer Zeit nicht mehr gekannt hatte, überkam nach und nach das junge Mädchen. Mit langsamen Schritten, und wie tief sinnend das klassisch schöne Haupt etwas vornüber gesenkt, war sie nach einer einfach aus weißen Birkenstämmchen gezimmerten etwas erhöhten Plattform, die am Ende des Parks, wo dieser in das freie Feld auslief, stand, gegangen und hatte dort auf einer Bank sich niedergelassen. Die Sonne schien so warm gerade auf diesen Platz, eine grüne Mooswand schützte ihn von der einen Seite vor jeder Zugluft, und so fand Louise den Sitz hier im Freien recht wohlthuend. Zwar zog sie den kostbaren, weichen,

echten Cachemir-Shawl, den sie trug — ein Geschenk des galanten Königs Jerôme in Cassel — etwas fester um ihre schlanke Taille, als sie sich niederließ, doch war dies mehr ein Gefühl der Vorsorge, als daß sie sonst wirklich Frost empfunden hätte. Unweit von ihren Füßen hatte sich die weiße Hirschkuh, die ihr bis dahin gefolgt war, auf dem Grase gelagert, und schaute mit ihren dunklen Augen oft die Herrin an, gleichsam verwundert darüber, daß sie am heutigen Tage nicht, wie sonst stets geschah, von deren zierlichen Händen gestreichelt oder mit Brod gefüttert wurde.

Und wie nun Louise hier so saß, da tauchte allmälig eine Fülle von Erinnerungen, an die sie bei dem rauschenden Leben der letzten Jahre kaum mehr gedacht hatte, in ihr auf, und Bilder, die schon längst ihr entschwunden schienen, zogen mit neuen Farben vor ihrer Seele vorüber. Dieser einsame Platz hier war der Zeuge des bedeutungsvollsten Ereignisses ihres bisherigen Lebens gewesen, hier war der Wendepunkt eingetreten, der aus dem zwar lebhaften und feurigen, aber doch unschuldigen Mädchen die frivole Weltdame, die übermüthige Coquette, die sie jetzt geworden, gemacht hatte. Fünf Jahre waren seitdem vergangen, da hatte sie auf dieser Bank ihre letzte Zusammen-

kunft mit Wilhelm, dem Sohne des Bauern Bruhn, der bei dem Inspector als Lehrling in der Landwirthschaft sich aufhielt, gehabt. Es hatte etwas unschuldig Reines, fast Unbewußtes in dieser Liebe gelegen, und das damals noch so unverdorbene, so eben erst aus der Kindheit getretene junge Mädchen hatte sich selbst kaum eine genaue Rechenschaft über das Unerlaubte, ja Gefährliche derartiger heimlicher Zusammenkünfte zu geben vermocht. Sie liebte den schönen, kräftigen, an Körper und Geist so hoch über seiner ganzen Umgebung stehenden Jüngling zwar mit der vollen Gluth ihres feurigen Herzens, aber was aus dieser Liebe werden, welches Ende sie hätte nehmen sollen, darüber vermochte sie sich damals keine klare Rechenschaft zu geben. Es lag so viel Keusches und wahrhaft Jungfräuliches in diesem ganzen gegenseitigen Jugendbündniß, daß die Lippen der beiden Liebenden sich niemals zu einem innigen Kuß vereinigten, obgleich sie gar oft auf dem abgelegenen Platze sich getroffen und stundenlang Hand in Hand im traulichsten Gespräche auf eben dieser Bank neben einander gesessen hatten. Für eine schwere Sünde hätte damals das junge Mädchen einen solchen Kuß gehalten, und der an Jahren ältere Wilhelm war stark und rein genug, dies

süße jungfräuliche Vertrauen der Geliebten nicht zu entweihen.

Der Kammerherr, den fremde boshafte Zungen von diesen heimlichen Zusammenkünften der Tochter unterrichteten, hatte in roher Weise ihr geträumtes Glück zertrümmert und damit die innere Unbefangenheit der Tochter für immer vernichtet. Er hatte die beiden Liebenden an eben einem solchen schönen Frühlingsmorgen des Jahres 1808, wie der heutige war, bei einer Zusammenkunft auf diesem Platze überrascht, und eine furchtbare Scene war damals hier entstanden. Nicht allein, daß er den frechen Bauerburschen, wie er Wilhelm nannte, mit den abscheulichsten Schimpfnamen belegte, hatte er ihn wiederholt auch mit einer Hetzpeitsche geschlagen, und als der Jüngling, der bis dahin den Vater der Geliebten in ihm geehrt, sich endlich widersetzte und mit leichter Mühe den schwachen Kammerherrn besiegte, mit einem Terzerol scharf auf ihn geschossen. Die Kugel hatte Wilhelm leicht an der Seite verletzt, der nun, noch schnell den ersten und letzten Kuß auf die bleiche Stirn der fast besinnungslos daniedergesunkenen Louise drückend, davon gesprungen und seitdem in dieser Gegend niemals wieder gesehen worden war. Die Vorwürfe, welche der in seiner Wuth alles Uebrige

vergessende Kammerherr nun an die zitternde Tochter gerichtet hatte, waren zum Theil so roh und gemein gewesen, daß diese ihren ganzen schmutzigen Sinn bei ihrer damaligen jungfräulichen Unschuld kaum verstand. Der Schleier, der ihr bis dahin so Manches verhüllt, ward aber in diesen Stunden für immer zerrissen, und aus dem schweren Kampfe, der damals in ihrem Innern tobte und sie auch wochenlang auf das Krankenlager niederwarf, ging sie als eine ganz Andere wieder hervor. Das Heiligthum ihres Herzens war zertrümmert, und sie ward von nun an die frivole, coquette Salondame, welche die bösen Eindrücke ihrer Umgebung nur zu willfährig in sich aufnahm. Eine bittere innere Feindschaft gegen ihren Vater, den sie als den Zertrümmerer ihres Glückes betrachtete, war ihr seit jenem Tage geblieben. Von Wilhelm, ihrem Geliebten, hatte sie seitdem nie Etwas wieder vernommen, und nur zufällig gehört, daß er sich als freiwilliger Reiter in einem Cavallerieregiment der englisch-deutschen Legion habe anwerben lassen. Ob er noch lebte, wußte sie nicht, wie denn überhaupt in den letzten Jahren ihre Gedanken immer seltener und seltener bei seiner Erinnerung verweilt hatten. Am heutigen Morgen trat sein Bild aber lebhaft wieder vor

ihre Augen, und ein eigenthümliches Gefühl der Wehmuth über das damals entschwundene Glück, und doch auch wieder der Freude, daß ein solch unpassendes Verhältniß sich für immer gelöst hatte, durchzuckte ihr Herz. Ihre Liebe zu dem schönen frischen Bauernsohne war schon längst verblaßt; das fühlte sie jetzt, wo ihre Gedanken sich viel mit ihm beschäftigten, auf's Neue.

Und ein anderes Bild trat mit ungleich frischeren und feurigeren Farben alsbald jetzt vor ihr inneres Auge. Louise war nicht mehr die unschuldige, harmlose Jungfrau, sondern die elegante und frivole Weltdame, die mit der Liebe nur zu oft schon ein frevelhaftes Spiel getrieben hatte, und deren Ruf in dieser Hinsicht schon manche dunkle Flecken besaß, als sie im Winter 1811 einen französischen Ordonnanzofficier, den Capitain Durosay, kennen lernte. Es war ein schöner, mit allen Vorzügen des Körpers wie Geistes reich ausgestatteter junger Mann, der bereits in Deutschland und Spanien auf das Ehrenvollste gekämpft hatte und dem eine glänzende Zukunft im Heere seines Kaisers, von dem er auch schon persönlich ausgezeichnet worden war, bevorstand. Alle Vorzüge wie Fehler eines jungen französischen Officiers im Heere des Kaiserreiches vereinigten

sich in seiner Person. Er war muthig, chevaleresque, hielt seine militärische Ehre als höchstes Gut unbefleckt, zeigte dabei aber auch mannigfachen Uebermuth, Eitelkeit und eine gewisse frivole Ansicht vom Leben. Die Bekanntschaft mit der schönen Louise von Dressen hatte er am Hofe zu Cassel, wo er sich wegen eines militärischen Auftrages längere Zeit aufhielt, gemacht und war gleich so vielen seiner Kameraden von den seltenen Reizen des Mädchens hingerissen worden. Vor dem Ausmarsch nach Rußland, wo er wegen Ankaufs von Remontepferden die Elbgegenden bereisen mußte, hatte er sich auch mehrere Tage als gerngesehener Gast auf dem von Dressen'schen Schlosse aufgehalten. Mehr oder minder frivole oder flüchtige Liebesverhältnisse hatte Louise zwar schon viele gehabt, ein solcher Eindruck aber, wie der Capitain Durosay sogleich bei seiner ersten Erscheinung auf sie gemacht, war ihrem Herzen seit dem Tage, wo Wilhelm verschwand, fremd gewesen. Sie fühlte ihm gegenüber seit Jahren wieder zuerst, was wahre Liebe eigentlich bedeute, ihr bisheriges Treiben kam ihr nichtig und leer vor, und gerade seine Erscheinung war der Hauptgrund, warum sie damals zu der Eltern größtem Verdruß mehrere glänzende Partien mit älteren, vornehmeren Be-

werbern ausgeschlagen hatte. Sie wäre sich ihrer selbst unwürdig erschienen, hätte sie ihre Hand einem andern Manne gereicht, während ihr Herz in feuriger Leidenschaft für den französischen Officier erglühte. Selbst die Bewerbungen des Königs Jerôme, der sich damals ungemein eifrig um die Gunst des schönen hannover'schen Fräuleins bemühte und ihr die glänzendsten Anerbietungen deshalb machte, scheiterten an ihrer Liebe. Das Gerücht wollte damals in Cassel behaupten, daß die ganz plötzliche Abreise des Capitains Durosay aus dieser Stadt auf specielle Verwendung des König geschehen sei, der sich auf diese Weise seines begünstigten Nebenbuhlers hätte entledigen wollen.

Daß Louise bei dem Besuch des Officiers auf Schloß Dressen mehrfache geheime Rendez-vous mit ihm gehabt hatte, war allgemein bekannt, wie weit es aber bei diesen zwischen Beiden gekommen sein mochte, wußte Niemand.

An dem Tage jedoch, wo sie sehnlichst hoffte, daß er mit einer Anfrage wegen einer künftigen Ehe offen hervortreten würde, erschien er plötzlich mit der Nachricht, daß ihm ein Befehl gekommen sei, unverzüglich in der nächsten Stunde abzureisen und sich als Ordonnanzofficier dem schon auf

dem Marsche nach Rußland vorgerückten Corps des Marschalls Davoust anzuschließen. Es war dies ein sehr schmerzlicher Schlag für die so bitter getäuschte Louise, ihre rosigen Wangen erbleichten, und ihr so eben noch im Liebesglück strahlendes Auge füllte sich — zum ersten Male wieder seit Jahren, mit den bitteren Thränen des Schmerzes. Und doch ahnte sie nicht Alles. Der Capitain Durosay, der selbst von Liebesgluth berauscht war, hatte anfänglich die Absicht gehabt, um die Hand von Louise von Dressen zu werben und sie als seine Gattin dann nach Frankreich, wo er einige Besitzthümer besaß, heimzuführen. Ein vertrauter Freund und Kamerad in Cassel, an den er deshalb geschrieben, hatte ihn aber auf das Dringendste von diesem Schritte abgerathen. Er schilderte den Charakter des Mädchens in so ungünstigem Lichte, hob ihre Frivolität und Vergnügungssucht in so scharfer Weise hervor, ja verhehlte nicht, daß selbst auf ihrem sittlichen Rufe einige dunkle Flecken hafteten, daß der Capitain dadurch in seinem Vorhaben stutzig wurde. Mit einer derartigen Dame ein Liebesverhältniß zu unterhalten, erlaubten ihm zwar seine Grundsätze, sie aber zur Gattin zu nehmen, dagegen sträubte sich sein Ehrgefühl auf das Entschiedenste. Um

auf die schnellste und leichteste Weise sich dieses Zwiespaltes zu entledigen, hatte er selbst insgeheim von Hamburg aus diesen plötzlichen Befehl, schon in den nächsten Stunden abreisen zu müssen, sich erwirkt. So konnte von Heirathsantrag und Eheversprechen keine Rede mehr sein.

In Thränen aufgelöst, warf sich die sonst so spöttische Louise beim Abschied des Capitains an seine Brust, unbekümmert um die Mißbilligung ihrer Eltern umschlangen ihre vollen weißen Arme den Hals des scheidenden Geliebten, und ihre rosigen Lippen preßten sich in innigem Kusse auf seinen Mund. Der von dieser stürmischen Aufwallung ihrer Gefühle überraschte, dabei doch auch wieder gerührte Capitain schwur, sie niemals zu vergessen, und schenkte ihr in der Scheidestunde sein in Paris gemaltes, sehr schönes Miniaturportrait, welches sie seitdem in einem Medaillon fortwährend bei sich trug. Einige Male hatte der Capitain seitdem noch aus Rußland geschrieben und auch seinen Einzug in Moskau gemeldet; nunmehr aber war seit Monaten keine Nachricht wieder von ihm gekommen. Ob er noch lebte, oder auf den eisigen Schneefeldern, wie so viele seiner Kameraden, den Tod gefunden hatte, oder vielleicht weit an Sibiriens Grenze als Gefangener schmachtete, oder

ob er sich bei den wieder zurückgekehrten Truppen in Frankreich oder Deutschland befand und seine Briefe vielleicht auf den unsicheren Feldposten verloren gegangen waren, was so häufig geschah, oder auch, ob er die Geliebte vergessen hatte und absichtlich nicht mehr an sie schreiben wollte, alles dies war möglich, und ihre Gedanken hatten den weitesten Spielraum, dazwischen zu wählen. Und wie oft, wie unendlich oft weilten diese bei dem französischen Capitain, mit welcher Sehnsucht wünschte sie ihn wieder in ihre Arme, wie entzückend malte es sich ihre Phantasie aus, in seinem vollen Besitz für immer schwelgen zu dürfen!

So waren denn auch am heutigen Morgen, als sie auf der Bank am äußersten Ende des Parks saß, ihre flüchtigen Gedanken bald wieder bei dem Capitain Durosay angelangt. Sein Bild, das ihn in der glänzenden, geschmackvollen Galauniform der kaiserlichen Ordonnanzofficiere darstellte, in der Hand haltend, saß sie in tiefe Träumereien versunken längere Zeit da, unbekümmert um Alles, was in ihrer Nähe vorging. Leise Furchen der Sorge und des Kummers durchzogen schon wieder ihre sonst so glatte Stirn, ein Schleier des Betrübnisses bedeckte ihr feurig strah-

lendes Auge, und ein schmerzlicher Zug zuckte um den feingeschnittenen rosigen Mund.

Ein plötzliches Aufspringen der ruhenden weißen Hirschkuh, welche erschrocken einige Schritte fortlief, riß auch Louise aus ihren tiefen Träumereien. Ihr Auge wandte sich unwillig nach der Ursache dieser unerwarteten Störung, und sie sah, daß unweit von ihrem Sitze ein Mann sich eiligst bemühte, den Dornenzaun, der den Park hier von einer Wiese schied, zu überklettern, was ihm auch in dem Augenblick gelang. Und als sie nun aufstand, um schärfer nach dem frechen Eindringling, der ihr gerade den Rücken zugewandt hatte, hinzusehen — da erkannte sie in ihm den Capitain Durosay. Ein heller Aufruf der Freude erscholl unwillkürlich aus ihrer Brust, dann stürzte sie auf ihn los, um den Geliebten baldigst an ihr hochklopfendes Herz zu drücken. Doch wie erschrak sie sogleich, als sie sah, in welchem Zustande der Capitain sich befand. Eine breite Wunde klaffte über seine Backe und war nur oberflächlich mit einem schmutzigen Tuche verbunden, aus dem dicke, schwarze Blutstropfen hervorquollen. Schmutz, geronnenes Blut und die graue Farbe des Pulverdampfes entstellten überdies sein Gesicht fast bis zur Unkenntlichkeit. Auch sein linker Arm

mußte verwundet sein, denn er hing schlaff in einer Art von Binde, die in höchster Eile aus einigen alten Riemen eines Pferdezaumes verfertigt zu sein schien. Der Anzug des Capitains, in einer Felduniform bestehend, über welche ein grober Bauernkittel gezogen war, sah äußerst schmutzig, zerrissen und theilweise in Fetzen hängend aus. Seine Mütze schien er verloren zu haben, denn um das einst so weiche und lockige, jetzt aber struppig herunterhängende schwarze Haar war ein ebenfalls sehr beschmutztes buntseidenes Taschentuch gebunden.

Nur das Auge der Liebe hatte in diesem traurigen Zustande den Capitain wiedererkannt, und auch Louise stutzte plötzlich und blieb dicht vor ihm stehen, laut in französischer Sprache ausrufend:

„Durosay, Sie hier, was für eine Freude — aber um des Himmels willen, in welchem schrecklichen Zustande; — was ist Ihnen denn zugestoßen?!“ —

„Welch glücklicher Zufall ließ mich gerade Sie, theuerste Louise, hier finden,“ antwortete der Capitain, sichtlich über diese Begegnung erfreut. „Nun darf ich hoffen, gerettet zu werden, denn Ihre Güte wird mich vor meinen verfolgenden Feinden

beschützen. Bei dem gestrigen Kampfe in Lüneburg ward ich an der Seite des Generals Morand, dem ich seit unserer Rückkehr aus Rußland als Adjutant zugetheilt war, zweimal verwundet und dann von den Kosaken gefangen genommen. In der Nacht gelang es mir zu entfliehen, und nun suchte ich Ihr Schloß zu erreichen, hoffend, dort einen sichern Schutz zu finden. Auf meiner Flucht verfolgten mich bewaffnete Bauern; da ich jedoch durch meine Jagdstreifereien während meines letzten Aufenthaltes hier der Gegend kundig bin, so entschlüpfte ich meinen Verfolgern, und es gelang mir, auf einem Fußwege durch den Bruch hieher zu kommen. Jetzt muß ich mich Ihnen, Louise, auf Gnade und Ungnade ergeben, meine Kräfte sind erschöpft, meine Wunden unverbunden, ich habe seit dem gestrigen Morgen keine Nahrung zu mir genommen, und so kann ich nicht weiter und muß mich meinen Verfolgern überliefern, wenn Sie mir nicht auf einige Tage einen sichern Versteck bereiten, wo ich alsdann versuchen will, mich zu den Truppen des Generals Vandamme durchzuschleichen."

Und als nun der Capitain in dieser traurigen Erscheinung vor dem Mädchen stand, und sein dunkles Auge mit einem so bittenden Blick auf

sie richtete, da vergaß sie sogleich seine Rücksichtslosigkeit, daß er seit seiner Rückkehr nach Deutschland auch nicht ein einziges Mal an sie geschrieben hatte. Die alte Liebe zu ihm erwachte in voller Stärke, und sie beschloß, das Aeußerste für seine Rettung zu wagen. Unbekümmert um alles Weitere warf sie sich an seine Brust und sprach: „Gewiß, ich werde Sie retten, mein theurer Freund, und es soll Ihnen Nichts fehlen, was dazu beitragen kann, um Ihren schrecklichen Zustand zu mildern. Wie beklage ich Sie, mein armer, so innig geliebter Durosay. Doch jetzt kommen Sie fort von hier in den Pavillon, der dort in der Ecke steht, zu dem ich glücklicher Weise den Schlüssel bei mir habe. Unsere Leute auf dem Gute sind leider alle von dieser verrückten, sogenannten patriotischen Begeisterung angesteckt, und so muß ich Sie vor den Augen Aller verbergen, denn zu leicht könnte sich sonst ein Verräther finden. Auch daß der Vater vorläufig Ihre Anwesenheit nicht erfährt, halte ich für besser."

Willig überließ sich der Capitain nun der Leitung seiner schönen Führerin, der er in lebhafter Weise seine unverminderte Liebe für sie versicherte. Wie gern lauschte ihr Ohr solchen süßen Worten, mit welchem Entzücken hing ihr Auge an der Ge-

stalt des Geliebten, obgleich diese sonst augenblicklich mehr abschreckend als anziehend aussah.

Unweit von der Stelle, wo die beiden Liebenden sich getroffen hatten, stand ein kleiner Gartenpavillon, den der Kammerherr dort hatte erbauen lassen, damit er nöthigenfalls Schutz bei einem schnell eintretenden Unwetter darin finden könne. Das Mobiliar desselben bestand zwar nur aus einem einfach aus Rohr geflochtenen Sopha, einem Tisch und einigen Stühlen, bot also dem Verwundeten weiter keine Bequemlichkeit dar; doch war er sonst hier sicher und vor den Augen neugieriger Späher so ziemlich verborgen.

„Jetzt will ich eiligst Speise und Trank, Leinwand zum Verbinden und wo möglich eine Decke zum Ausruhen für Sie herbeischaffen," sprach Louise, nachdem sie den Capitain in den Pavillon geführt, wo er sogleich im Zustande äußerster Erschöpfung auf das Sopha niedersank.

Mit der schnellen Besonnenheit und großen Geistesgegenwart, welche das in so vieler Hinsicht äußerst reich begabte Mädchen auszeichneten, eilte sie nun in das Schloß zurück, um das Nöthige zu besorgen. Auf dem Wege dahin überlegte sie die nöthigen Maßregeln, welche sie ergreifen mußte, um den Capitain vor den Augen Aller auf einige

Tage zu verbergen. Sie erkannte zwar sehr gut die vielen Schwierigkeiten, welche sich diesem Plane entgegenstellen würden, hoffte aber, solche, wenn das Glück sie nur einigermaßen dabei begünstigte, zu besiegen. Sehr zu Statten kam es ihr jetzt, daß ihre Wohnung, aus einem Wohn- und einem Schlafzimmer mit der daran stoßenden Kammer ihrer vertrauten Kammerjungfer bestehend, im ersten Stock des Schlosses lag und durch eine Nebentreppe von der Seite aus leicht zu erreichen war, ohne daß man die große Hausflur zu betreten brauchte. So schlüpfte sie auch, von Niemandem gesehen, jetzt in ihr Zimmer zurück. Ihre Kammerjungfer mit in das Geheimniß zu ziehen, war zwar unumgänglich nothwendig, doch besaß diese ihr unbedingtes Vertrauen und hatte ihrer Herrin schon wiederholt bei verschiedenen Liebesintriguen und heimlichen galanten Abenteuern sehr geschickt beigestanden. Das Mädchen, eine geborene Casselerin, war dem hübschen, stets heitern Capitain Durosay, der sie so oft scherzend über ihre vollen rothen Backen gestreichelt und mitunter auch durch ein blankes Fünffrankenstück als Trinkgeld erfreut hatte, dazu immer besonders zugethan gewesen, und erklärte sich jetzt sogleich sehr bereit, dem Fräulein bei seiner Rettung nach

besten Kräften beizustehen, als diese ihr in kurzen hastigen Worten die ganze Begebenheit mittheilte. Unter dem Vorwande, das Fräulein bedürfe den Wein zur Bereitung einer Haarpommade, mußte Lisette sich vom Koch schnell eine Flasche Bordeaux verschaffen, eben so auch einiges Backwerk und kalten Braten besorgen. Die Kammerjungfer verbarg diese Sachen in ihren Taschen, Louise suchte eine leichte, aber warme seidene Decke, um den Leib gebunden, unter ihrem Mantel zu verbergen, Taschentücher zum Verbinden der Wunde, Scheere und Nadeln und ein Töpfchen mit Wundbalsam wurden ebenfalls mitgenommen, und nun machten sich Beide in möglichster Eile wieder auf den Weg nach dem Pavillon. Da es gerade die Mittagszeit war, wo die Dienstboten und Arbeiter bei ihrer Mahlzeit saßen, so gelang es Louise mit ihrer Zofe, den Pavillon zu erreichen, ohne irgend einem Menschen, dem sie bei diesem Gange gar leicht hätte Verdacht einflößen können, zu begegnen. Wie klopfte ihr das Herz, als sie nach dem mit möglichst schnellen Schritten, so daß ihr die Zofe kaum dabei folgen konnte, zurückgelegten Gange wieder die Thür des Pavillons, der jetzt das Theuerste, was sie auf dieser Erde besaß, enthielt, öffnete. Die äußerste Erschöpfung aller seiner

Kräfte hatte den Capitain in einen leichten Schlummer versinken lassen, aus dem er jedoch sogleich erschrocken auffuhr, als das Fräulein und ihre Begleiterin in den Pavillon eintraten.

Das Wichtigste schien es jetzt zunächst zu sein, seinen Appetit zu stillen und dadurch seine Kräfte zu stärken, und so mußte Lisette denn sogleich ihre Taschen leeren. Mit dem wüthenden Hunger eines Mannes, der über vierundzwanzig Stunden vollständig gefastet hat, verzehrte der Capitain die mitgebrachten Speisen, und ein unendliches Wohlbehagen belebte sein Gesicht, als der feurige und dabei doch so milde Bordeauxwein durch seine Kehle glitt. Wie freudig sah Louise diesem Anblick zu, wie lächelten ihre Züge bei dem Bewußtsein, dem Geliebten diese Erquickung verschafft zu haben! Der Wein hatte auf wunderbare Weise sogleich wieder die Lebenskraft des französischen verwundeten Kriegers neu gestärkt, sein bis dahin noch so mattes Auge wurde lebendiger, ein Lächeln kehrte auf sein Gesicht zurück, und trotz seines erbärmlichen und selbst gefährlichen Zustandes vermochte er es, einige leichte Scherzworte zu sprechen, und sein Aussehen, das er in einem kleinen, im Pavillon hängenden Spiegel betrachtet hatte, selbst zu verspotten. Das Nächste war nun,

seine Wunden, bei denen, wie der Capitain selbst sagte, glücklicherweise keine Knochen verletzt waren, einigermaßen zu verbinden. Eine prüde Ziererei wäre hier an der unrechten Stelle gewesen und lag auch überhaupt dem ganzen Wesen von Louise sehr fern, und so entschloß sie sich ohne die mindeste Bedenklichkeit, die Armwunde, die in einem ziemlich tiefen Hieb über die Achsel bestand, zuerst mit Wasser, was Lisette, in Ermangelung eines andern Gefäßes, in der inzwischen geleerten Weinflasche herbeiholen mußte, von dem geronnenen Blute zu reinigen, ein Pflaster mit der Wundsalbe darüber zu legen, und um das Ganze dann einen Verband, der aus zerschnittenen Taschentüchern zusammengenäht wurde, zu befestigen. Zwar pochte ihr Herz etwas heftiger, ihr Auge erglühte und ihre Hand zitterte ein wenig, als die weiße, kräftige Schulter und ein Theil der nackten Brust des Geliebten jetzt vor ihren Blicken enthüllt waren, und ihre Finger sein warmes Fleisch häufig berühren mußten; doch verrichtete sie ihr Geschäft im Uebrigen nach der Anleitung des Officiers, der, wie fast alle gedienten Krieger der damaligen französischen Armee, im Verbinden von Wunden mannigfache Erfahrung besaß, vortrefflich. Nach dem Verband der Armwunde kam

der klaffende Hieb auf der linken Backe an die Reihe. Auch hierbei benahm sich Louise sehr geschickt und umsichtig, und vollendete ihr Geschäft den Umständen nach schnell und gut. Der Capitain, der trotz der Schmerzen, die er sichtlich bei seinen Wunden erlitt, doch jetzt seinen alten Humor wiedergewonnen hatte, machte bei diesem ganzen Geschäft wiederholt seine Späße, die bei Lisetten oft ein lautes Gelächter, bei Louisen aber wenigstens ein leises Lächeln hervorbrachten. Jetzt, wo sein Gesicht von Blut und Schmutz gereinigt, seine Wunde mit einem feinen weißen Tuche ordentlich verbunden und der Ausdruck seiner Züge durch die wiedergewonnene Kraft und den genossenen Wein neu belebt war, sah er schon ungleich stattlicher als früher, wo er über den Parkzaun kletterte, aus. Nur sein Anzug sah äußerst zerrissen und beschmutzt aus, doch war wenigstens für den Augenblick keine Möglichkeit vorhanden, ihm eine andere Kleidung zu verschaffen.

Sehr gern hätte Louise noch längere Zeit bei dem ihr so plötzlich wiedergegebenen Geliebten verweilt, doch mußte sie jetzt eilig aufbrechen, um an der um vier Uhr stattfindenden gemeinsamen Mittagstafel nicht zu fehlen und dadurch sogleich Verdacht zu erregen. Mit dem Versprechen, am

Abend wieder zurückzukehren und dann wo möglich den Capitain in einen sichern Schlupfwinkel zu führen, schied sie unter warmem Händedruck von ihm. In dem Pavillon, der ohne Fensterladen war, konnte er nicht länger bleiben, da jeder zufällig Vorübergehende ihn dort leicht entdeckt hätte, und schon in der nächsten Nacht die Flucht zum Corps des Generals Vandamme anzutreten, erlaubte ihm der Zustand seiner Wunden nicht. Zwar wußte das Fräulein noch nicht, wo sie für den Geliebten einen sichern und dabei einigermaßen bequemen Versteck auffinden sollte, doch hoffte sie, daß es ihrem erfinderischen Geiste gelingen würde, einen solchen zu entdecken.

Das gemeinsame Mittagsmahl, bei dem Louise sich ziemlich zerstreut und theilnahmlos zeigte, verging bei Allen in unbehaglicher Stimmung. Der Kammerherr hatte im Laufe des Vormittags noch nähere Einzelheiten über die gänzliche Niederlage des Morand'schen Corps in Lüneburg erfahren, und dies gerade nicht dazu beigetragen, seine üble Laune zu verbessern. Dazu waren ihm von einigen fremden Bauern, denen er auf einem Spazierritt begegnet war, verschiedene Schimpfworte, als: „französischer Spion" und „Franzosenhund, der es nur mit den Fremden" halte, nachgerufen worden.

Er wußte, daß er bei dem Landvolke der Umgegend gar nicht beliebt war, und in dem allgemeinen Verdacht stand, ein Anhänger der Franzosen zu sein. Da die allgemeine Stimmung in Folge des Lüneburger Sieges jetzt eine sehr aufgeregte geworden, so konnte er manche Unannehmlichkeiten befürchten. „Ich muß wahrhaftig meinen Namen durch irgend eine patriotische That hier wieder mehr populär zu machen suchen und deshalb an der allgemeinen Schwindelei Theil nehmen, wir haben sonst sogar zu befürchten, daß uns eine Rotte von diesem Gesindel plötzlich auf den Hof rückt und im Namen der deutschen Freiheit und Unabhängigkeit alle möglichen Excesse verübt," sagte er mit spöttischem Lächeln zu Gattin und Tochter. „Ich will nur morgen früh hundert Flaschen Wein — die beste Sorte braucht es gerade nicht zu sein, nach Lüneburg in das dortige Lazareth für die verwundeten Preußen und Russen senden, und mich erbieten, einige Dutzend Verwundete bis zu ihrer völligen Wiederherstellung bei mir zu verpflegen. So Etwas macht gehörigen Eclat und giebt mir ein besseres Renommé. Du Louise, kannst Dir auch nur ein Kleid mit preußischen oder russischen, oder ich weiß nicht, ob auch schon sogenannte gemeinsame deutsche Farben er-

funden sind, zurecht machen lassen. Es ist nur das Unangenehme, daß wir blamirt sind, wenn die Franzosen den Sieg wieder erfechten und bei uns die Herren bleiben sollten. Nun, wir müssen uns dann mit dem Drang der Umstände und meiner Schutzlosigkeit der übelgesinnten Volksmenge gegenüber zu entschuldigen suchen. Also merkt es Euch, meine Lieben, von heute an ist Alles bei mir wahrhaft deutsch und antifranzösisch gesinnt, wir schelten Alle auf Napoleon als einen blutdürstigen Tyrannen, nennen ihn einen ungeschickten Tölpel, und behaupten mit Zuversicht, daß die Buxtehuder Schützengilde ein ungleich kriegerischeres und tapfereres Corps als die alte französische Kaisergarde sei, und Letztere ohne Zweifel in die Pfanne hauen würde, wenn diese es wagen sollte, gegen sie zu kämpfen," spöttelte er weiter. Auch sonst suchte er seiner gereizten Stimmung durch viele sarkastische Bemerkungen gegen die Tochter noch Luft zu machen, doch war diese jetzt viel zu zerstreut und einsilbig, um dem Vater, wie sie es sonst liebte, mit gleicher Münze wieder zurückzuzahlen. Die Kammerherrin kam bei diesen Tischgesprächen stets sehr wenig in Betracht, denn sie zog es bei allen Mahlzeiten vor, lieber mehr zu essen, als zu sprechen. Außer kurzen Bemerkungen über die Güte der

Speisen und sonstige Gegenstände, die im Bereich der Kochkunst lagen, nahm sie an der allgemeinen Unterhaltung stets nur einen sehr geringen Antheil.

Unter dem Vorwande, von starkem Kopfweh geplagt zu sein, eilte Louise möglichst bald wieder auf ihr Zimmer zurück, um dort ihren Gedanken nachzuhängen und ungestört über einen geeigneten Versteck für den Geliebten zu sinnen. Sie hatte anfänglich die Absicht gehabt, sich dem Vater zu entdecken und um dessen Beistand zu bitten; nach den Aeußerungen, welche dieser aber beim heutigen Mittagstisch gethan, wagte sie jetzt dies nicht mehr. Bei dessen selbstsüchtiger, falscher Gesinnung mußte sie befürchten, daß dieser entweder ohne Weiteres dem Capitain einen heimlichen Zufluchtsort verweigerte, oder selbst dessen Anwesenheit den verbündeten Truppen verrathe, um dadurch einen recht auffälligen Beweis seiner jetzigen deutschen Gesinnung zu geben. Sie kannte seine niedrige Charakterlosigkeit zu gut, um nicht das Schlimmste von ihm zu erwarten, und so wäre es ihr jetzt unmöglich gewesen, ihr süßes und dabei doch wieder so schweres Geheimniß ihm zu verrathen.

So sehr Louise nun auch im Verein mit ihrer Kammerzofe sann, es wollte ihr nicht gelingen, für den verwundeten Capitain im Schlosse einen

andern sichern und bequemern Schlupfwinkel zu ermitteln, als in ihrem eigenen Zimmer. Hatte er in nächtlicher Stunde diese erst unbemerkt erreicht, so war er sicher, denn ihre Gemächer betrat außer Lisetten niemand Anderes, und sie konnte jedem fremden Zutritt dort wehren. Auch vermochte sie dem Capitain alle möglichen Bequemlichkeiten in ihrer Stube zu bereiten, und sie wollte sich es selbst kaum eingestehen, daß es viel bei ihr für diesen Plan sprach, ungestört lange Stunden in seiner Nähe zu verweilen. Auf der andern Seite verhehlte sie es sich jedoch auch nicht, daß im Fall der Entdeckung für sie eine große Gefahr dadurch entstehe. Wurde es irgendwie bekannt, daß der Capitain Durosay mehrere Tage in ihrem eigenen Zimmer heimlich verborgen gewesen sei, so war ihr guter Ruf für immer unrettbar vernichtet, und es blieb ihr nichts Anderes übrig, als ihr väterliches Schloß, ja ihre Heimath gänzlich zu meiden; darüber täuschte sie sich weiter keinen Augenblick. Doch was lag ihr an Gefahr, Verlust des guten Rufes, Zorn ihrer Eltern, wenn sie nur um diesen Preis den Geliebten zu retten vermochte! Gerade die Gefährlichkeit dieses Planes reizte den kühnen, und dabei jetzt von wilder Leidenschaftlich-

keit entflammten Sinn des schönen Mädchens, und sie war bald zu dessen bestimmter Ausführung fest entschlossen. Zwar versuchte Lisette verschiedene Einwendungen hiergegen zu machen, doch ein festes „Es soll so sein, ich will es," schnitt jedes fernere Gespräch darüber sogleich ab. Hatte ihre Gebieterin dies erst einmal gesagt, so war jede weitere Einwendung dagegen vollkommen überflüssig; dies wußte die Zofe schon aus vielfacher Erfahrung.

Wie langsam verschwanden dem Fräulein jetzt die Stunden bis zu dem Augenblick, wo sie wieder zu dem Capitain hineilen konnte. Sie wußte vor innerer Unruhe kaum, was sie beginnen sollte, und mußte doch beim Thee, den sie stets in Gesellschaft der Eltern einzunehmen pflegte, äußerlich gefaßt und gleichgültig erscheinen, um nicht irgendwie den Verdacht des stets schlauen und argwöhnischen Kammerherrn zu erregen. Es war seit einiger Zeit sehr einsam auf dem Schlosse, denn die zahlreichen Gäste, die sonst gewöhnlich dessen weite Räume zu beleben pflegten, fehlten gänzlich. Die Familien des umwohnenden Landadels waren theils durch die Kriegsunruhen zu Hause gefesselt, theils mochten sie auch gerade jetzt mit dem Kammerherrn, dessen französische Gesinnung bisher

ziemlich bekannt war, nicht gern mehr allzugenau verkehren. Der bessere Theil derselben hatte ohnehin in den letzten Jahren das Schloß, trotz der vielen großen Annehmlichkeiten, die es sonst in socialer Hinsicht darbot, mehr gemieden, da ihnen der dort herrschende frivole Ton nicht sonderlich gefallen konnte. Die vielen französischen und westfälischen Officiere und höheren Beamten, die sonst hier stets so zahlreich versammelt waren, fehlten aber natürlich jetzt ebenfalls gänzlich. Um die Langeweile des Familienlebens zu verscheuchen, spielte der Kammerherr gewöhnlich mit seiner Tochter einige Stunden Schach, und dies geschah auch am heutigen Abend wieder. Louise, sonst eine sehr geschickte und eifrige Spielerin, spielte aber diesmal so schlecht und zerstreut, daß er hintereinander drei Parthien gewann, was ihn ersichtlich in eine bessere Stimmung, als er solche am ganzen heutigen Tage gehabt hatte, versetzte. Er neckte zwar die Tochter mit ihrem schlechten Spiel, doch diese schützte noch ihre Kopfschmerzen vor, bis sie endlich um elf Uhr, die gewöhnliche Stunde des Auseinandergehens, in ihr Zimmer eilen konnte. Lisette hatte inzwischen in ihrer Kammer ein bequemes Bett für den verwundeten Capitain bereitet, für sich selbst aber ihr Lager in dem Schlafzimmer

des Fräuleins aufgeschlagen. Auch einen möglichst großen Vorrath von guten Speisen und Getränken hatte die schlaue Zofe auf das Geheiß ihrer Gebieterin unter verschiedenen Vorwänden heimlich auf das Zimmer gebracht.

Die mitternächtliche Stunde hatte bereits auf der Schloßuhr geschlagen, als Louise sich mit ihrer Zofe auf den Weg machte, um den Capitain Durosay aus seinem Pavillon abzuholen. Beide waren in dunkle Kleider gehüllt, und das Mädchen hatte eine kleine angezündete Blendlaterne unter den Mantel versteckt. Ohne weiter bemerkt zu werden, gelangten sie aus dem Hause und in den Garten. Es war eine dunkle, aber sonst milde Aprilnacht; düstere, Regen verkündende Wolken umhüllten den Schein des Mondes und ließen nur so geringes Licht hindurch, daß es wirklich schwer hielt, die einzelnen Wege im Garten und später zwischen den vielen Baumgruppen des Parks mit dem Auge zu erkennen. Eine lautlose Stille herrschte in der Natur, nur bisweilen durch den schaurig unheimlichen Klageruf einer großen Ohreule, die in der Nähe auf einem hohen Baume sitzen müßte, unterbrochen. Louise, deren muthiges Herz weder Furcht, noch irgendwie Aberglauben kannte, achtete nicht im

Mindesten hierauf, ihre Gedanken weilten nur bei dem Geliebten, und so schnell es die Dunkelheit erlaubte, eilte sie fort. Vor Furcht zitternd, und bei jedem neuen Wehruf der Eule ängstlich zusammenschauernd, folgte ihr Lisette. Wie gern wäre sie von diesem Gange fortgeblieben, und nur Anhänglichkeit und auch wieder Respect vor ihrer Gebieterin vermochten sie, dieser zu folgen. Im Wildparke, den sie ganz durchschreiten mußten, denn der Pavillon lag fast eine halbe Stunde weit vom Schlosse entfernt, ruhte das Wild größtentheils im Schatten der Bäume. Mitunter ward hier wohl ein starker Hirsch von dem ungewohnten Geräusch der Tritte aufgeschreckt, so daß er aufsprang. Selbst die muthige Louise hielt unwillkürlich fast einige Male ihre Schritte an, wenn die Gestalt des großen Thieres mit dem breiten, mächtigen Geweih im Halbdunkel dicht vor ihr auf dem Wege stand und erst langsam dann zwischen den Bäumen verschwand. Auch sonst war in diesem, von zahlreichen Thieren belebten Theile des Parks mehr Geräusch, als in dem stillen, eigentlichen Garten. Mit schwerem Flügelschlag flog mitunter ein aufgescheuchter Rabe oder ein anderer großer Vogel von einem Baumwipfel zum andern, es huschte häufig leise durch

die Büsche, und verschiedene Laute, die am Tage gar nicht beachtet werden, die aber in der nächtlichen Einsamkeit für ein furchtsames Ohr etwas Unheimliches hatten, wurden hörbar.

Schon waren die Beiden dicht am Pavillon angelangt, als die Kammerzofe, die bei dieser nächtlichen Wanderung immer furchtsamer ward, plötzlich einen leisen Angstschrei ausstieß und, ihre Herrin am Mantel zupfend, dieser zuflüsterte: „Sehen Sie — gnädiges Fräulein — dort hinter dem großen Baume steht ein Mensch.“

„Wo denn, Du Närrin, die Furcht läßt Dich dies nur sehen — ich kann Nichts erkennen,“ antwortete Louise unwillig, und da eine düstere Wolke gerade in dem Augenblick das schwache Licht des Mondes noch mehr verdunkelte, strengte sie vergeblich ihr sonst sehr scharfes Auge an, ohne nur das Mindeste bemerken zu können.

„Es ist Nichts, Du schrickst vor jedem Schatten zurück, halte mich mit solchen Albernheiten nicht ferner auf,“ sprach sie unwillig im Fortgehen noch weiter.

„Gewiß, gnädiges Fräulein, meine Seligkeit will ich darauf verschwören, daß ich dort hinter dem Baume einen Mann habe stehen sehen. Er hatte so Etwas wie eine Flinte oder einen langen

Stock in der Hand," flüsterte die vor Furcht halbtodte Zofe.

Ohne weiter darauf zu achten, schloß Louise schnell die Thür des Pavillons, bei dem sie jetzt angekommen waren, auf und trat ein, und auch Lisette folgte ihr eiligst; denn in ihrer Furcht fühlte sie sich in der Gesellschaft des französischen Officiers ordentlich sicherer. Der Capitain Durosay lag jetzt, von heftigem Wundfieber geschüttelt, auf dem etwas kurzen und unbequemen Sopha des Pavillons, fuhr aber sogleich auf, als das Licht der Blendlaterne, die von der Zofe jetzt hervorgezogen und geöffnet wurde, sein an die tiefe Finsterniß gewöhntes Auge traf.

„Und Sie kommen wirklich, meine schönste Louise, Sie rettender Engel meines Lebens, jetzt in dieser Nacht noch zu mir, um mir armen Blessirten Hülfe zu bringen! — Wie werde ich Ihnen jemals alle diese unendliche Güte vergelten können," sprach der Capitain, indem er, sich von seinem Lager erhebend, Louise zärtlich die Hand küßte.

„Mein theurer Gaston, welches Opfer brächte ich nicht gern für Sie," antwortete das von Leidenschaft entflammte Mädchen, einen heißen Kuß auf die bleiche Stirn des Geliebten drückend. — „Doch

nun kommen Sie, — ich habe in meinem Zimmer einen behaglichen und ganz sichern Versteckplatz eingerichtet, da will ich Sie recht pflegen, daß Sie bald wieder so weit hergestellt werden, um Ihre Weiterreise fortsetzen zu können," sprach sie weiter und hüllte dabei vorsorglich den von Fieber geschüttelten Geliebten in ihr eigenes warmes Umschlagetuch, um so ihn besser vor der rauhen Nachtluft zu schützen.

Den Capitain, der vor Fieber und Blutverlust so mitgenommen war, daß seine Schritte mitunter etwas schwankten, sorgsam am Arme führend, trat das Fräulein bald den Rückweg nach dem Schlosse an. Wiederholt mußte der Franzose unterwegs kurze Zeit rasten, da er noch zu schwach war; doch erreichten Alle ohne weitere Störungen glücklich das Schloß, und schlüpften auch heimlich in die Gemächer des Fräuleins, ohne von spähenden Augen bemerkt zu werden. Auf das weiche Lager, welches ihm in der Kammer der Zofe bereitet war, sank der Verwundete bald nieder und fiel in den festen Schlaf der äußersten Erschöpfung. Nicht so wohl war es seiner Retterin, denn die verschiedenen Scenen des heutigen Tages hatten ihre Nerven so sehr aufgeregt, daß der Gott des Schlummers die müden Augen noch mehrere Stun-

den lång nicht schließen wollte. Unruhig wälzte sie sich auf ihrem Lager hin und her, bange Sorgen, wie ihr jetziges Abenteuer zuletzt enden, und ob es ihr wirklich gelingen würde, den Geliebten unbemerkt zu retten, wechselten in ihrer Brust mit freudigen Hoffnungen. Das Blut rollte feuriger ihr durch die Adern, wenn sie dachte, daß der Mann, den sie mit voller Gluth liebte, jetzt nur wenige Schritte von ihr, und nur durch eine dünne Tapetenthür getrennt, verweilte, und schneller als je fühlte sie ihr Herz jetzt schlagen. Und da endlich, nach mehreren schlaflos verbrachten Stunden, als schon das erste Tageslicht durch die Vorhänge der hohen Schloßfenster zu schimmern begann, auch sie der Schlummer umfing, welche gaukelnde Träume umspielten sie dann, und zeigten verführerisch ihr Bilder, die in der Wirklichkeit leider noch so weit entfernt waren. Schlimme Stürme und böse Auftritte, die sie jetzt noch gar nicht ahnte, standen ihr schon in den nächsten Stunden bevor.

Die Zofe hatte im Parke nur zu recht gehabt, als sie einen Menschen hinter einem Baume sehen wollte. Ein im vorigen Herbste wegen Trunkenheit und sonstiger schlechter Streiche vom Kammerherrn fortgejagter Jägerbursche, der sich jetzt

arbeitslos in der Gegend umhertrieb, war in den Park geschlichen, um wo möglich dort Wilddieberei zu treiben. Das plötzliche Erscheinen der beiden Frauen hatte ihn so erschreckt, daß er sich hinter einen Baum verbarg, dort das Weitere abzuwarten. Zu seinem größten Erstaunen erkannte er an der Stimme sogleich die Tochter des Kammerherrn. Er konnte von Außen Alles, was in dem von der Laterne erhellten Pavillon vorging, bemerken, und erkannte bald an der Uniform in dem dort verborgenen Manne einen französischen Officier, und wie er schärfer hinsah, in diesem den Capitain Durosay, der ihm von seinem Besuche im Schlosse her noch persönlich bekannt war. Leise in einiger Entfernung nachschleichend, sah er nun, wie eben dieser Capitain heimlich in das Schloß gebracht wurde. Von Rachsucht gegen seinen frühern Herrn, wie gegen das Fräulein, die ihn einst sehr hochmüthig behandelt hatte, getrieben, eilte er fort, um die Nachricht, daß der Kammerherr von Dressen einen französischen Officier und Spion heimlich in seinem Schlosse versteckt halte, überall zu verbreiten. Der Jägerbursche fand in einigen Dorfschaften leicht Gehör, als er zu einem Zuge gegen das Schloß aufforderte, um den dort versteckten Franzosen zu fangen, und schon gegen Mittag zog

ein wilder Haufen von fünfzig bis sechszig Leuten unter lärmendem Geschrei dahin ab. Es waren größtentheils nicht die besten, sondern eher die schlechtesten oder, richtiger, unruhigsten Bewohner der nächsten Dörfer, die sich zu diesem Zuge zusammengethan hatten. Arbeitslose Tagelöhner, sich müssig umhertreibende Knechte, vielfach bestrafte Holz- oder Wilddiebe bildeten das Hauptcontingent desselben. Gar manche Kerle waren darunter, denen es weniger um die Ergreifung des Franzosen zu thun war, als weil sie hofften, daß sie bei dieser Gelegenheit auch auf dem Schlosse ungestraft plündern oder doch sonst allen möglichen Unfug verrichten dürften. Diesem wilden Troß hatten sich übrigens auch manche bessere und gesittetere Tagelöhner und Bauern, theils aus Neugier, theils aber auch in der löblichen Absicht, um allzugroben Unfug zu verhindern, mit angeschlossen. Was nur an Waffen in den nächsten Haidedörfern aufzutreiben war, wurde von diesem buntscheckigen Haufen, zu dessen Führer sich anfänglich der entlassene Jägerbursche aufwerfen wollte, bei dem bessern Theil aber auf einen sehr entschiedenen Widerstand stieß, mitgeschleppt. Alte Flinten, die seit vielen Jahren nicht mehr gebraucht und vom Rost ganz zerfressen waren, Dreschflegel,

Mistharken, derbe Knüppel, kurz Alles, was nur irgendwie zur Vertheidigung oder zum Angriff zu dienen vermochte, konnte man in den Händen der Leute sehen. In einer Schenke, die ungefähr eine halbe Stunde vom Schlosse lag, ward Halt gemacht, und dabei zur Stärkung von vielen Kerlen so viel Branntwein vertilgt, daß sie zum Theil mehr oder minder betrunken, und dadurch zu allem möglichen Unfug noch mehr aufgelegt wurden.

Mit lautem Gejauchze und rohem Gebrüll kam ungefähr um die Mittagszeit der ganze Haufen nach dem Schloßhofe des Kammerherrn von Dressen angezogen. Schon hatten mehrere seiner Dienstboten den Besitzer von dem Herannahen dieser Bande benachrichtigt, und obgleich ihm der nächste Grund dieses höchst unwillkommenen Besuches, nämlich das Verstecken des Capitains Durosay in seinem Hause, nicht bekannt war, so fürchtete er doch wegen seines Rufes, ein Freund der Franzosen zu sein, das Schlimmste.

„Aha, die Canaille rührt sich früher, als ich dachte, und der deutsche Patriotismus fängt an seine Heldenthaten gegen Unbewaffnete zu verrichten," sprach er mit giftigem Hohne, als er von einem höhern Fenster des Schlosses aus das Herannahen des Zuges bemerkt hatte. „Wahr-

hastig, der betrunkene Schurke, den ich als Jäger hatte und im vorigen Jahre fortjagte, scheint der Führer der Bande zu sein. Fürwahr, eine würdige Heldenschaar des freien einigen Deutschlands," fuhr er weiter fort, und überlegte dann, auf welche Weise er die ihm drohende Gefahr am Besten, wenn auch nicht verhindern, so doch wenigstens vermindern könne. Es fehlte dem Kammerherrn nicht an Geistesgegenwart und gewissermaßen auch nicht an Muth, obgleich er im Allgemeinen gerade keinen persönlichen Kampf liebte, und so sah er ein, daß es am Besten sein würde, dem Haufen freundlichst entgegen zu gehen und wo möglich durch Spenden von Lebensmitteln und starken Getränken, oder auch von Geld, die einzelnen Leute zu besänftigen. Den Gedanken an einen bewaffneten Widerstand, den er einen Augenblick gehegt hatte, verwarf er sogleich wieder, da er sah, daß es ihm an Mitteln dazu gänzlich fehlte. Nur auf seine Bedienten und sonstigen persönlichen Dienstboten, etwa acht bis zehn an der Zahl, durfte er mit einiger Zuversicht rechnen. Die Knechte und Tagelöhner in seiner Gutswirthschaft hegten entweder nicht die mindeste Anhänglichkeit gegen ihn, oder hatten auch schon ihren Haß gegen die Franzosen und ihre Freude über die

Siege der Deutschen wiederholt so laut geäußert, daß man über ihre Gesinnungen weiter nicht im Zweifel sein durfte. „Wären nur so einige Dutzend französische Gensdarmen hier, wie wollte ich mich freuen, wenn diese das Gesindel zusammenhieben, während ich jetzt den Halunken nur gute Worte geben und sie mit Allem, was Küche und Keller enthalten, bewirthen muß," murmelte er vor sich hin, indem er in die Wirthschaftsräume ging und der Wirthschaftsmamsell Befehl ertheilte, „für die lieben Gäste ja Speise und Trank in Hülle und Fülle bereit zu halten."

Mit noch größerem Schreck, als der Vater, sah Louise den wilden Haufen gegen das Schloß anrücken. Sie besorgte, daß irgend ein ungünstiger Zufall trotz aller Vorsicht vielleicht doch die Anwesenheit des Capitains Durosay verrathen hätte, und fürchtete nun das Schlimmste für den Geliebten. Und doch zeigte sie sich jetzt muthig und gefaßt, und gebot der weinenden und klagenden Kammerzofe, dem Officier kein Wort von der ihm drohenden Gefahr zu sagen und ihn nicht im Mindesten vorzeitig zu beunruhigen. Da die Fenster des Zimmers, in dem er lag, nach dem Garten gingen, so hatte er bisher von dem ganzen Lärm nicht das Mindeste gehört. Die ungestörte Ruhe

und die sorgsame Pflege hatten dem Capitain sehr wohlgethan und sein Fieber ungemein vermindert. Zwar lag er noch im Bette, da er sich etwas schwach fühlte, war aber sonst schon wieder ziemlich munter, und hatte bereits ein ungleich frischeres und gesunderes Aussehen, als am vorigen Tage. Alle Zeit, die Louise nicht im Familienzimmer bei den Eltern zubringen mußte, hatte sie am Bette des Geliebten gesessen, diesen mit der größten Sorge, wie nur die Liebe sie kennt, gepflegt, seine bleichen Wangen gestreichelt und seine unverwundete gebräunte Hand in ihren kleinen, zierlichen, weißen Händchen haltend, mit der größten Aufmerksamkeit der Erzählung seiner wechselvollen Schicksale, die er im russischen Feldzuge und später noch erlitten, gelauscht. Es waren dies zwar nur kurze, aber unendlich glückliche Stunden für sie gewesen, die sie gern, ach so gern möglichst verlängert hätte. Und nun wollten diese rohen Bauern solch Glück vielleicht schon wieder zerstören, den armen verwundeten Geliebten von ihrer Seite reißen, ihn in die Gefangenschaft schleppen, vielleicht gar mißhandeln; es war dies ein entsetzlicher Gedanke für sie. Wie blitzte ihr ohnehin schon so feuriges Auge vor Zorn, wie rötheten sich ihre Wangen, und sie biß mit den

zierlichen weißen Perlenzähnen auf die feinen Lippen, daß die scharfen Eindrücke tief sichtbar blieben. Wie gern, wie unsäglich gern wäre sie in diesem Augenblick ein Mann gewesen, hätte sich dann auf ihr Roß geschwungen und wäre mit scharfem Schwerte unter diese Haufen gesprengt, um erbarmungslos dazwischen zu schlagen und so den Geliebten zu retten. Und dazu mußte sie sich jetzt noch verstellen, durfte ihre Gefühle nicht in deren ganzem Umfange zeigen, um dadurch nicht am Ende gar ihr Geheimniß zu verrathen.

Der ungeordnete Haufe war inzwischen mit wüstem Geschrei auf dem Schloßhofe angelangt, und verlangte laut, daß der Kammerherr erscheinen sollte.

Zwar innerlich vor Zorn kochend, äußerlich aber ein sehr ruhiges, ja selbst freundliches Gesicht zeigend, erschien dieser auf der Treppe vor der großen Thür und frug, „was seine lieben Nachbarn und Freunde eigentlich von ihm begehrten, und wie er zu der Freude ihres unerwarteten Besuches komme. Uebrigens möchten sie ihm den Gefallen thun, vorher sich mit Speise und Trank zu erquicken, und dann ihm erst ihre ferneren Wünsche offenbaren.“ Auf seinen Wink traten sogleich mehrere Dienstboten mit

Körben voll Weinflaschen und großen Stücken Wurst und Schinken zwischen die Menge und vertheilten solche freigebig unter die gierig danach haschenden Hände. Diese Spenden schienen zwar eine augenblicklich bessere Stimmung des Haufens bewirkt zu haben, und Alles war vorläufig viel zu sehr mit Essen und Trinken beschäftigt, um etwas Anderes zu thun; daß aber sonst unter den Leuten gerade kein besonderes Wohlwollen für den Kammerherrn herrschte, bewiesen die lauten Rufe: „der Kerl muß den französischen Spion, den er im Schlosse versteckt hält, doch herausgeben," oder: „wir sollten das ganze Franzosennest hier nur gleich an allen vier Ecken anzünden und den hundsföttischen Herrn Baron, der ein vornehmer Edelmann sein will, und es doch mit den Feinden hält, dann am nächsten Baume aufhängen," und was dergleichen wilde Drohungen noch mehr waren.

Zwar verfärbte sich der Kammerherr wohl etwas, als er solche Worte aus der Mitte des aufgeregten Volkshaufens, dem er jetzt schutzlos preisgegeben war, vernahm, verlor im Uebrigen aber seine Fassung noch nicht. „Ich weiß nicht, was diese Canaillen mit einem französischen Spion, den ich im Schlosse versteckt haben soll, wollen. Zwar wird bei dieser Gelegenheit gewiß sehr Vieles verdorben oder ge-

stohlen werden, und auch ein Parfüm in unseren Zimmern herrschen, daß wir viel Räucherpulver verbrennen müssen, um sie wieder bewohnbar zu machen, doch will ich den Kerlen nur sagen, sie möchten das Schloß von oben bis unten genau untersuchen, damit sie sich von der Grundlosigkeit dieser Versteckgeschichte selbst überzeugen," flüsterte er der Tochter zu, die sich muthig neben den Vater auf der hohen Rampe der Auffahrt gestellt hatte, und mit finsteren Blicken die lärmende Menge betrachtete. Fühlte diese auch, wie ihr das Blut im Herzen bei dieser Aeußerung stocken wollte, denn geschah die Durchsuchung, so war ihr Geheimniß entdeckt und ihr Geliebter rettungslos preisgegeben, so verlor sie auch jetzt die Fassung nicht, und hütete sich, dem Vater den leisesten Grund zu irgend einem Argwohn zu geben.

In diesem Augenblick erregte das schnelle Heransprengen eines kleinen Reitertrupps von zwölf bis vierzehn Männern nicht allein die Aufmerksamkeit des Kammerherrn und seiner Tochter, sondern auch der im Schloßhofe trinkenden und lärmenden Menge. Schon hoffte Ersterer, daß die Reiter irgend einem Truppencorps angehören möchten, denn selbst ein Trupp Kosaken wäre ihm in diesem Augenblick sehr willkommen gewesen, bemerkte aber

bald, daß sie nur aus bewaffneten Bauern bestanden. Der alte Bauer Bruhn, dessen Hauptthätigkeit in dieser unruhigen Zeit, wo es an Behörden im Lande fehlte und dazu alle wilden Leidenschaften aufgeregt waren, wie schon früher erwähnt, auch wesentlich mit darin bestand, die Ruhe und Ordnung in seiner ganzen Nachbarschaft möglichst zu erhalten, hatte kaum von dem beabsichtigten Zuge der Leute nach dem von Dressen'schen Schlosse gehört, als er sich mit seinen Nachbarn und deren Knechten schnell auf die Pferde setzte und nach dem Gutshofe sprengte, dort etwaigen Unfug zu verhindern. Wie immer sah der Bauer, der auf seinem prächtigen Hengste an der Spitze dieses Reiterhaufens ritt, sehr würdevoll und Achtung gebietend aus. Er trug zwar nur seine gewöhnliche Bauernkleidung, doch klirrte der mächtige Pallasch, den er noch von seiner frühern Militärdienstzeit her besaß, an seiner Seite. Auch die übrigen Bauern und Knechte, die ihm folgten, waren größtentheils mit Säbeln bewaffnet, und nur Einige hatten statt derselben derbe Knittel, mit denen sie, wenn es noth thun sollte, schon gehörig zuschlagen konnten, in den Händen.

Die Erscheinung dieses Reiterhaufens ward von der im Schloßhofe versammelten Menge mit

überaus getheilten Empfindungen aufgenommen. Die darunter befindlichen Bauern und der bessere Theil der anderen Leute freuten sich sehr, daß der alte Bruhn erschienen war, denn es ward von ihnen als selbstverständlich angesehen, daß er von jetzt an die Leitung der Schloßdurchsuchung übernehme; desto mißvergnügter schienen aber die Strolche und Herumtreiber zu sein, die gehofft hatten, bei dieser Gelegenheit allen möglichen Unfug begehen zu können, und nun bald einsahen, daß es Nichts hiermit sein würde. Diese verschiedenen Partheien schieden sich auch sogleich in zwei Theile, und während die Ersteren den Reitern entgegeneilten und diese freudig begrüßten, suchten Letztere ihren Unmuth durch ein vermehrtes Gelärme und einen noch häufigern Zuspruch der Wein- und Branntweinflaschen zu verbergen. Der Kammerherr von Dressen sah der Ankunft des Bauern Bruhn, sobald er erfahren hatte, daß dieser der Anführer des Reitertrupps sei, mit sehr gemischten Empfindungen entgegen. Er hegte im Grunde seines Herzens einen tiefen Haß gegen diesen Mann, und sein Stolz ward auf das Empfindlichste verletzt, gerade ihm jetzt als Beschützer und Retter dankbar sein zu müssen. Schon seit langen Jahren bestand seine Abneigung gegen den ehrenfesten,

mannesstolzen Bauer, der im Gefühl seines Rechts und seiner Würde sich niemals vor ihm, dem reichen, stolzen Edelmann, gedemüthigt hatte, ja schon wiederholt seinem etwaigen Uebermuth mit großer Entschiedenheit entgegengetreten war. Seit dem Vorfall, daß der Kammerherr das zärtliche Verhältniß seiner Tochter Louise mit Wilhelm, dem Sohne des Bauern, entdeckt hatte, war dieser Haß wo möglich noch vermehrt worden, obgleich beide Männer seitdem kein Wort mehr mit einander gewechselt, ja sich sogar kaum gesehen hatten. Der alte Bruhn, der stets seine ehrenwerthe vaterländische Gesinnung treu bewahrte, hatte im Innern eine große Verachtung gegen den falschen, wetterwendischen, den Franzosen so sehr schmeichelnden Kammerherrn, und vermied besonders in den letzten Jahren sorgsam, irgendwie mit ihm in Berührung zu kommen. Ja selbst einige offenbare Benachtheiligungen bei der Grenzregulirung beiderseitiger Wiesen, die aneinander stießen, hatte Bruhn sich stillschweigend gefallen lassen, da er ohnehin überzeugt war, daß bei den damaligen französischen Behörden der Kammerherr doch entschieden Recht gegen ihn bekommen würde, selbst wenn er das größte Unrecht haben sollte.

Auf der andern Seite fühlte sich der Kammer-

herr jedoch durch die Ankunft dieser berittenen Bauern sehr erleichtert, denn er war fest überzeugt, daß grobe Beleidigungen gegen ihn oder gewaltthätige Beschädigungen seines Eigenthumes von ihnen nicht mehr geduldet würden. Louise erröthete tief, als sie den von früher her ihr wohlbekannten alten Bauer jetzt erkannte, und es zuckte ein eigenes Gefühl der Beschämung durch ihr Herz, gerade jetzt, wo sie den französischen Capitain in ihrem Zimmer verbarg, dem Vater ihres ersten Geliebten entgegentreten zu müssen. Sie verließ daher den Vater und eilte auf ihr Zimmer an das Bett des verwundeten Franzosen, der zwar von dem Gelärme unten auf dem Hofe erweckt war, ohne indeß den Grund desselben zu wissen. Obgleich selbst im höchsten Grade besorgt und das Aergste befürchtend, wußte das Fräulein sich doch so sehr zusammenzunehmen, daß sie ihrem Geliebten Alles, was irgendwie ihn hätte beunruhigen können, verschwieg, und unbefangen, als wenn Nichts geschehen sei, auf seine Scherzreden einging.

Mit der freundlichsten Miene, die ihm nur irgendwie zu Gebote stand, eilte der Kammerherr dem Bauer Bruhn, der jetzt schon von seinem Rosse abgesessen war, entgegen, und wollte sogar ihm recht herzlich die Hand schütteln. Er traf

jedoch auf kein Entgegenkommen, und in stolzer Würde verschmähte der einfache Bauer, seine gebräunte, von Arbeit gehärtete Rechte in die feine, sorgsam gepflegte Hand des vornehmen Herrn, an deren Fingern mehrere kostbare Ringe blitzten, zu legen. Auch seine überaus höflichen Worte und die schmeichlerische Einladung, in das Schloß zu kommen und als sehr gern gesehene Gäste und liebe Nachbarn dort einen Willkommentrunk einzunehmen, fand nicht die geringste Erwiederung. Kaum rückten die Bauern nur zum Gruß an dem Rand ihrer Hüte, und verharrten im Uebrigen, ganz hierin dem Beispiel des alten Bruhn folgend, in finsterem Schweigen. Eine solche Beschämung war dem reichen, vornehmen Höfling noch niemals widerfahren, und ein Blick der Rache und des äußersten Hasses schoß aus seinen Augen auf diese, ihn so verächtlich behandelnden Bauern; äußerlich jedoch behielt er auch jetzt noch sein höfliches, zuvorkommendes Wesen, und sein freundliches Lächeln schwebte wie immer um seine Lippen.

Während der alte Bruhn den Kammerherrn weiter keines Wortes würdigte, und auch alle seine Begleiter, bis auf die Knechte, die, ihre Pferde am Zügel haltend, jetzt sich in eine kleinere Gruppe zusammengestellt hatten, jede ihnen dargebotene

Erfrischung verweigerten, unterhielt er sich lebhaft mit einigen Männern, die schon früher mit dem ersten Haufen hieher gekommen waren. Wiederholt schüttelte er dabei wie mißbilligend sein graues Haupt. Mit fester, klangvoller Stimme, so daß Alle ihn deutlich vernehmen konnten, sprach er dann, zu dem großen Haufen hingewandt, die Worte: „Liebe Nachbarn! wir leben jetzt, wie Ihr wißt, in einer schweren Zeit, in der jeder rechtschaffene Mann, der es gut mit dem Lande meint, seine volle Schuldigkeit thun muß. Es ist uns gesagt worden, daß hier der Herr von Dressen, der es, wie bekannt, leider immer mit den Franzosen gehalten hat, in der letzten Nacht heimlich einen französischen Officier in sein Schloß eingelassen und wahrscheinlich noch immer darin verborgen hat. Er läugnet dies jetzt zwar, aber auf die Versicherungen eines solchen franzosenfreundlichen Mannes ist weiter kein Werth zu legen.“ Bei dieser Stelle wollte der vor Zorn und Beschämung fast weiß im Gesicht gewordene Kammerherr den Redner unterbrechen, aber mit der derben Erwiederung: „Schweigen Sie, Herr von Dressen, bis wir Sie fragen, und dann antworten Sie kurz und einfach,“ schnitt dieser ihm ohne Weiteres das Wort ab. „Unter solchen Umständen halte ich es

nun für unsere Pflicht, daß wir das Schloß genau untersuchen und sehen, ob ein Franzose darin verborgen ist; aber wir wollen auch weiter keine Rohheiten uud Gewaltthätigkeiten hier begehen, und dadurch der guten Sache einen Schimpf zufügen. Liebe Nachbarn, seid Ihr nun damit zufrieden, daß vier bis sechs Männer von uns gewählt werden, um das ganze Schloß genau zu untersuchen, während die Anderen in guter Ordnung hier auf dem Hofe zusammenbleiben und das Weitere abwarten?" schloß er seine Rede.

Sämmtliche Bauern und auch ein großer Theil der anderen Leute stimmten mit einem lauten „Ja, wie der Bruhn es gesagt hat, so soll es sein!" diesem Vorschlag bei. Den Strolchen und Tagedieben unter dem Haufen, die gehofft hatten, bei dieser Gelegenheit lange Finger machen und allerlei Excesse begehen zu können, war zwar mit solcher ruhigen Haussuchung nicht im Mindesten gedient. Sie machten sehr unwirrsche Gesichter und brummten manche zornige Reden unter sich, wagten aber sonst nicht dem Plane des alten Bauern den mindesten Widerstand entgegenzusetzen; dazu stand dieser in viel zu großem Ansehn in der ganzen Gegend und zählte zu zahlreiche Anhänger.

Fünf ältere und geachtete Bauern, Bruhn un-

ter ihnen an der Spitze, wurden nun gewählt, das Schloß genau zu durchsuchen. Der ehemalige Jäger, der die Anklage gemacht hatte, wurde, da er mit dem Innern des Gebäudes bekannt war, als Führer mitgenommen, obgleich die angeseheneren Bauern sich sonst weiter keine Mühe gaben, ihre Verachtung gegen ihn zu verbergen.

„Herr von Dressen, Sie sehen, es geht Alles in guter Ordnung hier zu, und Sie können sich über unsere Gewaltthätigkeit nicht beschweren, folgen Sie uns nur, um als Führer zu dienen," forderte der alte Bruhn alsbald den Kammerherrn auf. Schweigend schritt dieser jetzt seinen Begleitern voran. Da er von der That seiner Tochter Louise Nichts wußte, so war er fest überzeugt, daß die Bauern keinen Franzosen finden und somit auch keine weiteren Beleidigungen gegen ihn ausüben würden; allein dieser ganze, für ihn so furchtbar kränkende Auftritt hatte ihn so erschüttert, daß er vor innerer Aufregung förmlich zitterte, und mühsam nur die äußere Fassung noch bewahren konnte. Um das Geschäft der Durchsuchung des weitläufigen Schlosses zu beschleunigen, hatten die damit beauftragten Männer sich vertheilt, so daß jeder einzelne in nur bestimmte Räume ging. Bruhn, in Begleitung des Kammerherrn, hatte

bereits mehrere Zimmer des zweiten Stockwerkes genau durchforscht, als er an der Thür, welche zu den Gemächern des Fräuleins führte, anlangte. Er fand solche verschlossen, und auf sein lautes Anfragen ertönte aus dem Innern die Stimme der Kammerzofe, daß ihr Fräulein vor Schreck krank geworden sei und sich deshalb in das Bett gelegt habe.

Unter einer rauhen Außenseite verbarg der einfache, schlichte Bauer eine Zartheit des Gemüthes und eine wahrhaft innere Hochachtung vor weiblicher Sitte, um welche ihn viele Vornehmere hätten beneiden können. Dazu kam hier jetzt noch der Umstand, daß er von der frühern Liebe seines Sohnes Wilhelm zu dem schönen Schloßfräulein unterrichtet war. Als dieser nach dem früher geschilderten Auftritte, bei dem er von dem Kammerherrn durch einen Schuß leicht verwundet war, in wilder Verzweiflung in das väterliche Haus stürzte, hatte er dem Vater, zu dem er überhaupt ein großes Vertrauen besaß, in seiner damaligen Aufregung Alles erzählt. Da hatte der Alte unwillig sein würdiges Haupt geschüttelt, wie dies so seine Gewohnheit war, wenn ihm Etwas mißfiel, und zu dem Sohne gesagt, diesem dabei väterlich die Rechte auf die Schultern legend: „Das

ist Nichts für Dich, mein Junge. Du, der Sohn eines Bauern, passest nicht für die Tochter des vornehmen und reichen Edelmanns, und sie paßt auch wieder nicht für Dich. Du mußt schon zu stolz sein, Dich in solche Kreise, wohin Du nicht gehörst, eindrängen zu wollen. Schlag' Dir also die Geschichte nur aus dem Sinn." Und so schmerzlich es ihm auch ward, sich von dem geliebten Sohne trennen zu müssen, hatte er doch schon mit aus dem Grunde, daß dieser dadurch mehr von seiner verblendeten Liebe abgezogen werden solle, dessen Anwerbung unter die Husaren der englisch-deutschen Legion gerne gesehen.

Gerade dies Verhältniß, in dem das schöne Schloßfräulein vor einigen Jahren zu seinem Sohne gestanden hatte, machte es ihm jetzt doppelt schwer, als Späher nach einem versteckten Franzosen in ihr Zimmer einzudringen. Er hatte noch einen zu hohen Begriff von der Jungfräulichkeit eines deutschen Mädchens, als daß er glauben konnte, daß diese alle Sitte und Anstand so weit von sich stoße, um einen fremden Officier in ihrem eigenen Zimmer verborgen zu halten. Zwar kämpfte noch das Pflichtgefühl, daß er auch eigentlich hier seine Durchsuchung vollziehen müsse, in ihm, allein er war schon geneigt, vor der verschlossenen Thür

wieder umzukehren, als der Kammerherr selbst ihn davon zurückhielt. Diesem lag besonders daran, daß auch die Zimmer seiner Tochter genau durchsucht würden, theils weil dann seine Unschuld noch glänzender hervortrat, mehr aber noch, um später, wenn die Zeiten sich etwa geändert haben sollten, mit desto größerem Rechte über die Rohheit der Bauern, welche selbst die Gemächer eines kranken jungen Mädchens schonungslos durchwühlt hätten, klagen zu können.

„Fordern Sie nur gebieterisch die Oeffnung der Thür," flüsterte er dem Bauer zu, und solcher Aufforderung folgend, bestand der alte Bruhn jetzt mit Nachdruck darauf, daß man ihm das Zimmer aufschließen möge. Noch einmal schien sich das Fräulein diesem Begehr widersetzen zu wollen, aber jetzt bestand der Bauer sehr nachdrücklich auf seiner Forderung. Es verging noch einige Zeit und man schien in den Zimmern mehrere Vorkehrungen treffen zu wollen, welche das darum befragte Fräulein damit erklärte, daß sie zuerst ihr Bett verlassen und sich ankleiden wolle, bevor sie die Oeffnung erlaube. Ein klirrendes Geräusch, als wenn ein Säbel zu Boden fiele, erregte plötzlich die Aufmerksamkeit der beiden wartenden Männer. Sie wußten zwar nicht, wie sie sich solches erklä-

ren sollten, doch schien es, als ob ein unbestimmter Verdacht in der Seele eines Jeden von ihnen aufstiege.

Die Thür ward nun geöffnet, und einfach in einen Morgenüberrock gekleidet, trat Louise ihrem Vater und dessen unwillkommenem Begleiter entgegen.

Auch jetzt, in diesem gefährlichen Augenblick, wo ihre eigene Ehre und, was ihr noch mehr am Herzen lag, das Wohl ihres Geliebten auf dem Spiele stand, verlor das Mädchen ihre ruhige Fassung nicht. Ihre Züge schienen vollkommen ruhig, aber weiß war ihre Gesichtsfarbe, und ein Blick des tiefsten Hasses flammte aus ihrem schönen Auge auf die Eintretenden. Als hielte sie es unter ihrer Würde, auch nur ein Wort mit dem alten Bruhn zu wechseln, setzte sie sich alsbald auf ihr Sopha und deutete schweigend mit der Hand auf die drei hinter einander liegenden Gemächer, deren Thüren offen standen.

Das erste Wohngemach konnte leicht übersehen werden, daß es vollkommen leer sei. In dem zweiten Raum der Schlafstube des Fräuleins stand seitwärts ein großer Kleiderschrank, zum Aufhängen ihrer Garderobevorräthe bestimmt. Die Thür desselben schien nicht recht schließen zu wollen, und, war es Zufall oder Ordnungssinn, der

Kammerherr öffnete diese, um sie dann besser wieder zumachen zu können. In dem Schrank aber stand gebückt, und halb hinter einem dort hängenden Damenmantel verborgen, ein in eine zerrissene und beschmutzte französische Officiersuniform gekleideter Mann. Es ist unmöglich, den Schreck zu schildern, der bei dieser so unerwarteten Entdeckung alle Anwesenden durchzuckte. Ein ferneres Verbergen war nun nicht mehr möglich; dies sah der Capitain Durosay sogleich ein; er verließ, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, den Schrank und trat vor die beiden Männer hin, indem er, sich artig verbeugend, die Worte sprach: „Ich bin entdeckt und sehe, das Glück will meine Flucht nicht begünstigen, ich ergebe mich daher als Kriegsgefangener und bitte um anständige Behandlung.“

Sobald Louise dies sah, stieß sie einen gellenden Schrei aus, wie nur die größte Angst solchen einer menschlichen Brust entlocken kann, und in ihrer ungestümen Leidenschaftlichkeit alles Uebrige vergessend, stürzte sie auf den Geliebten zu, stellte sich vor ihn hin, als wolle sie gleichsam mit ihrem zarten Leib ihn beschützen, und rief mit dem höchsten Ausdruck der Verzweiflung: „Nein, nein, ich lasse ihn nicht in die Gefangenschaft, die bei sei-

nem schwachen Zustande ihn sogleich tödten würde, abführen. Macht mit mir, was Ihr wollt, aber rettet meinen Geliebten.“ Ihr langes blondes Haar hatte sich jetzt gelöst und umflatterte ihre Gestalt; der weite, bequeme Morgenrock war geöffnet, und ihr schöner weißer Busen zeigte sich unverhüllt; doch was kümmerte sie jetzt dies Alles.

Sprachlos vor Erstaunen sah der Kammerherr auf diese Gruppe, die sich so unerwartet vor seinen Augen gebildet hatte. Er erkannte sogleich den Capitain Durosay, und da er wußte, daß dieser in früherer Zeit sich die Neigung seiner Tochter erworben hatte, so war ihm plötzlich das ganze schreckliche Geheimniß klar geworden. Der Schreck über diese Entdeckung raubte ihm jedoch jetzt jegliche Fassung, und was ihm in seinem ganzen bisherigen Leben noch nicht geschehen war, er hatte für den Augenblick wenigstens seine Geistesgegenwart vollständig verloren, und wußte weder zu sprechen und noch viel weniger zu handeln. So stand er fast bewegungslos da, die goldne Dose, aus der er eben mechanisch eine Prise nehmen wollte, noch in der Hand haltend. Giftige Blicke aber schossen seine kleinen grauen Augen auf die Tochter, und daß dieser augenblicklichen Ruhe später noch eine gar heftige Scene

folgen würde, war ersichtlich. Doch was kümmerte sich diese in dem Augenblick wohl um ihren Vater; was er von ihr dachte, war ihr vollständig gleichgültig, nur die Rettung des Officiers ihre alleinige Sorge, und die konnte jetzt nur durch den Bauer Bruhn geschehen.

Ungemein charakteristisch war der Eindruck, den die ganze Scene auf diesen ehrenfesten, ruhigen Mann gemacht hatte. Was er bei seiner strengen Moralität kaum für möglich erachtet hätte, das schöne, vornehme, stolze Schloßfräulein stand vor ihm als Geliebte eines französischen Officiers und hatte alle Zucht und Sitte so weit vergessen, daß sie diesen längere Zeit in ihrem eigenen Schlafgemach heimlich, ohne des Vaters Vorwissen, verborgen gehalten. Und eben dieses Mädchen hatte sein Sohn Wilhelm so heiß geliebt, sie war mit der Hauptgrund gewesen, warum er seine Heimath verließ, und nun schon seit Jahren im fernen Spanien sich allen Wechselfällen des blutigen Krieges aussetzte! Einen Augenblick überwältigte dieser Eindruck auch ihn, den ruhigen, festen Bauer, so sehr, daß er sprach- und bewegungslos die Gruppe vor seinen Augen anstarrte. Bald aber wußte er wieder, was seine Pflicht war, und gelassen sprechend: „So wäre

ja doch der gesuchte Spion gefunden, freilich an einem Orte, wo man ihn hätte am Allerwenigsten erwarten sollen. Ich will nur hingehen, meine Kameraden holen, daß sie den saubern Patron hier in Gewahrsam nehmen," schickte er sich an, das Gemach zu verlassen. Voller Verzweiflung stürzte ihm Louise nach, und seine Hand erfassend, als wolle sie ihn gewaltsam zurückhalten, rief sie: „Um Gotteswillen, Herr Bruhn, bei Allem, was Ihnen lieb und theuer ist, beschwöre ich Sie, zeigen Sie den Officier nicht an. Sie sehen ja selbst, es ist kein Spion, sondern nur ein hülfloser Verwundeter, der Ihnen weiter keinen Schaden zufügen kann, und der in der Gefangenschaft rettungslos verloren ist, während ich ihn hier pflegen will."

Es war ein Glück für das Fräulein, daß die Verzweiflung ihr diese Worte eingegeben hatte, denn sie rettete dadurch ihren Geliebten. Der alte Bruhn drehte sich alsbald wieder um, um den französischen Officier genauer zu betrachten. Er entdeckte sogleich, daß dieser in der That ein der Hülfe bedürftiger Verwundeter und kein gefährlicher Spion sei. Bei schärferer Betrachtung bemerkte er auch, daß dies derselbe Officier war, mit dem er selbst am gestrigen Tage gefochten, und daß der Hieb im Gesichte von seiner eigenen

Hand herrührte. Ein gewisses ritterliches Gefühl, noch von seiner langjährigen frühern Dienstzeit herstammend, stieg auch sogleich in ihm auf, und es widerstrebte ihm, einen muthigen Gegner, mit dem er selbst gekämpft hatte, jetzt hülflos den Bauern zu überliefern, wo er ihn dann schwerlich vor rohen Beleidigungen würde zu schützen vermocht haben. Auch an seinen fernen Sohn Wilhelm dachte er, und wie sehr es diesen schmerzen müsse, wenn es jetzt von einem Mädchen, die er einst so heiß geliebt hatte, öffentlich bekannt würde, daß sie selbst einen französischen Officier heimlich in ihrem eigenen Schlafgemach verborgen habe. Für immer war sie durch solches Bekanntwerden ihrer That in der öffentlichen Achtung dann vernichtet, und dies wollte er, wenigstens für seine Person, nicht veranlaßt haben. Eine kleine Weile schwieg er, wie im Zweifel befangen über das, was er jetzt thun solle, bald aber war sein fester Entschluß gefaßt. Mit seinen großen klaren Augen das Schloßfräulein so fest anblickend, daß diese erröthend ihre Blicke zu Boden senkte, sprach er in seinem gewöhnlichen ruhigen Tone: „Daß dieser französische Officier kein Spion ist, sehe ich jetzt selbst; er ist ein Verwundeter, der uns Deutschen in längerer Zeit noch nicht schaden kann, und so

will ich es vor meinem eigenen Gewissen verantworten, wenn ich meinen Kameraden verschweige, ihn hier gefunden zu haben. Was hier sonst weiter vorgefallen ist, kümmert mich nicht, und ich habe kein Richteramt darüber zu verwalten. Sie können fest versichert sein, daß ich über Alles, was ich jetzt hier gesehen, das unverbrüchlichste Schweigen gegen Jedermann beobachten werde.“ Nachdem er diese Worte gesprochen, drehte er sich um und verließ mit seinen langsamen, festen Schritten die Gemächer des Fräuleins, um zu den auf dem Schloßhofe versammelten übrigen Bauern wieder zurückzukehren. Mit neugierigen Fragen über den Grund seiner langen Verzögerung ward er hier zwar empfangen; ohne sich jedoch weiter auf deren nähere Beantwortung einzulassen, sprach er bedächtig: „Lieben Freunde und Nachbarn, ich habe ebenfalls keinen französischen Spion, der im Schlosse versteckt sein sollte, gefunden, und da die Anderen auch Nichts entdeckt haben, so glaube ich, daß die ganze Anzeige auf einem Irrthum beruhen muß. So dächte ich denn, daß wir Alle ruhig und in guter Ordnung, wie es deutschen Männern geziemt, wieder abzögen, da kein Grund mehr vorhanden ist, warum wir hier bleiben sollten.“

Das Ansehn, welches der alte Bruhn besaß,

war so fest gegründet, daß Niemand auch nur im Mindesten an der Wahrheit seiner Versicherung zu zweifeln wagte. Zwar wollte der Jägerbursche, der anfänglich die erste Anzeige gemacht hatte, noch eine Erwiederung anbringen, allein sein Ruf als Herumtreiber und Trunkenbold war zu schlecht, und selbst seine eigenen Genossen brachten ihn bald mit der Drohung: „er sei wohl, wie immer, wieder betrunken gewesen und habe, Gott weiß, was gesehen," oder, „er verdiene eigentlich noch eine tüchtige Tracht Schläge, daß er sie durch seine falsche Anzeige unnütz hieher geführt habe, und solle jetzt nur ja das Maul halten," zum Schweigen. Gerade die schlimmeren Kerle unter dem Haufen, die ergrimmt darüber waren, daß durch die Anwesenheit der Bauern und ihrer Knechte ihnen ohnehin jetzt die Gelegenheit, Excesse zu begehen, genommen war, zeigten sich nunmehr am Unwilligsten gegen den Jäger. Mit lautem Gesang, denn der Wein und Branntwein, den der Kammerherr anfänglich so freigebig vertheilen ließ, hatten ihre Wirkung doch gethan, zog der Haufen nun bald vom Schloßhofe wieder ab, und Bruhn, wie auch die anderen angesessenen Bauern, die von den Uebrigen abgesondert neben einander ritten, wachten streng darüber, daß keine einzelnen Nach-

zügler zurückblieben, oder sonstige Excesse begangen werden durften. So war für dieses Mal wenigstens das Schloß des Kammerherrn von Dressen vor weiteren Gewaltthätigkeiten gesichert. — Desto heftigere Auftritte fanden dafür bald im Innern desselben statt. Louise, unbekümmert um alles Uebrige, warf sich sogleich, nachdem der alte Bauer ihr Zimmer verlassen hatte, an die Brust des Geliebten, und rief voller Freude: „Gott sei gepriesen, Sie sind gerettet, und ich kann Sie nun so recht pflegen, daß Sie bald wieder gesund werden.“ Auch der Capitain, der bei der ganzen frühern Scene ein sehr verlegenes Gesicht gemacht, und eigentlich selbst nicht recht gewußt hatte, wie er sich benehmen solle, gewann jetzt sogleich seine angeborene französische Unbefangenheit, oder richtiger eigentlich Unverschämtheit wieder. Er drückte einen leichten Kuß auf die Stirn des Fräuleins, und ihr einen zärtlichen Blick zuwerfend sprach er: „Ah! ma belle Louise, wie muß ich Ihnen stets dankbar sein für Alles, was Sie jetzt abermals für mich gethan haben. Parbleu! es war eine recht unangenehme Geschichte, die leicht sehr schlecht hätte ablaufen können. Doch dieser alte Bauer hatte wirklich etwas Imponirendes. Wer hätte wohl so etwas Nobles unter diesen dickhäutigen

deutschen Bauerlümmeln suchen sollen. Der Mann verdient in der That meinen Dank, und wenn wir Franzosen erst wieder in dem ruhigen Besitz dieses Landes sind, so will ich suchen ihm ein hübsches Geschenk zu machen, und seine jetzigen aufrührerischen Thaten verschweigen."

Der Kammerherr hatte noch immer nicht seine volle Fassung wiedergewonnen, denn alle diese verschiedenen letzten Eindrücke waren zu überraschend schnell über ihn gekommen. Geschehen mußte aber Etwas jetzt von seiner Seite, denn er konnte unmöglich länger dulden, daß seine Tochter einen französischen Officier in ihrem Schlafzimmer versteckte, und ihn dann ohne Scheu, selbst in seiner Gegenwart, umarmte und küßte. Und doch wußte er sich nicht sogleich zu rathen, was er nun beginnen müsse. Eine heftige Scene aufzuführen, hätte in keiner Hinsicht das Mindeste mehr genützt, ja das Uebel nur noch eher vergrößert; auch hegte er sowohl vor dem französischen Capitain, als auch vor seiner eigenen Tochter eine gewisse Scheu, um rücksichtslos heftig gegen sie aufzutreten. Er mußte erst seine Gedanken wieder mehr sammeln und ruhiger überlegen, was nun weiter von seiner Seite geschehen solle. Einen nichts weniger als zärtlichen Blick auf Beide werfend, verließ er mit

den höhnischen Worten: „Treiben Sie Beide nur dies zarte Liebesspiel weiter fort, Sie werden bald wieder mehr von mir hören," das Zimmer.

Mit seiner Frau über diese ganze Angelegenheit weiter zu sprechen, hielt der Kammerherr eigentlich für überflüssig, da sie doch zu indifferent war, um sich viel über das Schicksal ihrer Tochter zu bekümmern. Aerger und Schreck über den Lärm der Bauern, und die Haussuchung, wobei man selbst ihr eigenes Schlafzimmer nicht verschonte, hatten die Kammerherrin jetzt auch schon in ihr Bett getrieben; doch vergaß sie nicht, sich ein tüchtiges Nachtmahl und eine Flasche Bordeauxwein zur Vorsorge auf den Nachttisch stellen zu lassen. So mußte der Kammerherr jetzt schon allein sich rathen, und lief mehrere Stunden mit hastigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, bevor er zu einem festen Entschlusse kommen konnte. Endlich schien er diesen gefaßt zu haben, und indem sein Gesicht einen bittern höhnischen Ausdruck annahm, sprach er halbleise: „Was macht es aus, mein eigenes Fleisch und Blut ist sie doch nicht, und so wird es am Besten sein, ich beschleunige ihre Hochzeit mit dem französischen Capitain, bevor es noch weitern Skandal giebt." Er klingelte jetzt seinem Kammerdiener, und befahl

ihm, dem gnädigen Fräulein zu sagen, daß er sie bitten lasse, sogleich zu einer Unterredung mit ihm auf sein Zimmer zu kommen.

Nicht ohne Spannung empfing Louise diese Botschaft, denn sie wußte, daß sie jetzt einem sehr ernsten Gespräch, das vielleicht von dem wichtigsten Einfluß auf ihr ganzes ferneres Leben sein konnte, entgegenging. Mit ihrer gewöhnlichen sichern und stolzen Haltung trat sie jedoch in das Zimmer des Vaters ein.

Der Kammerherr hatte jetzt vollkommen seine Fassung wiedergewonnen, und empfing seine Tochter mit der ihm gewohnten äußern Höflichkeit. „Du wirst es einsehen, Louise,“ begann er seine Unterredung, nachdem er zuvor eine starke Prise aus der kleinen goldenen Dose, die er gewöhnlich in der Hand zu halten pflegte, genommen hatte, „daß ich sehr erstaunt sein mußte über den seltsamen Gast, den ich vorhin in Deinem Schlafzimmer traf. Wir kennen uns gegenseitig zu genau, als daß Du zu befürchten hättest, ich würde jetzt noch eine heftige Scene mit Dir aufführen, die uns doch nur unnütz echauffirte und in der Sache selbst nicht das Mindeste mehr änderte. Daß Dein Ruf jetzt in unserer ganzen Gegend unrettbar compromittirt ist, und Du die Hoffnung aufgeben mußt,

fernerhin noch eine standesgemäße Heirath zu machen, wird Dir ebenfalls Deine eigene Vernunft sagen. Wenn auch dieser dumme Tölpel von Bauer versprochen hat, Alles zu verschweigen, so wird er doch sein Versprechen nicht lange halten, und wahrscheinlich bald in der nächsten Dorfschenke beim Schnapsglase lachend erzählen, daß er einen hübschen französischen Officier heimlich in der Schlafstube des hochgebornen Fräuleins Louise von Dressen versteckt gefunden habe. Mit welcher spöttischen Schadenfreude der ganze Adel unserer Nachbarschaft diese Nachricht anhören wird, kannst Du Dir selbst sagen. Um nun diesem Skandale vorzubeugen, und da ich nicht Lust habe, vielleicht früher Großvater zu werden, als Schwiegervater zu sein," lachte er höhnisch, „habe ich den Entschluß gefaßt, daß Du augenblicklich Deinen Courmacher oder Geliebten, oder wie ich ihn sonst nennen soll, den Capitain Durosay, heirathen mußt. Unter dem Druck der jetzigen Verhältnisse kann ich freilich keine große Mitgift mitgeben; doch will ich Dir so viel jährlich aussetzen, daß Du zur Noth als Capitains-Gattin anständig leben kannst. Unsern Gutspfarrer will ich, als Patron der Kirche, schon dazu veranlassen, daß er morgen in aller Frühe die Trauung heimlich vornimmt, und Du kannst dann

mit Deinem Gatten sogleich abreisen, um das französische Hauptquartier, wo Ihr Eure Flitterwochen in aller Ruhe feiern mögt, zu erreichen. Daß die Capitains-Gattin Durosay ferner auf dem Schlosse Dressen und im Kreise unseres wackern, echt patriotisch gesinnten Adels keine angenehme sociale Stellung haben würde, weißt Du selbst. Da viele dieser französischen Officiere es vorziehen, lieber heimliche Liaisons mit verliebten deutschen Mädchen zu unterhalten, statt solche zu heirathen, zumal, wenn sie vielleicht doch schon früher in deren Reizen zur Genüge geschwelgt haben, so möchte ich Dich ersuchen, dem Gast auf Deinem Zimmer mitzutheilen, daß er sich bereit halten möge, morgen mit Dir vor den Traualtar zu treten — wo nicht, würde ich sogleich einen Boten an den in Lüneburg jetzt commandirenden russischen General schicken, mit der Bitte, ein Kosakendetachement hieher zu beordern, um einen sich hier aufhaltenden französischen Officier als Gefangenen fortzuführen. Diese patriotische That würde mir vielleicht sogar noch hoch angerechnet werden. So, mein Kind, jetzt weißt Du meinen festen Entschluß, gehe also und rüste Dich zum fröhlichen Hochzeitsfest. Ein Myrthenkranz wird vielleicht in der Eile nicht mehr aufzutreiben sein, doch kann die

Trauung auch wohl ohne einen solchen stattfinden," schloß er seine Rede, bei der sein gewöhnlicher spöttischer Ton oft sogar sich in schneidenden Hohn verwandelt hatte.

Ohne ein Wort der Erwiederung hatte Louise den Vater ausreden lassen, und nur mitunter, wenn sein Hohn gar zu scharf klang, röthete der Zorn ihr schönes Gesicht, und ihre Augen blickten verächtlich auf den vor ihr sitzenden Mann.

„Ich danke Dir für Deine Güte, und habe auch in Deiner jetzigen Rede wieder den zärtlichen Vater, und würdigen, wahrhaft vornehmen Mann, als welchen ich Dich stets verehrte, erkannt," war ihre kalte Antwort, worauf sie, ohne ein weiteres Wort noch zu sagen, das Zimmer verließ, um zu ihrem Geliebten zurückzueilen.

Nicht ohne Spannung harrte der Capitain Durosay auf die Rückkehr des Fräuleins, denn eine innere Ahnung sagte es ihm, daß sie eine, sein ferneres Schicksal entscheidende Nachricht mit zurückbringe. Von Leidenschaft entflammt, stürzte Louise ohne Weiteres an seine Brust und rief aus: „Gaston, wir sind glücklicher, als ich erwartet hatte. Der Vater besteht darauf, daß morgen schon unsere Trauung stattfinden soll, zu der er alles Nöthige besorgen will. Sobald Deine

Wunden es dann erlauben, sollen wir zum französischen Heere abreisen. O, mein Heißgeliebter, wie glücklich werde ich an Deiner Seite sein, wie will ich alles Thörichte, was früher mein Leben so oft erfüllte, jetzt ganz vergessen und getreulich meine Pflichten gegen Dich erfüllen!"

Wer in diesem Augenblick das Gesicht des französischen Officiers beobachtet, der hätte einen tiefen Schatten des Mißmuthes, der gar nicht zu dem hellen Schein des Glückes, der seine schöne Braut überstrahlte, paßte, darauf bemerken müssen.

„Morgen schon die Trauung, Sacristie! das heißt mit Courierpferden in den heiligen Ehestand gefahren. Ich habe ja gar keine Papiere, kein Geld, kurz Nichts, was für einen jungen Ehemann sich paßt, bei mir. Wäre es nicht für uns Beide rathsamer, wenn die ganze Ceremonie bis nach wiederhergestelltem Frieden aufgeschoben werden könnte; es würde dann ungleich bequemer sein," antwortete er in einem Tone, der nicht ganz frei von Verdruß und jedenfalls merklich kühler als der seiner schönen Geliebten war.

Ein jäher Schreck durchfuhr diese, und zum ersten Mal überkam sie der finstere Gedanke, daß der Franzose sie nicht mit der gleichen Leidenschaft, die sie für ihn empfand, wiederliebe. Mit

ihren großen dunklen Augen ihn fragend anblickend, als möchte sie so gerne tief in dem Innern seiner Seele lesen, sprach sie leise: „So kalt und sogar, wie es mir scheint, unangenehm berührt empfängst Du diese Nachricht. Liebst Du mich denn nicht mehr mit dem gleichen Gefühle, was Du mir früher und zuletzt noch am heutigen Morgen mit beredten Worten, denen mein Ohr so gern lauschte, versichertest?"

Der Capitain fühlte jetzt selbst, daß er den Ausdruck seiner Stimme nicht genug beherrscht habe, und zärtlich seinen unverwundeten Arm um die schlanke Taille der Geliebten legend, antwortete er: „Nicht doch, mein süßes Kind, wie kommt Dir plötzlich solch böser Argwohn. Nur Deinetwegen hegte ich diese Besorgniß. Ich fürchte, daß eine Ehe mit einem blessirten und körperlich hart mitgenommenen Mann, mitten im Getümmel des Feldlagers, Dir unmöglich gefallen könnte. Wie wird es auch mit unseren pecuniären Mitteln aussehen, ich bin augenblicklich fast gänzlich von Geld entblößt? Wie kommt überhaupt Dein Vater zu dieser schnellen Eile? Wäre es nicht besser, ich ginge zu ihm, um vernünftig mit ihm vorher zu reden?" frug er weiter.

Traurig blickte Louise um sich, denn gleich

einem vernichtenden Frost hatten diese Worte des Officiers auf die warmen Blüthen ihrer Liebe sich gelegt. Und doch war ihre Leidenschaft noch immer nicht erloschen, und sie suchte sich selbst zu überreden, daß wirklich nur Besorgniß für ihr eigenes Wohl den Capitain eine Verzögerung der Heirath wünschen lasse. Mit kurzen Worten erzählte sie ihm nun den Inhalt ihrer Unterredung mit dem Vater, und verschwieg dabei nicht, daß dieser gedroht habe, im Fall der Verweigerung der Ehe den Officier als Gefangenen den Russen ausliefern zu lassen. Nicht ohne Eindruck blieb diese Erzählung, welche der Capitain mit großer Spannung angehört hatte; er strich sich einige Male mit der flachen Hand über die Stirn, als wolle er die Falten der Sorge und des Unmuthes, die sich dort gebildet hatten, verscheuchen, und rief dann mit seiner gewohnten, echt französischen Sorglosigkeit: „In Gottes Namen denn, mein schönes Bräutchen, wenn morgen schon geheirathet werden soll, ich bin damit zufrieden. Nur fürchte ich, werden die Flitterwochen im Tumulte des Feldlebens und an der Seite eines verwundeten Mannes Dir nicht allzuerfreulich erscheinen. Nun, ich wasche meine Hände in Unschuld, und bitte mir später keine unverdienten Vorwürfe zu machen.

Und so gieb mir denn jetzt den ersten erlaubten Brautkuß in allen Ehren, Sacristie! was werden die Kameraden für erstaunte Gesichter machen, wenn ich plötzlich mit einer so bildschönen, jungen Frau unter ihnen erscheine! Und nun gar der General Vandamme, der ohnehin jedem hübschen Gesichtchen wie versessen nachläuft. Aber höre, Louison, ich werde gewaltig eifersüchtig sein, das merke Dir, mein Täubchen," scherzte und koste er fort, das Mädchen dabei auf seinen Schooß niederziehend und gar häufig süße Küsse auf ihre rothen, frischen Lippen drückend. Nicht mit gleicher Gluth, wie es vor wenigen Augenblicken unzweifelhaft geschehen wäre, erwiederte Louise jetzt diese Liebkosungen des Officiers, denn sein erster Ausruf hatte sie mit einem finstern Argwohn erfüllt, den sie nicht sogleich wieder zu beschwichtigen vermochte, so sehr sie selbst dies auch wünschte. Den Vorwand mannigfacher Besorgungen vorschützend, verließ sie bald wieder das Gemach.

„Sacristie! — das ist eigentlich eine Geschichte, die mir gar nicht recht in den Kopf will," sprach der Franzose halblaut vor sich hin, als er allein wieder im Zimmer war. Zwar ist meine Braut wunderschön und wird Furore machen, und auch die Mitgift, die der alte Fuchs von Schwiegerpapa

geben muß, wird wohl so ziemlich ausreichend sein. In dieser Hinsicht könnte ich es mir also schon gefallen lassen, der Gatte der hübschen Louise von Dressen zu werden, und doch giebt es wieder so verschiedene „Aber“ dabei, die mir nicht recht gefallen wollen; doch que faire — ich stecke nun einmal in der Falle, und mit der Freiheit ist es vorbei. Als Gefangener den Russen ausgeliefert und vielleicht noch sogar wieder in dies verwünschte Rußland zurückgeschleppt zu werden! prrr, mich schaudert förmlich bei diesem Gedanken. Nein, lieber heirathe ich doch die Coquettesten aller coquetten Mädchen in ganz Deutschland. Also allons, rüsten wir uns, morgen in den heiligen Ehestand zu treten. Das wird aber eine komische Ceremonie werden, und mit meiner zerfetzten Campagne-Uniform gebe ich gerade keinen sonderlich hübschen Bräutigam ab, wenn mein chère Schwiegerpapa nicht vorher für einen anständigen Civilanzug sorgt. Nun, warten wir Alles in Geduld ab,“ so scherzte und lachte der leichtsinnige Franzose für sich allein fort, und verschmähte dabei nicht, einer tüchtigen Mahlzeit und einer Flasche Wein, welche Lisette inzwischen auf das Zimmer gebracht hatte, gehörig zuzusprechen. Seine Braut sah er an dem Abend nicht wieder, denn sie hatte es vorgezogen, sich eine andere Stube auszusuchen.

Wie der Kammerherr es gewollt, so fand die Trauung auch am andern Morgen in aller Stille statt. Zwar hatte die Mutter anfänglich dagegen Widerspruch erheben wollen, und es auch für unschicklich erklärt, daß die Hochzeit ihrer Tochter ohne Ball und Diners und sonstige weitere Feierlichkeiten stattfinden sollte, war jedoch von ihrem Gatten nach einem kurzen, ernsthaften Zwiegespräch sehr bald wieder beruhigt worden. Die aufregenden Ereignisse der letzten Tage hatten überhaupt auf die arme Frau so überwältigend eingewirkt, daß sie sich fast in einem Zustande vollständiger Apathie befand, widerstandslos Alles über sich ergehen ließ, und nur im Essen, Trinken und Schlafen ihre einzige Erholung oder, richtiger noch, Beschäftigung fand. Die Einwendungen des Pfarrers wegen mangelnden Aufgebots und anderweitiger Formalitäten hatte der Kammerherr leicht dadurch besiegt, daß er sich schriftlich erklärte, als Guts-, Gerichts- und Patronatsherr der Pfarre diese Trauung zu verlangen und alle etwaigen weiteren Folgen deswegen allein auf sich zu nehmen.

Einige Stunden vor der zur Trauung angesetzten Zeit war es dem Capitain Durosay gelungen, noch eine Unterredung mit dem Kammer-

herrn zu erhalten. Mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit hatte dieser ihn empfangen und anfänglich jeden ernsthaften Gegenstand der Unterhaltung zu vermeiden gesucht. Als aber der Officier davon sprach, wie eine Verzögerung der Heirath ihm sehr erwünscht sein würde, besonders auch in Rücksicht auf die Braut, der er in seiner jetzigen Lage sehr geringe Annehmlichkeiten darbieten könne, hatte dessen Gesicht sogleich den Ausdruck des boshaften Hohnes, der es so oft entstellte, angenommen, und er antwortete: „Es mag sein, mein Herr, daß Sie zur Heirath keine sonderliche Neigung fühlen, und auch ich will es offen gestehen, daß Sie mir kein sehr erwünschter Schwiegersohn sein werden. Wäre Ihre Liaison mit meiner Tochter ohne Eclat abgelaufen, nun so hätte ich mich weiter auch nicht viel darum bekümmert. Da dies aber leider nicht der Fall ist, und nun die Sache einen großen Skandal machen wird, so bin ich zu meinem Bedauern genöthigt, Ihnen zu erklären, daß Sie entweder in zwei Stunden Fräulein Louise von Dressen heirathen und dann am Abend noch mit ihr abreisen, oder mit Sicherheit darauf zählen können, am heutigen Tage noch ein Gefangener der Russen zu sein. Das baare Geld ist zwar jetzt sehr knapp in meiner Kasse, doch erlaube ich

mir, Ihnen vorläufig einhundertfunfzig Napoleonsd'or zu geben, und verpflichte mich, meiner Tochter alljährlich eine gleiche Summe auszahlen zu lassen. Für einen passenden Civilanzug zu sorgen, da Sie sich in Ihrer zerrissenen Officiersuniform nicht werden trauen lassen können, wird freilich in der Eile schwer halten, weil meine Kleider zu klein für Sie sind. Ich glaube jedoch, daß aus der Jagdgarderobe meines Vetters, der solche bei mir zurückgelassen hat, Ihnen Manches passen wird, und werde sogleich die Sachen auf Ihr Zimmer senden. Und somit wäre denn Alles abgemacht, und ich hoffe, in zwei Stunden Sie als Gemahl meiner Tochter begrüßen zu können." Mit diesen Worten machte der Kammerherr dem Capitain eine sehr ceremonielle Verbeugung und verließ das Zimmer.

„Es hilft Nichts — ich muß nun schon in das Ehejoch hinein — Sacristie! wer hätte das gedacht, als ich vor zwei Tagen mit dem General Morand so siegsgewiß in Lüneburg einmarschirte, um diese verdammten deutschen Lümmel verdientermaßen zu züchtigen," fluchte der Franzose, als er wieder in sein Zimmer zurückkehrte, um sich aus dem Vorrath der Kleider, welche Lisette inzwischen gebracht hatte, einen einigermaßen anständigen

Anzug herauszusuchen. Es waren dies zwar nur Jagdanzüge, doch gelang es dem Capitain, eine hübsche grüne, mit Schnüren reich besetzte Jagdpekesche und ein Paar weiße Lederhosen mit Stulpenstiefeln zu finden, welche ihm ganz gut paßten. Zwar war dies eigentlich ein seltsamer Anzug, um damit vor den Traualtar zu treten, doch ging es nicht anders, und er sah darin doch ungleich anständiger als in seiner arg zerfetzten und beschmutzten Felduniform aus. Da der Kammerherr ihm gesagt hatte, daß er, um einer spätern Entdeckung vorzubeugen, Alles vermeiden müsse, was ihn als Officier kenntlich machte, so hatte der Capitain auch seinen schönen dunklen Bart, und besonders auch den stets so gut gepflegten Schnurrbart, nicht ohne einen kleinen Seufzer sich abrasirt. Die bleiche Farbe seines Gesichts, durch den Blutverlust der Wunden veranlaßt, zeigte sich jetzt noch auffälliger; dazu das schwarze Pflaster auf der Stirn, der verwundete Arm in der Binde, und der Ausdruck des Unmuths, der sich in seinen Zügen deutlich zeigte, Alles dies paßte mehr zu dem Bilde eines kranken Invaliden, als zu dem eines jungen, lebensfrohen Bräutigams. Wer den Capitain Durosay nur als eleganten, schönen, fast übermüthig lebenslustigen Officier in Cassel

gesehen und ihn jetzt in dieser Gestalt erblickte, der hätte schwerlich ihn wieder zu erkennen vermocht.

Mit ernsten Gefühlen ließ auch Louise sich von ihrer weinenden und sehr mißmuthig gestimmten Zofe zur Hochzeit schmücken. Die verletzende Aeußerung des Officiers bei der plötzlichen Nachricht der schnellen Verheirathung mit ihr hatte unaufhörlich während der ganzen Nacht in ihrem Ohre geklungen. Trübe Gedanken des Zweifels an seiner Liebe zu ihr peinigten ihr Herz und verscheuchten abermals den Schlummer aus den, nach der vorigen durchwachten Nacht doch so müden Augen. Was ihr vor wenigen Stunden noch als Ziel ihrer höchsten Sehnsucht gegolten hatte, die Heirath mit dem so heißgeliebten Manne; jetzt wußte sie in der That nicht, ob sie solche noch wünschen sollte, ja in einigen besonders schwarzen Augenblicken mochte sie dies Ereigniß fast als ein Unglück betrachten. Und doch war ihre Liebe noch immer nicht erloschen, und fast gewaltsam suchte sie sich wieder selbst zu überreden, daß ihr Verdacht unbegründet sei, und der französische Officier nach wie vor die zärtlichsten Gefühle für sie hege.

In dem vorhin geschilderten Ahnensaal des

Schlosses war der Traualtar aufgeschlagen. Die Braut im weißen Gewande, einen Spitzenschleier über das reiche blonde Haar tragend, sah trotz ihrer bleichen Gesichtsfarbe überaus schön aus, und überstrahlte hierin bei Weitem den sonst so stattlichen Capitain. Der Kammerherr hatte zu Ehren des Tages zwar seine reichgestickte Gala-Hofuniform angelegt, doch zeigte sein Gesicht einen so verdrießlichen und zugleich auch wieder höhnisch-spöttischen Ausdruck, daß das Festkleid wenig dazu paßte. Auch seine Gemahlin hatte ein sehr verdrießliches Aussehen, und konnte sich kaum überwinden, dem Bräutigam ihrer Tochter einige freundliche Worte zu sagen.

Die Trauungsceremonie selbst ging schnell von Statten, denn der Kammerherr hatte den Pastor, einen alten, schon etwas stumpfen Dorfgeistlichen, gebeten, jede längere Traurede gänzlich zu unterlassen, da der Bräutigam ohnehin der deutschen Sprache nicht mächtig genug sei, um solche zu verstehen. Als das entscheidende Ja gesprochen, der Ringwechsel geschehen und Fräulein Louise von Dressen dadurch für immer die Gattin des Capitain Durosay geworden war, überwältigte das Gefühl das sonst so starke und stolze Mädchen auf einen Augenblick so sehr, daß die Thränen ihr aus den Augen

stürzten und sie ihr Haupt auf den Busen der Mutter drückte, gleich als wolle sie wohl zum letzten Mal in diesem Leben dort einen Ruheplatz finden. Auch bei der Kammerherrin hatten in dieser Minute die mütterlichen Gefühle ihre sonstige Indolenz überwältigt. Ihre Thränen mischten sich mit denen der Tochter, und schluchzend rief sie aus: „Mein Kind, liebes Kind, sollst Du auf diese Weise von uns scheiden! Was auch mit Dir geschehen mag, vergiß nie, daß Du an meiner Seite stets einen Zufluchtsort haben wirst.“ Mit ziemlich verdrießlichem Gesicht sahen sowohl der Kammerherr, als auch der junge Ehegatte dieser Scene zu.

Nach höflicher Verbeugung überreichte Ersterer nun dem Officier einen Beutel mit Goldstücken und ein mit dem freiherrlich von Dressen'schen Gutssiegel versehenes Papier, und sprach: „Hier, mein Herr, ist die versprochene Mitgift für das erste Jahr, und dann auch ein von mir als hiesiger Gerichts- und Polizeiherr ausgestellter Reisepaß, in dem Sie als ein Verwandter von mir, der mit seiner jungen Frau nach Bremen reisen will, aufgeführt sind. Bei einiger Vorsicht von Ihrer Seite wird hoffentlich dies Papier hinreichen, daß Sie sicher damit an den gewünschten Ort gelangen.

Ihrer eigenen Sicherheit wegen möchte es jedoch wünschenswerth sein, daß Sie recht bald mit Ihrer Gattin mein Schloß verlassen, da ich jeden Augenblick eine Einquartierung von verbündeten Truppen erwarten kann. In einer Stunde wird daher meine Equipage bereit sein, um Sie bis zur nächsten Poststation, von wo Sie dann leicht Extrapostpferde nehmen können, zu fahren. Ich habe somit die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, und wünsche dringend, daß Sie sich des heutigen Tages stets mit Vergnügen erinnern werden, wenn ich auch vielleicht für lange Zeit nicht wieder die Ehre Ihres Besuches haben dürfte." Mit einer sehr ceremoniellen Verbeugung verließ er den Capitain und wandte sich zu seiner Tochter mit den Worten: „Dein Wunsch, mein Kind, ist nun erfüllt, und Du bist die Capitains-Frau Durosay. Ich hatte zwar in der That gehofft, daß Du eine glänzendere Parthie einst machen würdest, allein Umstände ändern die Sache, und Du mußt nun zufrieden sein mit Dem, was Du Dir selbst herbeigeführt hast. Und somit reise glücklich." Er wollte nach diesen Worten seine Tochter zuletzt noch auf die Stirn küssen, doch diese, verletzt durch den Hohn, den der Vater ihr bei dieser ganzen Angelegenheit gezeigt hatte, wandte den Kopf ab und reichte

ihm nur kalt die Hand. Ohne ein weiteres Wort noch zu reden, verließ der Kammerherr jetzt den Saal.

Eine Stunde später waren die vollgepackten Koffer, welche die sehr reiche Garderobe der jungen Frau enthielten, auf dem Reisewagen des Kammerherrn befestigt, und mit vier kräftigen Kutschpferden bespannt, rollte dieser vor die Thür. Ein kurzer Abschied noch von der Mutter und von der in Thränen aufgelösten Kammerzofe, und Louise Durosay bestieg an des Gatten Seite den Wagen, der sie vielleicht für immer aus dem elterlichen Hause fortführte.

Ende des ersten Bandes.



Druck von G. Pätz in Naumburg.



